Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	13 ℳ	50 ₰
Für ein halbes Jahr		7 ℳ	— ₰
Für ein Vierteljahr		4 ℳ	— ₰
Für einen Monat		1 ℳ	50 ₰
Tagweise für einen Band	. . . . .	— ℳ	6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	16 ℳ	— ₰
Für ein halbes Jahr		9 ℳ	— ₰
Für ein Vierteljahr		5 ℳ	— ₰
Für einen Monat		2 ℳ	— ₰
Tagweise für einen Band	. . . . .	— ℳ	10 ₰

Bei auswärtigen Abonnements treten nach Vereinbarung eigene Bedingungen ein.

Die Kosten der Post-Sendungen trägt der Abonnent.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benützung nicht immer alle Bücher vorrätig sein können.

Verdorben oder beschädigt zurückgebrachte Bücher sind mit dem vollen Wert sogleich baar zu ersetzen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek (Schöpping).
16 Maximiliansplatz 16.

Schulter an Schulter.

Roman

von

Hermann Heiberg.

Zweiter Band.

Leipzig.
Verlag von Wilhelm Friedrich.
K. R. Hofbuchhändler.

Erstes Kapitel.

In dem langen, etwas niedrigen, von der Sonne beschienenen und von Blumen durchdufteten, mit altmodischen, aber glänzend schimmernden Möbeln angefüllten Vorderzimmer des Guldangschen Hauses saßen an demselben Abend die Besitzerin und Frau Ebba Gyldenstern. Die flinke Bertha hatte eben den Theetisch abgeräumt, und Ebba schickte sich an, ihrer Verwandten etwas vorzulesen. Bevor aber solches geschah, öffnete sich die Thür; Dagmar Jahn erschien und überreichte der alten Dame ein Schreiben.

„Tag, liebes Kind, nimm Platz," hub Fräulein Guldang an. „Na, was bringst Du? Einen Brief von Deiner Mama? Laß sehen!"

Dagmar nickte, sprach einige erklärende Worte und wandte sich zu Ebba, die sich erhoben hatte und ihr freundlich entgegentrat.

Die Alte setzte die Brille auf, bog den kleinen, verwachsenen Oberkörper zurück, las, ließ den Briefbogen auf den Tisch fallen und bewegte in eigener Weise den Kopf.

„Deine Mama befindet sich nicht wohl? Das ist mir ja recht betrübend, liebes Kind. Hoffentlich ist's nichts Besorgniserregendes?"

„Nein, nur starke Erkältung. Aber Mama möchte doch lieber nicht das Haus verlassen."

„Schade! — Aber Dich und Eduard darf ich denn doch erwarten? Ich kann die Gesellschaft nun nicht mehr verlegen. Nicht wahr, Ihr kommt?"

„Wenn Du erlaubst, gern, Tante!"

„Gewiß, gewiß. Ich freue mich sehr. — Und Du willst schon wieder fort? Schularbeiten? Nun, da will ich Dich nicht aufhalten. Grüße und bestelle gute Besserung. Adieu, mein gutes Kind!"

Nachdem Dagmar gegangen, sagte Ebba: „Welch' ein wunderbar schönes Mädchen! Und wie gesetzt und wohlerzogen. Aber auffallend ernst für ihr Alter erscheint sie mir."

Fräulein Guldang setzte die Finger in der spinnenartigen Krümmung auf den Tisch, zog die Lippen hin und her und nickte mit zerstreutem Ausdruck.

„Weißt Du, Ebba, in dem Jahnschen Hause

ist etwas nicht richtig. Ich fürchte, wenn nicht Wandel geschafft wird, geht's kopfüber. Ich bin in großer Sorge um sie."

„Ich verstehe nicht, Tante, Du meinst?"

„Ich meine, der Stadtrat hat Verlegenheiten und kann nicht heraus. Nur scheinbar sind die Verhältnisse geordnet."

Ebba machte ein Gesicht, in dem sich höchste Spannung ausdrückte, und bat Fräulein Guldang, fortzufahren.

„Nun so höre. Was ich Dir sage, bleibt natürlich unter uns, Ebba. Ich weiß, daß es mit Jahns Geldverhältnissen sehr schlecht steht. Auch der heutige Brief von Dagmars Mutter bestärkt mich darin. Er klingt äußerst bedrückt. Arme Frau!" Und die Alte las:

„Liebe Tante!

Sei nicht böse, wenn Jahn und ich absagen. Ich fühle mich recht unwohl, bin auch sehr trübe gestimmt. Ich wollte schon immer einmal in diesen Tagen zu Dir kommen und plaudern, aber da ich Dich nicht allein wußte, unterließ ich es. Hoffentlich vermag ich mich allernächstens aufzuraffen.

Die beiden Kinder kommen gern. Viele Grüße an Ebba, von der Eduard ganz entzückt ist. In alter Gesinnung

Deine Minna."

Alsdann berichtete Fräulein Guldang, die sonst nicht eben geschwätziger Natur war, über das zwischen ihr und ihrem Verwandten stattgehabte Gespräch und sagte am Schluß:

„Es müßte je früher, desto besser, reine Sache gemacht werden. Ich habe mich in dieser Zeit viel mit der Angelegenheit beschäftigt; auch wüßte ich wohl einen Ausweg. Aber freilich ist's mit bloßem Willen nicht gethan."

„Und der wäre, Tante?" schob Ebba mit sichtbarem Interesse ein.

„Eduard — Eduard — müßte —" erwiderte die Alte zögernd und fuhr dann rasch fort, während sie einen forschenden Blick auf Ebba warf, „eine reiche Frau heiraten und mit in die Firma eintreten."

„Ist denn das Geschäft gut? Fehlt es nur an Kapital?"

„Ja, das ist meine Ansicht. Wenn Jahn heute eine größere Summe erhielte und fortan verständig wirtschaftete, würde es sich sicher wieder machen."

„Das heißt für ihn und seine Familie?"

„Nun ja!" erwiderte die Alte in einem ruhigen Ton und mit einem Ausdruck, der durchaus nicht verriet, daß sie das Gespräch mit einer Nebenabsicht begonnen hatte.

„Du verstehst nicht, Tante. Ich meine, ob

Du glaubst, daß durch ein solches Kapital nicht nur dem Stadtrat und den Seinigen, sondern auch Eduard und — und seiner Frau gedient wäre? Mit anderen Worten: Zwei Familien bietet das Geschäft doch wohl keine Existenz?"

„Nein, schwerlich! Meine Gedanken richten sich auf eine Frau, die sehr wohlhabend ist, die, so lange noch die Familie des Stadtrats größere Ansprüche erhebt, also bis die beiden Töchter verheiratet sind, für deren Lebensunterhalt mit eintreten könnte. So etwa über 10—15,000 Thaler Rente müßte sie verfügen können."

„Wo steht denn aber geschrieben," entgegnete Ebba ziemlich kühl, „daß die Alten dauernd in solchem Wohlleben bleiben müssen? Sie könnten sich ja auch jetzt schon einschränken. Dagmar würde gewiß eine Stelle erhalten, und für Minna — nun für Minna würde sich auch mit der Zeit etwas finden."

„Von der Höhe herabsteigen, ist hart," entgegnete die Alte, „aber freilich ist's auch hundertmal besser, über etwas als — über nichts verfügen, denn vor dem Nichts stehen sie nächstens sicher, wenn's so weiter geht."

„Es würde sich also darum handeln, eine solche Frau zu finden?" begann Ebba, plötzlich das Versteckenspielen fallen lassend und die alte Dame mit einem forschenden, fast lauernden Blick an-

sehend. „Und um reinstes Deutsch zu sprechen: Du meinst, ich könnte Eduard heiraten, ihm das Geschäft des Vaters kaufen und die Alten in Zukunft ernähren? Zu dem letzteren fehlt mir allerdings durchaus die Lust.“

„Na, vielleicht findet sich sonst noch ein Ausweg,“ lachte Fräulein Guldang, ohne die Kernfrage mit einem besonderen Ja zu beantworten, und sah Ebba mit ihren klugen Augen an. „Wie denkst Du denn über meinen Plan, Ebba? Weißt Du, ich verstehe mich ein wenig auf Menschen und bin überzeugt, daß Eduard der rechte Mann für Dich ist. Er hat so viele Eigenliebe, wie jemand in der heutigen Zeit gebraucht, besitzt Kenntnisse, Geschmack und Lebensart, wird nie, wie sein Vater, über das Maas hinaus gehen, und wenn man ihm eine Stellung giebt, seine Sache sicher gut machen. Ich bin überzeugt, Ihr paßt vortrefflich zusammen.“

Ebba legte die Nadel hin, mit der sie thätig gewesen, und blickte mit ihren dunklen Augen eine Zeit lang ins Leere. Aber dann wandte sie sich wieder zu ihrer Verwandten und sagte:

„Es ist mir ein Gebot auf meine Erzbergwerke gemacht. Ich kann 300,000 Thaler schwedisch dafür erhalten, und mir bleibt die Rente aus den Kohlengruben. Auch die letzteren kann ich jeden Augenblick veräußern. Schon wollte

ich einmal mit Dir darüber sprechen. Sieh, wenn ich verkaufe und das Kapital anderweitig anlege, bleibt mir bloß drei fünftel der bisherigen Einnahme. Ich mache insofern eiu schlechtes Geschäft."

„Ja, insofern! Aber wenn die Gruben versaufen, sind sie gar nichts wert. Liebes Kind, Bergwerke sind meistens mit Villen zu vergleichen. Es giebt dabei zwei schöne Momente: der eine tritt ein, wenn man sie erwirbt, und der andere, wenn man ihrer wieder ledig wird. Gewiß, Du hast ausnahmsweise gute Erfahrungen gemacht, und Dein verstorbener Vater auch. Aber Bergwerke sind Lotterielose. Je eher, desto lieber würde ich sie veräußern und mein Geld in Staatspapieren anlegen. Und dann eine Frau: Geschäfte, und wenn es selbst eine Ebba Gyldenstern ist!"

Ebba nickte und sann nach. Endlich sagte sie und zeigte, daß sie mit ihren Gedanken bereits sehr weit voraus war:

„Aber Stockholm — gegen Föhrde vertauschen! Das ist auch ein Entschluß. Da machte man es doch lieber umgekehrt."

„Ich glaube nicht, Ebba. Hier wirst Du die erste Rolle spielen. Man spielt lieber in einer kleinen Stadt die erste, als —"

„Als in einer großen gar keine!" fiel Ebba lachend ein.

„Nein, so meinte ich es nicht!“ gab die Alte einlenkend zurück. „Als in einer großen eine bevorzugte neben anderen.“

„Und Du glaubst wirklich, Eduard wäre ein Mann für mich?“ schloß Ebba lebhaft. „Ich muß gestehen, er gefällt mir sehr. Des guten ernsten Doktors Bild ist ganz verwischt in mir, seitdem ich diesen hübschen, frischen und lebhaften Menschen kennen gelernt habe.“ —

Zweites Kapitel.

Während Fräulein Guldang in dieser Weise in Eduards Schicksal einzugreifen und, ohne sich die Fingerspitzen zu benetzen die Verlegenheiten des Stadtrats zu beseitigen, bemüht war, blieb der letztere selbst auch nicht unthätig. Am Vormittag desselben Tages begab er sich in die Kartheusersche Wohnung, um mit dem Doktor wegen des Grafen Caffaroni zu sprechen. —

Als am Abend dieses Tages Kartheuser und seine Frau nach dem Essen beisammen saßen, sagte die Doktorin:

„Ich vergaß, Dich nach Tisch zu fragen. Was wollte der Stadtrat Jahn heute morgen? Er war ja über zwei Stunden bei Dir —“

„Ach, nichts Gutes,“ erwiderte der Doktor, den es drängte, seiner Teilnahme für den ihm befreundeten Mann Ausdruck zu geben. „Jahn

wohlwollender Geldgeber oder Bürge zu finden, und wird Jahn in seinen Ausgaben etwas zurückhaltender, so läßt sich das Schlimmste sicher abwenden."

„Soll ich mit der Alten reden?" fragte die Doktorin lebhaft. „Unendlich würde ich mich freuen, wenn ich Jahn helfen könnte. Schon um der prächtigen Frau und der Kinder willen! Und Du sagst, die Guldang hat abgelehnt? Sollte am Ende etwas Wahres an der Sache sein, daß sie Herrn von Bolten heiraten will?"

„Wo denkst Du hin! Wer sagt das?" rief Kartheuser überrascht.

„Es wird erzählt —"

„Das wäre allerdings ein böser Strich durch die Rechnung —"

„Und Fritz Stadtkassierer will auch nicht? Na, von dem alten Filz ist nichts anderes zu erwarten. Ein gräulicher Patron war er mir von jeher."

„Es geht auch nicht, daß Du mit der Guldang sprichst," fiel der Doktor ein. „Ich selbst müßte sie besuchen. Aber was Deines Amtes nicht ist, da lasse Deinen Fürwitz! sagt das Sprüchwort."

Die Doktorin hatte großes Vertrauen zu ihrer eigenen Einwirkung auf die alte Guldang. Aber sie war verständig genug, einzusehen, daß ihre

Einmischung falsch gedeutet, und der Sache der erforderliche diskrete Charakter genommen werden würde.

Aber sie redete doch ihrem Manne zu, ließ sich alles genau erzählen und machte ihm allerlei Vorschläge, wie er es anzufangen habe.

Der Doktor kannte ihren lebhaft ausgeprägten Interventionssinn und hörte sie ohne Unterbrechung an.

„Wie schade," sagte er am Schluß neckend, „daß Du nicht das Kapital hast, Bella. Du würdest es gewiß hergeben."

„Ja, aber ich würde die Bedingung stellen, daß bei Jahns an Stelle des Überflusses ein einfaches Leben tritt. Wir haben kein Recht, lediglich unseren Neigungen nachzugehen und mehr, als nötig ist, zu gebrauchen, so lange es noch Armut in der Welt giebt."

Und da schaute der Doktor seine brave Frau, die bei ihrer großen Herzensgüte und Menschenfreundlichkeit doch nie ihren einfachen, gerechten Sinn verleugnete, mit einem freundlichen Blick an und schloß, von einem plötzlichen Gedanken ergriffen: „Gut, wir wollen uns verbinden, dem Freunde nach Kräften zu helfen, Bella. Wenn richtig ist, was er mir gesagt hat, thun wir kein Unrecht, uns für ihn zu verwenden, und wenn er in Zukunft Kontrole über sich ausübt, oder

andere diese übernehmen, so wird auch niemand betrogen werden. Deine Religion besteht in der Ausübung des Wortes: Schulter an Schulter! Und es ist die rechte Religion, denn sie spricht nicht, sondern handelt! Sollte aber unser Mühen dennoch vergeblich sein, so wollen wir wenigstens versuchen, dem Freunde sein schweres Schicksal zu erleichtern."

Die Doktorin nickte und nahm dabei ziemlich geräuschvoll eine Prise.

„Ach, diese schreckliche Gewohnheit, Bella," mahnte der Doktor, „hättest Du diesen Fehler nicht, Du würdest wirklich eine vollendete Frau sein."

„Gottlob, daß ich doch eine Untugend habe!" erwiderte sie lachend. „Lass' sie mir lieber. Die vollendeten Menschen sind nicht nach meinem Geschmack."

Drittes Kapitel.

Es war nachmittags gegen sieben Uhr. Fräulein Guldang und Ebba waren eifrig beschäftigt, noch die letzten Anordnungen für den Empfang der von ihnen erwarteten Gäste zu treffen. Die flinke Bertha hantierte in der Küche umher, sah nach den in den Pfannen liegenden, in zischender Butter bratenden und laut knisternden Koteletts, schälte scharfriechende Spargel ab und unterbrach ihre Beschäftigung erst, als Frau Stille, die an diesem Tage als Aushülfe angenommen war, nach den kleinen Salzfässern fragte. Fräulein Guldang stellte stets jedem Gast ein kleines, viereckiges Glassalzfäßchen hin und fand diese Einrichtung ganz besonders. —

„Ich kann sie im Schrank nicht finden, Bertha! Fräulein meinte, Sie hätten sie am Ende beis Silberzeug einstalliert. Sie wußte nicht, wo sie ihren Schlüsselkorb hatte. Ich sollte fragen.“

Die flinke Bertha setzte die Schüssel von ihrem Schoß ab, eilte in die Schlafstube, wo sie den Korb gesehen hatte, und reichte der Alten den Schlüssel.

„Und die grünen Weingläser?"

„Hab' ich schon hingestellt —"

„Schön!" Nun ging die Stille ab. —

„Ich gab Dir also den Platz zwischen Doktor Adler und Eduard Jahn," sagte Fräulein Guldang, die sich an ihrem Schreibtisch niedergelassen hatte, um auf kleine Karten die Namen ihrer Gäste zu schreiben, und nur den Blick mit einem Ausdruck, der Zustimmung voraussetzte, erhob.

„Ja, bei Eduard Jahn möchte ich sehr gern sitzen," erwiderte Ebba, den Namen betonend.

„Und der Doktor?"

„Wie Du meinst, Tante —"

Nun wußte die Alte Bescheid. Ebba wollte Doktor Adler lieber nicht neben sich haben und ohne weiteres erwiderte sie:

„Dann gebe ich Dir den Sanitätsrat von Rosen zur Linken! Ist Dir das recht? Und Eduard führt Dich."

„Danke, ja, Tante." Ebba machte ein vergnügtes Gesicht.

„Nun weiß ich gar nicht, wie ich Dagmar placiere. Wer soll die führen?"

„Vielleicht der Kandidat, der bei Rosens zum Besuch ist?"

„Ja, das wäre das einzige, und dann müßte ich ihm ein paar Worte darüber sagen —. Also der Kandidat und Dagmar! — Doktor Adler — und — den müßte ich denn dahin nehmen — er könnte Fräulein Weinholz führen. — Oder wart' mal! Ja, so wird's gehen! — Adler und Frau Kartheuser — die beiden mögen sich ja gern."

„Was hälst Du eigentlich von der Doktorin Kartheuser?" warf Ebba hin, die eben an einer der Lampen den Docht abgeschnitten und ein neues Glas aufgesetzt hatte, das von Bertha noch am Nachmittag besorgt war, da das alte natürlich wieder einen Riß gezeigt.

„Die Kartheuser —" erwiderte Fräulein Guldang, ohne sich beim Schreiben zu unterbrechen, „ist eine ungewöhnlich brave und sehr kluge, überhaupt eine seltene Frau, nur besitzt sie einen kleinen Fehler."

„Und der wäre?" fiel Ebba sehr interessiert ein. Ebba mochte die Doktorin nicht. Deren offenherzige Geradheit war ihr unangenehm, zumal sie davon schon einigemal berührt worden war. Auch fühlte sie deutlich, daß die Doktorin sie durchschaute.

„Sie läßt ihrer lebhaften Zunge oft zu sehr

den Lauf," antwortete Fräulein Guldang und drückte ein kleines, helles, schon mit zahlreichen Schriftspuren bedecktes Löschblatt auf die zuletzt beschriebene Karte, „und überdies stellt sie häufig die Forderung, daß die Menschen genau so denken, fühlen und handeln sollen, wie sie selbst. Das findet man bei energischen Menschen und solchen, die das Gute wollen, sehr häufig, es verrät aber doch etwas Einseitigkeit und Mangel an praktischer Lebensgebahrung. Wenn alles nach ihren Wünschen geht, ist die Frau von einer wirklich bezaubernden Liebenswürdigkeit, und man kann ihrem von Herzensgüte geleiteten Wesen nicht widerstehen. Gehen die Dinge aber anders, dann wehe dem Opponenten! Sie hat alsdann eine sehr scharfe Art und wird, indem sie eben die Dinge lediglich von ihrem Gesichtspunkte aus ansieht, bisweilen ungerecht. Man verzeiht ihr am Ende, weil man weiß, daß niemals Übelwollen sie leitet. Aber zunächst wird man doch von der Wirkung ihrer Lebhaftigkeit berührt und muß die Folgen tragen."

Diese Worte waren Wasser auf Ebbas Mühle, nur fand sie, daß ihrer Verwandten Tadel bei weitem nicht scharf genug sei.

Während die alte Dame die Schwächen der Doktorin lediglich unter dem Gesichtspunkte rügte, daß eben alle Menschen ihre Fehler haben und

der Nachsicht bedürfen, urteilte Ebba unter dem Eindruck ihrer persönlichen Empfindungen, und nachsichtige Worte glitten wohl mal über ihre Lippen, aber wirkliche Duldsamkeit stand nirgends in ihrem Lexikon. Sie wollte herrschen, genießen, bewundert und von keinerlei Unbehagen berührt werden. Was ihr unbequem war, schüttelte sie rücksichtslos von sich ab. Dennoch war sie nicht ganz herzlos, aber sobald ihre Eitelkeit getroffen wurde, oder ihre Bequemlichkeit in Frage kam, schwieg die Stimme ihrer besseren Natur, und nur ein gewisser Aberglaube, jener, der durch Wohlthun und Geben eine Versicherung mit dem Himmel auf seine eigene Wohlfahrt abzuschließen glaubt, hielt sie ab, nicht gänzlich ihre Hand von dem Nächsten zurückzuziehen.

Nachdem Fräulein Guldang ihre Arbeit beendet hatte, stand sie auf, rückte einige Nippes auf den Nebentisch, zupfte an den Gardinen und glättete einige gestickte Sofaschutztücher auf dem Kanapee, schaute sich dann noch einmal um und folgte der vorausschreitenden Ebba, um gleich dieser Toilette zu machen. Fräulein Guldang that einige häusliche Fragen: Wie ist's mit den Rheinweingläsern? Haben Sie sie herausgesucht?"

„Gewiß, Fräulein. Soll ich sie gleich aufsetzen? Ich hatte sie noch einstweilen ins Eßzimmer aufs Hypothek stehen lassen?"

„Aufs Hypot —?“ setzte Fräulein Guldang fragend an.

„Sie meint wohl auf's Büffet, Tante,“ ergänzte die ebenfalls wieder erschienene Ebba, nur mühsam ein Lachen unterdrückend. —

Wenig später kamen dann auch die Gäste, und die Zeit bis zum Essen verlief wie immer. Man begrüßte sich, sprach über das Wetter, machte, ohne sich viel oder überhaupt etwas dabei zu denken, höfliche Reden, bewunderte Toiletten, erörterte den Stand der Saaten, die Butter- und Fleischpreise, machte seinem Ärger über Dienstmädchen Luft und fand den Augenblick, wo das Zeichen zu Tisch gegeben ward, erlösend.

Das Abendessen spielte sich vorschriftsmäßig ab. Dem kalten Gang mit Spick- und saurem Aal, Rauchfleisch, kalten Beefsteaks und Koteletts, Anschovis, Kartoffel- und Hummersalat, Kalbsbraten mit Gelee, Sardellen, Sardinen, Krabben und Pfeffer- und Senfgurken folgten gebratene Hühner mit Kartoffeln, Erbsen und Spargeln. Als dieser Gang aufgetragen ward, seufzte der Postdirektor, Herr von Bolten, tief auf, schob die unter den Halskragen gesteckte Serviette tiefer herab und gab seiner Anerkennung über das deliziöse Souper Ausdruck.

„Man möchte täglich Ihr Gast sein, Fräulein Guldang,“ sagte er und ließ eine Spargel kunst-

2*

gerecht in den Mund gleiten. „Die Kücken sind exquisit! Und die Spargel übertreffen die kühnsten Erwartungen eines Feinschmeckers.“

Fräulein Guldang, in deren Augen, wenn sie mit dem Postdirektor sprach, noch ein ganz jugendlich lebhaftes Feuer aufblitzte, beantwortete auch heute sein Lob in eigener Weise. Sie blickte ihn verschämt an und sagte mit der ausgesuchten Artigkeit, die ihr eigen sein konnte:

„Sie machen mich sehr stolz, Herr von Bolten, und was ihren Wunsch anlangt, wen könnten Sie glücklicher machen als mich, wenn Sie denselben wirklich in Thaten umsetzten.“

„Ei, ei, ei, schönen Dank,“ entgegnete der alte Herr geschmeichelt, trank sein Glas aus und schnalzte wohlbehaglich. „Ich möchte aber doch die Probe nicht machen. Ein alter Griesgram wie ich, der noch immer Geschmack an Miltons Verlorenem Paradies, Tassos Befreitem Jerusalem und dergleichen veralteten Produkten findet, der sich in die neue Zeit nicht einzuleben vermag und die Klänge eines Mozart dem Spektakel der Italiener vorzieht, noch seine Meerschaumpfeife raucht und abends seinen Punsch trinkt, der thut besser, sich zurückzuziehen und sein beschauliches Leben zwischen seinen vier Wänden fortzusetzen.“

Gerade als Fräulein Guldang antworten

wollte, nahte sich ihr die flinke Bertha mit zischelnder Rede und that eine Frage wegen des Nachtisches.

„Natürlich erst den Kuchen und dann Käse und Radies!“ gab die Alte in ihrer kurzen, entschiedenen und wegen der Unterbrechung fast unfreundlichen Sprechweise zurück und wandte sich dann eilig wieder zu ihrem Tischherrn.

Aber er war nun mit seiner Nachbarin zur anderen Seite beschäftigt, und die Höflichkeit erforderte, daß er nicht sogleich abbrach. Das irritierte Fräulein Guldang. Das Gespräch hatte eine Wendung genommen, die ihr außerordentlich behagte, ja, die sie schon lange herbeigewünscht hatte. Von allen Männern, die ihr im Leben begegnet waren, gefiel ihr Herr von Bolten so außerordentlich, daß sie den Gedanken eines Zusammenlebens mit ihm durchaus nicht zurückwies.

Sie begegneten sich in ihrem Geschmack und ihren Neigungen vollkommen, und mit einem Mann wie diesem das Leben zu genießen, etwa sich noch einmal die Welt anzusehen, war ihr höchster Wunsch. Bisher war sie sich nicht recht klar darüber geworden, ob den Postdirektor gleiche Empfindungen beseelten, und ob er nur Scheu trug, sich auszusprechen.

Endlich beim Käse konnte sie seiner wieder habhaft werden.

„Ich muß Ihnen noch antworten, Herr von Bolten," hub die Alte, ihr kluges Gesicht zu dem Nachbarn erhebend, an, und legte sich in der Zerstreuung sogar mehrere Radies auf den Teller, obgleich sie solche nie aß. „Wir wurden unterbrochen. Aus Ihren Äußerungen müßte ich fast abnehmen, Sie zählten mich zu den Verächtern der alten Zeit, während doch gerade ich eine ihrer eifrigsten Verehrerinnen bin. Also insofern finde ich keinen Grund, daß Sie nicht häufiger zum Kaffee oder Abendessen bei mir einkehren. Aber ein so sehr begehrter und geschätzter Mann hat so viele Invitationen, daß er das Haus mit der großen eisernen Treppe nur sehr selten besuchen kann und vielleicht auch — mag."

Nun schenkte sich der Postdirektor abermals ein und bewegte den Kopf in der hohen Krawatte auf ganz besondere Art. Er war immer noch ein stattlicher Mann mit seinem starken, graumelierten Schnurrbart und seinen gesunden Farben. Wie ein General a. D. sah er aus, und wirklich war er vordem Oberstlieutenant gewesen und bei seinem Abgang aus der Armee mit der Postdirektor-Sinekure betraut worden, die er auch vortrefflich verwaltete.

„Ich werde so frei sein, in diesen Tagen einmal zum Kaffee zu kommen," sagte er scharf betonend, und guckte unter den buschigen Augen-

brauen listig lächelnd hervor. „Indessen — indessen — werde ich mich vorher anmelden, damit wir unsere Passionen über die gute alte Zeit allein austauschen können. Die Jugend hat dafür kein Interesse und schmollt auch nicht, wenn sie einmal fortgeschickt wird. Einverstanden?“

Ja, Fräulein Guldang war einverstanden. Ihr altes Herz klopfte sogar, und ihre hageren Elfenbeinfinger liefen wie geschäftige Spinnenbeine auf der Serviette hin und her.

Sie sagte jedoch nichts; sie nickte nur; und als eben die alte Stille vorbeikam, rief sie diese hinter ihren Stuhl, obgleich sie ihr gar nichts zu sagen hatte. —

Aber der Zaubertisch förderte an dem heutigen Abend noch andere, ähnliche Dinge hervor.

Eduard und Ebba schwatzten mit einem Eifer und einer Vertraulichkeit, als ob sie Jahre lang getrennt gewesen wären und sich ganze Bände zu erzählen hätten. Der Doktor und Dagmar saßen nebeneinander, als ob sie sich für eine heilige Handlung vorbereiteten, und waren dabei so still beseligt und erwartungsvoll, daß ihnen die Worte auf den Lippen erstarben.

Einer einzigen in dem Kreise entging dies nicht, und das war die Doktorin Kartheuser. Sie hatte auch Verständnis dafür und nahm

Anteil an dem, was sich zwischen den beiden Menschen vorbereitete.

Als Adler sich gegen Schluß der Tafel einmal wieder zu ihr wandte, und das jetzt unter der Wirkung des Weines laut schwirrende Gespräch vertrauliche Worte eher ermöglichte, sagte sie:

„Nun, mein guter Doktor? Sie scheinen mir heute sehr pensif — ungewöhnlich ernst —. Was beschäftigt Sie so sehr? Sind es ihre Kranken, oder denken Sie an Heirat?"

Der Doktor biß ausnahmsweise den Schnurrbart nicht, aber er schob den blonden Kopf mit der hohen Stirn auf die Seite und sah die Doktorin fragend und — um seine Verlegenheit zu bemänteln — etwas spöttisch unter der goldenen Brille an.

„Na, und warum nicht?" gab die Doktorin, seiner stummen Abwehr etwas herausfordernd begegnend, zurück: „Da ist zum Beispiel der zierliche, schwedische Vogel herübergeflogen! Er sucht ein Nest! Glauben Sie es mir!"

„Gewiß — gewiß — nur helf ich keineswegs, die Federn herbeitragen."

„So! So! Gefällt Frau Ebba Ihnen nicht?"

„Sie ‚gefiel' mir!" betonte Adler kurz. „Aber an ihrem heutigen Kostüm und an der Kokettterie ihres Wesens hab' ich genug!"

„Sie meinen, die schöne Frau sei etwas knapp gekleidet und — und —"

„Ja, und so weiter! Nein, ich bin kuriert!“

„Spricht nicht die Eifersucht aus Ihnen?“

Der Doktor schüttelte verächtlich den Kopf.

„Wer hat Ihr Herz denn gefangen, Doktor?“

Nun kam Frau Kartheuser auf ihren eigentlichen Zweck. Was vorhergegangen, war nur die Einleitung gewesen. Sie wußte freilich schon ohne Erklärung, wie es in seinem Herzen aussah.

„Raten Sie —“ lächelte Adler, ohne sich bei seiner Antwort etwas zu denken.

„Weshalb soll ich raten. Ich weiß doch!“

„Sie wissen? Dann wundert mich Ihre Frage. Übrigens ist das interessant. Sie haben also Kunde von etwas, das mir völlig unbekannt ist?“

Die Doktorin hätte gar zu gern jetzt eine Prise genommen, aber das ging doch bei Tisch nicht; und weil sie ihrem Gehirn auf diese Weise keinen Anreiz zu geben vermochte, unterblieb, was sie sonst gesagt haben würde.

„Wir sprechen noch einmal über den Fall!“ warf sie hin und sah dabei mit freundlichem Blick auf Dagmar, die mit ihrem blühenden Gesicht dasaß, als ob eben an einem jungen Rotdorn eine frische Blüte aufgebrochen sei. Verführerisch schön war das Kind mit den sanften Farben ihres Angesichtes und den dunklen, in dem seltsamen Blau schwimmenden Augen.

Zuletzt schauten Frau Kartheuser und der Doktor einander mit guten und Vertrauen einflößenden Blicken an, und sie verstanden sich, ebenso gut wie Fräulein Guldang und Herr von Bolten sich verstanden hatten, wenn auch in anderer Weise. —

Nach Tisch begab man sich zunächst in den hochansteigenden Garten, der auf eine alte Kastanienallee mündete, die sich hinter diesem Teil der Stadt hinzog.

Vorher waren noch Zigarren herumgereicht worden, die aber mehrere Herren, obgleich sie Raucher waren, unberührt ließen. Sie zogen versteckt ihre eigenen hervor, denn das helle Kraut, welches Fräulein Guldang ihren Gästen bot, war nur in den Fällen zu rauchen, in denen das alte Sprichwort: „In der Not frißt der Teufel Fliegen!“ in sein Recht trat.

Eduard und Ebba hatten sich jetzt absichtlich getrennt. Die letztere fühlte, daß sie wegen ihrer ausschließlichen Beschäftigung mit dem jungen Jahn bei Tische schon die Blicke auf sich gezogen, und die Klugheit riet ihr, die Aufmerksamkeit wieder von sich abzulenken.

Sie gesellte sich zu den Damen und machte bei ihnen gut Wetter, und namentlich bemühte sie sich um die Doktorin Kartheuser, die doch nun

einmal in dem Kreise den Ton angab und das Verdikt über die Menschen aussprach.

Aber Eduard wußte es so einzurichten, daß er bald wieder in Ebbas nächste Nähe gelangte, und ergriff dazu eine sich zufällig bietende Gelegenheit.

Zahlreiche, am Himmel auftauchende Säulen, in denen Millionen kleiner Mücken ihre unruhigen Tänze aufführten, bewirkten, daß aller Augen sich dorthin richteten und von dem, was um sie her geschah, abgelenkt wurden. Während dessen erschien die flinke Bertha und zog Frau Ebba beiseite.

„Ich sollte von Fräulein bitten, ob Sie nicht die Zettel für die Schreibspiele schneiden wollten; sie hätte es ganz vergessen.“

Ebba nickte und stahl sich fort, und nun besann sich Eduard nicht lange, sondern eilte, ungesehen von den übrigen, hinterdrein.

Fräulein Guldang war noch eifrig mit der alten Stille beim Tischabräumen beschäftigt, als jene in den Speisesaal traten. Sie erhob bei ihrem Anblick die forschenden Augen und sagte:

„Wollt Ihr beide? Um so besser! Drinnen liegt bereits Papier, und hole doch noch eine Schere aus meinem Papierkorb am Fenster, Ebba.“

„Jawohl, Tante!“

Während Vetter und Base die langen Streifen Papier abschnitten, sagte Eduard:

„Gesegnete Mahlzeit, allerschönste Kousine. Bisher hatten Sie noch keine Zeit für mich.“

Ebba gab keine Antwort, erhob auch nicht den Kopf, sondern nickte nur und lächelte in ganz eigentümlicher Weise.

„Wissen Sie denn —“ fuhr Eduard fort — „daß ich ganz unerlaubt, ganz rasend in Sie verliebt bin?“

Ebba neigte wieder eben so stumm das Haupt und machte ein noch verschmitzteres Gesicht.

„Ja, was soll denn daraus werden?“ fuhr Eduard halb neckend, halb bedrückt fort und schnitt ganz schief in das Papier hinein. Ihre Ruhe ängstigte ihn. Wie alle Liebenden quälten ihn Zweifel.

„Ja, was soll daraus werden?“ betonte Ebba, unter tiefem Sinnen den Kopf schüttelnd, und ordnete die Streifen. Wenn sie doch nur einmal die dunklen Augen in dem feinen, blassen Gesicht zu ihm emporgehoben, ihn nur einmal angesehen hätte!

Nein, sie schnitt immerfort Streifen, und in den Mundwinkeln hockten allerhand neckische Geister, deren Wesen Eduard sich nicht zu deuten vermochte. Aber da hielt es ihn auch nicht länger, da überkam's ihn wie Sturmeswehen.

Er ergriff, rasch sich umschauend, stürmisch Ebbas Hände, entwand die „nichtsnutzige Schere!" ihrer Rechten, und zwang sie, den Blick zu ihm zu erheben.

„Ich weiß es jetzt, Kousine, was daraus werden soll. Ich weiß es, und Sie wissen es auch. Ebba, Ebba — rasch, ehe man kommt! Sagen Sie das erlösende Wort! Werden Sie mein, geliebte, heißge —"

„Na, alles in Ordnung? Kann ich die übrigen hereinholen lassen?" erklang in diesem Augenblick Fräulein Guldangs Stimme, und sie selbst trat arglos näher.

„Ah — wenn man Glück haben soll!" knirschte Eduard, mit dem Fuß stampfend. Er bezwang sich jedoch und trat zurück.

Ebba aber strich sich einige mal rasch über das blonde Haar und sagte unbefangen, und Eduard mit ihrem Blick streifend:

„Noch nicht ganz, aber — fast, Tante! Wenn Du ‚etwas' später gekommen wärst, wären wir völlig in Ordnung gewesen."

Eduard schwoll das Herz. Hatte sie absichtlich ihre Worte so gefaßt? Galten sie ihm?

Er suchte ihr Auge. Aber nun war sie schon mit ihrer schlanken Gestalt aus dem Zimmer verschwunden.

Nachdem sämtliche Gäste aus dem Garten

hereingekommen, und an dem nunmehr abgedeckten, großen Speisetisch Platz genommen hatten, bat Fräulein Guldang um Ruhe und sagte:

„Also, Schreibspiel, meine Herrschaften! Zettel und Bleifeder — bitte hier! — Jeder wird ersucht, allen Geist, den er bei sich hat, zum besten zu geben. Und beachten Sie wohl: Zunächst schreiben Sie ein Eigenschaftswort auf, knicken den Zettel um und legen ihn wieder fort. Dann folgt nach dem Umtausch der Name eines Herrn. Alsdann wieder ein Eigenschaftswort; hinter diesem der Name einer Dame; ferner, wo sie sich treffen, was jeder spricht, was daraus entsteht, und was die Welt sagt. — Verstanden?"

Ein allgemeines Ja ertönte. In der guten Stadt Föhrde spielten auch die älteren gern noch einmal Schreibspiel, wenn keine Whist- oder L'hombre-Partie zu stande kommen konnte.

Was sich mochte und liebte, hatte sich auch wieder zusammengefunden. Der Doktor saß neben Dagmar, Fräulein Guldang neben Herrn von Bolten, und Eduard war überselig, daß ihm Ebba zugeflüstert: „Sie setzen sich zu mir! Natürlich! Aber artig sein!"

Alsbald wurden die Zettel beschrieben, umgeknickt, getauscht, wieder beschrieben, die Zögernden angespornt, beim Schreiben still vor sich hin Lächelnde beneidet, weil man besonders beneidens-

werte Einfälle bei ihnen vermutete, und endlich, nachdem auch die ‚Welt gesprochen,' jedem ein Streifen zugeteilt, den er entrollte und vorlas.

Die Gesellschaft vergnügte sich dabei außerordentlich. In der That hatte auch einige Mal der Zufall allerlei amüsante Launen gehabt.

„Bitte, Herr von Bolten, beginnen Sie!" drängte die Doktorin Kartheuser, die in ihrer Lebhaftigkeit auch bei Fremden leicht die Rolle der Wirtin übernahm. Der Postdirektor folgte ihrer Aufforderung.

„Das plätschernde und stets badesüchtige Fräulein Betty Truelsen —

und

Der silberbebrillte Advokat Dr. Frahm

treffen sich

im Ballkostüm an der Schnellmarker Fähre.

Er sagt:

Wie denken Sie über die Einwirkung des Mondes auf Hühnereier?

Sie sagt:

Trivialer Mensch, haben Sie Ihren Dante nicht gelesen? Folgen Sie mir. Ich gehe in die Unterwelt. Da ist es herrlich!

Es entsteht dadurch ein Schnupfen mit Grippe und eine bedeutende Apotheker-Rechnung.

Sie sagt:

Sprechen Sie mit meiner Tante, ob sie es bei der Witterung erlaubt.

Es entsteht daraus ein kleiner, ungezähmter Orang-Utang mit roter Nase.

Und die Welt sagt:

Wo Jugend, Schönheit ist und Geld,
Da ist's für Mädchen gut bestellt!
Sie gehen ab wie Frühlingsbutter,
Und früh zu freien, rät schon Luther!"

Auch über diesen Unsinn brach Dagmar in ein helles, fröhliches Lachen aus. Überhaupt war sie nach Tisch wie ausgewechselt, und das hatte seinen guten Grund. Im Garten war Doktor Adler mit ihr an den hochstämmigen Georginen entlang gegangen und hatte gesagt:

„Dagmar, mein liebes Mädchen! Sind Sie vergnügt oder sehr böse, daß Sie neben mir sitzen mußten?"

„Ich — böse? — Wenn Sie nur nicht gescholten haben, daß man Ihnen einen so schlechten Platz gegeben —"

„Nein, Dagmar, ich war glücklich, an Ihrer Seite sitzen zu dürfen. Ich bin Ihnen sehr gut und sehnte mich schon danach, einmal wieder mit Ihnen zu plaudern."

Bei diesen Worten war etwas Unbeschreibliches über ihr Angesicht gezogen. —

Nachdem alle Zettel vorgelesen waren, ward Punsch herumgereicht, und Fräulein Guldang flüsterte dem Postdirektor zu: „Ich wollte Sie eigentlich bitten, vorher einmal zu probieren! — — Also, er ist gut, wirklich gut? Gottlob! Das freut mich ungemein, und um so mehr, da ich ihn ‚nur Ihretwegen‘ gemacht habe.“

„Wenn über das Wort: Liebenswürdigkeit zu schreiben, mir einmal aufgegeben werden sollte, werde ich mir die Sache leicht machen können, Fräulein Guldang. Ich werde in das Buch lediglich Ihr Bild hineinkleben und hinzusetzen: Voilà l'extrait d'amabilité.“

Fräulein Guldang krümmte die schmalen, weißen Finger ihrer Hände, deren dünne Haut so zart war, daß die blauen Adern deutlich hervortraten, und bewegte den Kopf wie ein verlegenes junges Mädchen. Alsdann sagte sie:

„Würde mir die Aufgabe, die Eigenschaften eines echten Kavaliers zu schildern, hätte ich noch leichteres Spiel. Ich würde mich vor Ihnen so tief verbeugen, wie man sich vor den Königen zu verneigen pflegt.“

Während dieser Rede trank der Postdirektor in nicht minder verlegener Hast sein Punschglas bis zur Neige leer, strich, sich zurücklehnend, über seine schwarze Sammetweste und entgegnete:

„Bei Ihnen müßte man in die Schule der

Höflichkeit gehen, Fräulein Guldang. Und unsere erste Stunde nehmen wir Sonnabend nachmittag 5 Uhr. Ist's Ihnen recht? Wir wollen lieber gleich den Tag bestimmen — —!"

Fräulein Guldang nickte, lächelte und öffnete dabei den Mund. Aber es waren nicht die jugendfrischen Lippen einer Dagmar, die sich dehnten, und statt schneeweißer Zähne erschien eine kleine, ungeordnete Kompagnie, in der sogar recht viele Deserteure sich bemerkbar machten.

Als endlich die Gesellschaft nach Kaffee, Cognac und Selterswasser aufbrach, lag der Mond über der Stadt Föhrde so hell und so nah, daß er zum Herniedersinken reif schien. Die muntere Gesellschaft aber belebte mit lustigem Schwatzen und Lachen die traumstillen Straßen mit ihrem mehr als ungleichen Pflaster, und der Nachtwächter zog die Mütze und sagte, statt um Ruhe zu bitten, ehrerbietig: „Guten Abend, Herr Postdirektor! Guten Abend, Herr Doktor!"

Als Adler sich von den übrigen trennte, trat er noch besonders an Dagmar heran.

„Adieu!" — Er hielt ihre Hand. — „Adieu, liebe Dagmar!"

Da trat's wie Verklärung in ihre Mienen.

Einer aber schloß in dieser Nacht erst sehr spät die Augen: Eduard Jahn. Als auch sein unruhig abeitender Geist endlich ermattete und

nach Schlaf verlangte, flüsterte Eduard: „Morgen schicke ich ihr Blumen gleich in der Frühe. Und dann gehe ich mittags zu ihr und sage: Ebba, ich sterbe, wenn Sie nicht ja sagen — und — und —“

Darauf kam der Traumgott und schloß ihm die müden Lider, und weitere Worte erstarben ihm auf den Lippen. —

Viertes Kapitel.

Der kommende Tag war ein Sonntag. Graf Caffaroni hatte eben in der Valentinischen Konditorei ein paar heiße, butterleckere Pastetchen und ein Glas Portwein verzehrt und nahm nun den Weg über die sonnenbeschienene, fast menschenleere Straße in das anstoßende Kartheusersche Haus.

Auf dem Flur stand Felix, der Paulsen einen Morgenbesuch gemacht und die im Arbeitszimmer ausgebreiteten, stark aromatisch duftenden Tabaksblätter hatte mit sortieren und anfeuchten helfen.

Als der Graf die Hausthür öffnete, zog der Knabe eilig die Mütze, und jener verbeugte sich in seiner fast verlegen machenden Höflichkeit, die so übergroß war, daß es beispielsweise fast unmöglich erschien, ihm auf der Gasse in der Begrüßung zuvorzukommen. Stadtrat Jahn hatte einmal witzelnd geäußert, man müsse stets unbe-

deckten Hauptes einhergehen, wenn man ihm den Rang ablaufen wolle.

„Ist Dein Papa zu Hause, mein Kleiner?“

„Jawohl, Herr Graf! Er ist in seinem Zimmer.“

Da kam Fritjhof die Treppe herabgestürmt und versperrte in höchst respektwidriger Weise den Weg, und Felix sprang rasch hinzu, faßte ihn am Halsband und zog das widerstrebende Tier beiseite

Dieser Zwischenfall bewirkte, daß der Graf sich noch einmal zurückwandte und sowohl den Knaben wie den Hund mit großem Wohlgefallen betrachtete.

Darauf sagte er etwas unvermittelt: „Warst Du es, der neulich bei offenem Fenster die Flöte blies? Ich ging über den Fahrweg und hörte es. Du hast Deine Sache sehr gut gemacht. Ich liebe das Flötenspiel.“

Als Felix eine bescheidene Antwort gab, legte er die Rechte auf seine Schulter und fuhr fort: „Willst Du mich einmal besuchen? Morgens bis 12 Uhr und nachmittags gegen 6 Uhr bin ich fast immer zu Hause. Ich werde mich freuen, Dich zu sehen.“

Während Felix überrascht und freudig nickte und sich bedankte, sah der Graf ihn mit seinen eigentümlich forschenden, die Menschen leicht verwirrenden Augen an, zog den hohen, grauen

Zylinder und stieg die Treppe empor. Der Knabe aber lief in den Garten, weil ihm seine Mutter aufgetragen hatte, Resedaköpfe und verblühte Rosen zu schneiden, die sie für das Potpourri gebrauchte, das sie zwischen die Wäsche zu legen pflegte.

Doktor Kartheuser erhob sich bei des Grafen Nähertreten in sichtlicher Verlegenheit und strich sich über das Kinn. Das Rasierwasser stand noch unberührt auf dem Nebentisch. Bei seinen vielen Geschäften am heutigen Morgen hatte er vergessen, sich den Bart zu putzen. Er begegnete des Gastes Entschuldigung, so früh zu stören, mit der höflichen Erwiderung, daß er vielmehr für die liebenswürdige Bemühung danken müsse und gerade die Absicht gehabt habe, dem Grafen in der Jahnschen Sache seinen Besuch zu machen.

Es entwickelte sich nun ein längeres Gespräch zwischen ihnen, und in diesem gab Kartheuser zwar in einer für den Stadtrat schonenden, aber doch entschiedenen Weise seine Meinung kund. Er erklärte, es sei besser, das Geschäft nicht abzuschließen.

„Jahn ist rührig, fleißig und ehrlich, aber Grundstück und Geschäft sind belastet. Wenn ich nun auch persönlich die Ansicht habe, daß ein Abkommen in der Art, daß der Stadtrat jährlich etwa 5000 Thlr. nebst Zinsen zurück zu zahlen hätte, prompt innegehalten werden wird,

so ist doch keine absolute Garantie gegeben, und für den Fall der Nichtzahlung keine Rücksicherheit vorhanden. Sie müßten schon persönliches Vertrauen und Wohlwollen in die Wagschale werfen, Herr Graf!" fügte er hinzu. „Wir haben hier einen der sich häufig wiederholenden Fälle, daß einem Geschäftsmanne das genügende Betriebskapital fehlt."

„Ein anderer Ausdruck für fehlenden Kredit!" schob der Graf überlegen, aber nicht eben unfreundlich ein.

Doktor Kartheuser nickte. „Allerdings, wenn man so will! Die Kredite sind ihm gekündigt, und nun sucht er anderweitig Kapital."

In diesem Augenblick erschien die Doktorin eilig und sichtlich mit einer Frage auf den Lippen in der Thür des Arbeitsgemaches. Als sie aber des Besuches ansichtig ward, machte sie Miene, sich sogleich wieder zurückzuziehen.

„Ihre Frau Gemahlin?" hub der Graf halb fragend, halb bestätigend an, stand auf, verneigte sich äußerst ehrerbietig und bat den Doktor, ihn mit „der gnädigen Frau" bekannt zu machen.

Nun trat Frau Kartheuser näher, und es entwickelte sich ein artiges Gespräch. Der Graf sah die goldene Dose in der Doktorin Hand und bat lächelnd und verbindlich um die Erlaubnis, sich daraus bedienen zu dürfen.

„Eine ungewohnte Erscheinung in unserer heutigen Zeit, eine Dame mit einer Tabatière! Mir allerdings äußerst sympathisch" — begann er, spitzte Daumen und Zeigefinger und ließ etwas von dem duftenden Staub in seiner aristokratischen Nase verschwinden.

„Nein, nein, ermuntern Sie meine Frau nicht, Herr Graf!" schaltete der Doktor, halb gutmütig, halb tadelnd ein. „Ich sage stets, das Schnupfen sei meiner sonst so vortrefflichen Frau einziger Fehler — aber ein sehr großer —"

„Eine Passion aller feinen Köpfe —" erwiderte der Graf galant. „Ein vornehmes Reizmittel für bedeutsame Entschlüsse! Friedrich der Große würde schwerlich seine großen Siege ohne den Schnupftabak erfochten haben."

Nachdem sich das Gespräch noch eine Weile in dieser leichten Weise fortbewegt, machte die Doktorin eine Bewegung zum Gehen und sagte:

„Ich will die Herren nicht länger stören. Ich empfehle mich Ihnen, Herr Gr —"

„Stören! Keineswegs, gnädige Frau!" schaltete der Gast ein, „Ihr Herr Gemahl und ich sprachen von Dingen, die man lieber nicht berührt; von Geld — Geldgeschäften! Alles, was Geld heißt, ist mir schon als Begriff zuwider. Ich möchte einen zuverlässigen Verwalter haben, um nie etwas davon zu hören. Wer solche

Verhandlungen unterbricht, thut ein gutes Werk,“ schloß er lächelnd.

Der Doktorin, die wußte, um was es sich handelte, war es in Jahns Interesse sehr darum zu thun, ein Wort mitzureden. Und da dies der Fall, wählte sie einen Umweg, um ihr Ziel zu erreichen, und sagte, wieder tiefer ins Zimmer tretend:

„Ich gebe Ihnen an und für sich Recht Herr Graf. Aber, wenn man mit dem Gelde Gutes stiften kann, dann verbindet sich mit ihm ein Segen. Freilich, im Geschäftsleben giebt's nur nüchterne Erwägungen. Nicht die vertrauenswürdige Person,“ — nun gab die Doktorin ihrem geheimen Gedanken Ausdruck — „sondern lediglich die Sache wird ins Auge gefaßt! Und sehr häufig bietet die erstere mindestens eine eben so große Garantie wie letztere.

„Ja, ja, das ist es eben!“ erwiderte der Graf zur Überraschung des Doktors und der Doktorin. „Und deshalb bin ich froh, wenn ich nichts von Geld höre. Das Rechte zu treffen, ist sehr schwer. Das Herz spricht, und Vernunft und Vorsicht raten ab! Ich beredete eben ein Darlehnsgeschäft mit Ihrem Herrn Gemahl. Ich möchte das Geld hergeben, aber mein Vertrauensmann“ — hier zeigte der Graf auf den Doktor — „rät mir doch mehr ab als zu.“

„Und er hat von seinem Standpunkt recht —“ entgegnete die Doktorin. „Dem Vertrauensmann liegt eine zu große Verantwortung ob. Man muß den Mut haben, selbst zu entscheiden, und bei der Entscheidung soll die Stimme des Herzens mitsprechen.“

„Sie sind eine Dame!“ entgegnete der Graf, der nun wohl verstand, daß die Doktorin nicht ohne Absicht gesprochen. „Deshalb macht Ihre Auffassung Ihnen alle Ehre. Ich bewundere Sie, obgleich man Ihnen so viel Gutes nachsagt, daß selbst die bei einer näheren Berührung hervortretenden blendendsten Eigenschaften nicht mehr überraschen können.“ Hier machte der Graf eine ungekünstelte und bezaubernd artige Verneigung. „Aber ich darf mich doch nicht selbst in Gefahr bringen. Würde Ihr Herr Gemahl die Garantie übernehmen, so könnte das Geschäft jeden Augenblick abgeschlossen werden!“

Das war für Kartheuser und seine Frau ein ganz neuer Gedanke. Der Doktor wies denselben als besonnener Mann zwar sogleich stillschweigend zurück, aber die Doktorin nahm ihn lebhaft auf.

„Wir wollen ohne Umschweife sprechen, Herr Graf,“ hub sie an. „Es handelt sich um den Fall Jahn. Es mag ungewöhnlich erscheinen, daß eine Frau sich in Geschäfte mischt, aber

wir Frauen haben doch auch Verstand und in der Beurteilung der Personen gehen wir selten fehl. Ich halte den Stadtrat trotz etwas leichter Veranlagung für einen Ehrenmann und für einen tüchtigen Menschen. Ich würde meinem Manne, wenn ihm nur irgend ein Rückgarantie gegeben würde, nicht abraten — —“

„Liebe Bella, da geht Dir nun doch wieder einmal das Herz recht ungezügelt durch!“ fiel der Doktor ein. „Bürgschaft darf nur jemand übernehmen, der sicher ist, die Summe gegebenen Falles in Bereitschaft zu haben. Wer das nicht kann, handelt gegen den Geldgeber nicht ehrlich und gegen sich selbst unverantwortlich. Ich meine wahrlich nicht, daß man sich von seinen Freunden abschließen soll, und deshalb habe ich auch schon in meinem Leben anderen bisweilen in solcher Weise zu helfen gesucht. Aber da handelte es sich um übersehbare Summen.“

„Braucht denn der Stadtrat den ganzen Betrag?“ fragte der Graf, von dessen Haltung die Doktorin ganz eingenommen war und um so mehr angemutet ward, als sie ihn bisher trotz seines ihm nachgerühmten Wohlthätigkeitssinnes doch ganz anders beurteilt hatte.

„Ja und nein!“ entgegnete der Doktor. „Er meint, daß er mit einer Summe von 15,000 Thalern

den Ausfall an gekündigten Krediten werde ausgleichen können."

„Hm, hm!" macht der Graf sinnend, und dann fügte er freimütig hinzu: „Ich will mich offen aussprechen. Als der Stadtrat sich mit mir über die Angelegenheit unterhielt, glaubte ich, daß ein Kapital zweifellos sicher bei ihm angelegt sein würde. Durch die erste Unterredung mit Ihnen, Herr Doktor, empfing ich bereits den Eindruck, daß ich dem Stadtrat wahrscheinlich einen besonderen Dienst erweisen würde. Dieser Eindruck hat sich nun nicht nur verstärkt, sondern ich glaube nicht fehl zu gehen, wenn ich annehme, er braucht dringend Hülfe!"

„Ja, helfen Sie ihm, Herr Graf!" nahm die Doktorin rasch das Wort. „Sie thun ein gutes Werk und werden nicht betrogen werden. Ich bin dessen sicher!"

„Liebes Kind! Wie kannst Du? Wie kannst Du?" setzte der Doktor in einem sich ihm durch seine Gewissenhaftigkeit aufdrängenden Unmut an und schüttelte den Kopf.

„Na, dann will ich mich nicht mehr hineinmischen!" entgegnete die Frau kurz und bündig, reichte dem Grafen trotz seiner Gegenreden die Hand, hörte noch seine Bitte, ihm Felix zu schicken, da er den frischen, intelligenten Knaben lieb ge-

wonnen, und verließ das Zimmer freundlich nickend und ohne Empfindlichkeit.

Als die beiden Männer wieder allein waren, sagte der Graf:

„Ich bin bereits schlüssig geworden, Herr Doktor. Wenn Sie durch die Einsicht in die Bücher die Überzeugung erhalten, daß Jahn wirklich nur Betriebskapital gebraucht, will ich einen Teil meines flüßig werdenden Geldes hergeben. Das ganze Kapital wünsche ich keinenfalls bei ihm anzulegen, und die 15,000 Thaler auch nur in dem Falle, daß ihm dadurch wirklich geholfen werden kann! So glaube ich vorsichtig und zugleich wohlwollend zu handeln. Sobald Sie sich ein sicheres Urteil über die Sachlage gebildet haben, seien Sie so freundlich, mich von dem Ergebnis desselben zu benachrichtigen, und je nach dem Ausfall werde ich dann selbst mich weiter mit dem Stadtrat ins Einvernehmen setzen."

Als der Graf das Zimmer verlassen hatte, steckte die Doktorin den Kopf in die Thür.

„Nun, wie ist's geworden, Kartheuser?" fragte sie lebhaft.

„Natürlich hast Du ihn bezwungen!" lachte der Doktor, der sich eben ans Rasieren begeben hatte und nun die Linke von der hochgezogenen Nase und der seifenbeschäumten Oberlippe zurück-

zog. „Ich glaube, er wird wenigstens etwas thun."

Über das Gesicht der Doktorin flog ein solcher Freudenstrahl, als ob die fröhliche Nachricht sie selbst beträfe.

Fünftes Kapitel.

Als Eduard am nächsten Morgen erwachte, knüpfte er mit dem ersten Gedanken wieder an den letzten des gestrigen Abends an. Aber plötzlich schoß ihm eine ganz neue Erwägung durch den Kopf: Was sollte er Ebba sagen, wenn sie ihn fragte, auf welcher materiellen Grundlage er eine Ehe mit ihr schließen wolle? Er war nichts und besaß nichts. Nach den Eröffnungen, die ihm seine Mutter gemacht, konnte er auch keinen Rückhalt bei seinem Vater finden. Eduard hatte letzteren für wohlhabend geschätzt, mindestens geglaubt, daß er sich in geordneten Verhältnissen befinde. Diese Voraussetzung war ihm durch seine Mutter nun genommen.

Er überlegte: Die Frage sei immer noch nicht in der Welt entschieden, ob ein Mann das Recht habe, um ein Mädchen anzuhalten, so lange er nicht selbst auf festen Füßen stehe.

Und nun handele es sich gar um eine sehr reiche Frau. In solchem Falle mache eine Werbung nur allzu leicht den Eindruck, als mische sich Berechnung hinein. Die Frau erhalte von vornherein ein Übergewicht, wodurch die Würde des Mannes leide.

Freilich, man könne die Dinge auch von einem anderen Standpunkte, einem praktischen, und dabei keineswegs unmoralischen betrachten: Zwei Menschen lieben sich. Der Mann erklärt der Frau: „Ich scheue mich, da ich Dir materiell nichts zu bieten habe, Dich um Dein Jawort zu bitten.“ Und sie antwortet: „Lieber! Wenn Du nichts besitzest, habe ich! Soll denn das Geld eine Schranke bilden? Wie kleinlich denkst Du! Freuen wir uns, daß ich wenigstens über etwas verfüge, und denke, daß das, was mein ist, auch Dir gehört! Du wirst arbeiten, und unser Eigentum weise verwalten. Also kein Hindernis — ein Förderniß ist mein Vermögen für den Bund, den wir schließen wollen!“

Unter dieser Überlegung erhob sich Eduard, kleidete sich an und begab sich hinab. Zu seiner angenehmen Überraschung fand er seine Mutter allein am Frühstückstisch. Der Stadtrat war bereits ins Kontor und an den Hafen gegangen. Die Mädchen befanden sich in der Schule, und die Frau mit dem sorgenden Herzen und dem

milden Blick saß da, rührte emsig die Nadel und übersann, wie alles für die kommenden Tage einzurichten sei.

„Guten Morgen, Mutter! Wie geht's Dir heute?"

„Ich danke, besser! Guten Morgen! Nun, hast Du Dich amüsiert? Warte, ich werde klingeln. Der Kaffee ist wohl nicht mehr ganz heiß? Hier ist frisches Brot. Ich werde Dir davon schneiden. So — nimm! — Also, es war nett? Wer war da? Erzähle!"

Eduard berichtete ausführlich über die gestrige Gesellschaft, machte einige lustige Bemerkungen, die seine Mutter mit ihrem sanften Lächeln begleitete, und sagte zuletzt mit einem starken Anlauf:

„Was meinst Du, Mutter, wenn ich Ebba Gyldenstern heiraten würde?"

Statt zu antworten, ließ Frau Jahn langsam die Arbeit aus der Hand gleiten, schob die Brodkrumen, die auf der Serviette lagen, zusammen, schüttete sie auf den Frühstücksteller und sagte ernst:

„Es könnte vielleicht ein Glück für Dich sein, Eduard, wenn — wenn —"

„Wenn, Mutter?"

„Wenn Du älter und erfahrener wärest, Eduard. Ebba ist kaum jung genug für Dich, und Reichtum — sie ist sehr reich — kann sowohl zu Deinem Glück, wie zu Deinem Unglück

ausschlagen. Und Eduard! Woraufhin willst Du heiraten? Ebba ist eine sehr praktische Frau. Wenn sie Einblick in Deines Vaters Verhältnisse gewinnt, wird sie vielleicht ihrem stummen Ja ein entschiedenes Nein folgen lassen. Glaubst Du, daß sie Dich liebt?"

Wie alle Menschen, mochte Eduard Jahn sich mit Vernunftsgründen lieber selbst und allein befassen und dabei sein Gewissen allmählich einschläfern, als sich von anderen Vorträge halten und Lehren geben lassen.

Er hatte deshalb dem ersten Teil der Rede seiner Mutter mit sehr gemischten Empfindungen zugehört; um so angenehmer ward er durch ihre letzte Frage berührt und ging lediglich auf diese ein, indem er der Stadträtin sein Liebeswerben mit allen Einzelheiten erzählte. Auch Ebbas Antworten verschwieg er nicht.

„Ich wollte ihr heute morgen Rosen schicken und dann am Mittag hingehen und um sie anhalten!" fügte er entschlossen hinzu.

Aber Frau Jahn schüttelte den Kopf. „Nein! Nein! Ich möchte mit Deinem Vater sprechen, bevor Du einen so entscheidenden Schritt thust, Eduard. Das Wort ist leicht gesagt, aber es handelt sich doch um Dein Glück! Wie bei allen Liebenden, treten auch bei Dir kühle Vernunft und Überlegung zurück. Sieh! Frauen

altern früher. Nach zehn Jahren wird Ebba verblüht sein, Du aber erst in Dein Mannesalter eintreten. Auch das macht mich bedenklich. Du wirst ihr viel, alles zu verdanken haben, und sie ein Recht auf Deine dauernde Liebe und Rücksicht besitzen. Und Überfluß giebt auch Sorgen! Das Richtige liegt immer in der Mitte."

Eduard Jahn hörte, was seine Mutter sprach, ward aber nicht überzeugt und suchte ihre Bedenken zu entkräften.

„Sichere Wechsel auf die Zukunft kann niemand ziehen, Mutter!" erwiderte er. „Ich habe die ehrlichste Absicht, Ebba glücklich zu machen; auch liegt es mir fern, nur genießen zu wollen. Ich will arbeiten wie mein Vater und Ebbas Vermögen zu erhalten und zu vermehren suchen. Vielleicht kann's auch ein Glück für Vater werden, Mutter!"

„Nein, nein!" fiel ihm die Stadträtin rasch in die Rede. „Glaube das nicht, Eduard! — Ich habe schon gefürchtet, daß Du Dich mit solchen Gedanken trägst. Die Frau giebt nichts, was sie nicht geben muß. Wenn sie Dich liebt, wird sie Dir alles opfern, schon aus Ehrgeiz und Selbstgefühl. Aber sonst — sonst —. Indessen, lassen wir diese Dinge. Ich wiederhole, ich will mit Deinem Vater sprechen, und wir werden die Sache zusammen überlegen!"

Eduard Jahn, der inzwischen sein Frühstück genossen, holte eine Zigarre hervor, schnitt mit der ihm eigenen Umständlichkeit die Spitze ab, steckte das dazu benutzte, zierliche Perlmutterfedermesser mit langsamer Gelassenheit wieder in die Tasche, putzte an seinem sorgfältig gehaltenen Rock und erhob sich.

„Sicher! Du thust Ebba unrecht!“ stieß er dann sanguinisch heraus. „Du verkennst sie! Sie ist seelengut, und ich bin überzeugt, daß sie Vater mit Freuden helfen wird. — Aber Du hast recht. Es ist thöricht, über dergleichen Dinge überhaupt schon jetzt zu sprechen.“

Hierauf küßte er seine Mutter auf die Stirn, dankte ihr und versprach, die Rücksprache mit dem Stadtrat abzuwarten.

Als er schon in der Thür stand, wandte er sich noch einmal um und sagte:

„Du, Mutter, ich habe keinen Schilling in der Tasche. Kaum hatte ich gestern abend ein Trinkgeld für die flinke Bertha bei Guldangs. Vater möchte ich nicht gern bitten. Könntest Du mir etwas geben?“

Nein, sie konnte es eigentlich nicht. Das Geld, das sie ihm nach Hamburg gesandt, fehlte ihr im Hausstand, und der Stadtrat hatte schon mürrisch hingeworfen: „Aber wie ist es möglich, daß Du schon wieder etwas nötig hast?“

Dennoch stand sie auf und ging an ihren Schreibtisch. — „Hier, Eduard! Aber ich bitte Dich: verthu's nun nicht für Überflüssiges!"

Wenn nur Frau Jahn diesen Zusatz nicht gemacht hätte! Eduard konnte die fortwährenden guten Lehren nicht mehr ertragen! Aber er nickte doch beipflichtend, küßte sie noch einmal und ging.

Bald nachdem Eduard gegangen, trat zufällig der Stadtrat ins Zimmer, bewegte unwirsch den Kopf und sagte, indem er sich ins Ankleidezimmer begeben wollte:

„Die vertrackte Manier, die Wäsche immer so steif zu waschen! Und auch ein Knopf ist abgesprungen. Sorge doch, daß das nicht wieder vorkommt."

Die Stadträtin aber sprach einige entschuldigende Worte und hielt ihn mit dem Zusatz auf:

„Mich dünkt, Du siehst heute so ernst aus, Jahn! Hast Du schlechte Nachrichten — Sorgen?"

Der Mann seufzte auf und senkte das Haupt. „Ja!" sagte er dann tief bedrückt. „Wenn nicht ein Wunder geschieht, weiß ich es nicht zu machen. Alles schlägt fehl. Nun ist mir heute morgen auch noch eine große Zahlung ausgeblieben, und eine bedeutende Lieferung nach Rendsburg ist wieder rückgängig gemacht. Ich" —

„Hast Du einen Augenblick Zeit, Jahn?

Ich möchte eine wichtige Angelegenheit mit Dir besprechen," fiel die Frau ein und zeigte in ihren Mienen, wie sehr sie mit ihrem Manne fühlte. — „Es betrifft Eduard," fügte sie hinzu, als er sie fragend und nicht eben ermunternd anschaute.

„Ja, ja, der macht mir auch große Sorgen! Eben habe ich wieder eine Szene mit ihm gehabt," warf Jahn finster zerstreut hin. Und dann ihrer Frage Antwort erteilend, fuhr er fast barsch fort: „Nun, was ist's?" und ließ sich neben seiner Frau nieder, indem er mit der Linken ungeduldig unter der Krawatte zerrte, weil ihn abermals die steife Wäsche belästigte.

Alsbald begann Frau Jahn mit ihrem Bericht. Der Stadtrat horchte gespannt auf, und seine Mienen lichteten sich. Aber er antwortete doch nicht gleich, denn im Grunde seiner Seele teilte er seiner Frau Bedenken. Das Geld reizte ihn; die Aussicht, durch diese Heirat aus allen Nöten befreit zu werden, machte ihm sein sorgenvolles Herz leichter; eine andere Stimme flüsterte ihm jedoch zu, daß, wenn Ebba nicht wohlhabend wäre, er seine Zustimmung schwerlich geben würde. Seine Ansicht über die schöne, junge Witwe hatte er der Doktorin Kartheuser bereits mitgeteilt. Er hielt von Ebbas Charakter nicht eben viel.

Als er aber das Wort nahm, war schon ein anderer Gedanke durch sein Inneres gegangen. Wollten Eduard und Ebba einander angehören, so konnte er sie doch nicht daran hindern! Und weil ihm diese zweifellose Thatsache in seine Pläne besser paßte, gab er auch demgemäß seiner Frau Antwort.

Frau Jahn sagte nichts. Dieser unerwartete und zutreffende Einwand schlug um so mehr ihre Bedenken nieder, als sie ihrem Mann anmerkte, daß er dem Heiratsplan sehr geneigt sei.

„Am besten wär's, man sondierte zunächst Tante Guldang," begann der Stadtrat, als seine Frau nichts erwiderte. „Jedenfalls möchte ich nicht, daß sich Eduard einen Korb holte. Auch teile ich Deine Ansicht, daß Ebba vor einem bestimmten Ja allerlei praktische Fragen stellen wird. — Wenn daran überhaupt nur nicht die ganze Sache scheitert. — Na, wir wollen das Beste hoffen!"

Hierauf zog der Stadtrat, der durch diesen Schlußsatz bewies, daß er sich bereits entschieden hatte, in sichtlich gehobener Stimmung eine Zigarre hervor, steckte sie an und hatte unter seinen hoffnungsvollen Gedanken den steifen Hemdkragen und den fehlenden Knopf bereits ganz vergessen.

„Nein! Wir wollen gar nichts thun," fuhr er dann, plötzlich sich ergänzend und berichtigend,

fort. „Ebba mag sich bei Tante Guldang erkundigen. Die wird nicht abraten. Dessen bin ich sicher!“ Und witzelnd schloß er: „Wenn's sie kein Geld kostet, ihr keinerlei Umstände macht, so schenkt sie uns gern ein Königreich. — — Weißt Du! Wir wollen Eduard gleich einmal rufen lassen.“ — Und da Christian Ohlsen eben anklopfte und fragte, ob heute die Rasen gemäht werden sollten, schickte er ihn ins Kontor und ließ seinen Sohn zu sich bescheiden.

Eduard hatte sich nach der stattgehabten heftigen Szene mit seinem Vater noch kaum wieder beruhigt. Auf dem Wege nach dem Geschäft war ihm derselbe begegnet und hatte geäußert, daß das Mädchen beim Reinmachen eine Brieftasche, wahrscheinlich seine Brieftasche, auf dem Fußboden unter dem Pulte gefunden habe. Welche Ordnung das sei! Wie das zusammenhänge? Mit welchem Gelde er denn nach Hamburg gereist sei? Aus ihm werde nie etwas!

Eduard hatte geantwortet, daß das doch jedermann zustoßen könne, und daß er nur aus Rücksicht auf seinen Vater ihm keine Mitteilung davon gemacht, seine Mutter ihm aber damals Geld gesandt habe.

„Und statt Dich anderweitig umzusehen, da es bei Krukenbergs nichts war, kehrtest Du sofort zurück! Das war auch bequemer!“

„Ich hatte doch kein Geld, mich länger dort aufzuhalten.“

„Ja eben! — Ein ordentlicher Mensch klopft an seine Brusttasche, bevor er abreist, und sieht nach, ob er auch alles Nötige bei sich hat. Du aber denkst nur an Deine Röcke, Krawatten und Reitpeitschen!“

Auf diese Worte hatte Eduard, blutrot im Gesicht, eine äußerst erregte Antwort gegeben, und der Stadtrat natürlich durch Ironisieren die Sache noch schlimmer gemacht, indem er hingeworfen:

„Ja, ja, recht hast Du natürlich immer! Am besten wär's schon, ich zöge mich zurück, Du übernähmest das Geschäft, lehrtest mich das ABC des Lebens und zahltest mir ein Taschengeld.“

„Es kann vielleicht so kommen,“ murmelte Eduard Jahn, zitternd vor Erregung. Aber zum Glück hatte sein Vater diese unbesonnenen Worte nicht gehört. — —

War nun aber der Stadtrat schon durch seiner Frau Mitteilung über das Verhältnis zwischen Eduard und Ebba in eine gehobene Stimmung versetzt worden, in welcher er die unerquickliche Szene mit seinem Sohne bereits ganz vergessen hatte, so wurde er — wie denn gewöhnlich ein glückliches Ereignis ein zweites nach sich zieht, — noch angenehmer überrascht

durch ein Schreiben des Grafen Caffaroni, das eintraf, als er soeben nach Eduard gesandt hatte, und folgendermaßen lautete:

„Mein sehr werter Herr Stadtrat!

Herr Dr. Kartheuser hatte die Güte, mir die ihm von Ihnen eingehändigten Auszüge aus Ihren Geschäftsbüchern einzusenden, damit ich daraus die Sicherheit des von Ihnen gewünschten Kapitals bemessen könne.

Wollen Sie mich sehr geneigtest unterrichten, wann ich Sie besuchen oder Ihren gütigen Besuch erwarten darf?

Ich brauche nicht zu betonen, daß, wie auch das Resultat unserer Besprechung ausfällt, unsere Verhandlungen und alle Details derselben jetzt und für die Folge die diskreteste Behandlung meinerseits erfahren werden.

Ich habe die Ehre, mich zu zeichnen als

Ihr ganz ergebenster

Edmond, Graf von Caffaroni."

Wenn dieser Brief auch noch keine Zusage enthielt, so glaubte der Stadtrat doch zwischen den Zeilen lesen zu dürfen, daß seine Vorlagen und Dr. Kartheusers Vermittlung des Grafen Absichten günstig beeinflußt hätten. Das beglückte ihn so sehr, daß er Eduard, der nun eben ins Zimmer trat, freundlich zunickte.

„Von Deiner Mutter höre ich, Eduard," hub er an und forschte vertraulich in seines Sohnes Mienen, „daß Du mit Heiratsgedanken umgehst. Sie hat Bedenken, und ich teile dieselben in gewisser Weise. Die Frau, welche Du liebst, ist älter als Du, und ihr Reichtum kann ebenso gut Gefahren für Dich in sich bergen, wie ich natürlich hoffe, daß das Gegenteil der Fall sein wird. Aber, wenn Du einmal eine ernste Neigung zu ihr hast, können wir nicht dagegen sein; nur halte ich es für erforderlich, weil ehrenhaft, daß Du Frau Ebba erklärst, daß ich nicht imstande bin, Dir außer einem Teil der Aussteuer" — hier rechnete der Stadtrat schon wieder allzufrüh mit seinen Hoffnungen — „etwas mit zu geben. Will sie trotzdem sich mit Dir verbinden, so wollen wir das Vertrauen hegen, daß dieser Schritt für Dich zum besten führen möge. Niemand vermag in die Zukunft zu sehen. Im übrigen überwindet die Liebe alles, auch den Unterschied der Jahre und die Peinlichkeiten, die sich naturgemäß aus dem Umstand ergeben, daß die Frau allein Vermögen in die Ehe bringt. Willst Du, daß ich für Dich werbe, so bin ich dazu bereit! Aber darin soll Dein Gefühl entscheiden. Deiner Sache wirst Du sicher sein? Ich nehme das an, um Dich vor Enttäuschung zu bewahren."

Eduard, der seinem Vater mit verschlossenem Ausdruck gegenüber getreten war, hatte anfänglich, ohne eine Miene zu verziehen, zugehört. Als aber der Stadtrat seine Rede beendet, reichte er ihm mit einem Anflug von liebenswürdigem Freimut die Hand und dankte in sichtlicher Bewegung. Auch trat er auf seine Mutter zu und schloß sie in die Arme.

„Wenn es Dir recht ist, Vater, möchte ich selbst mit Ebba sprechen. Falls noch Zweifel in ihr sind, hoffe ich sie durch meine Erklärungen zu zerstreuen. Selbst ist der Mann! Da Ihr einwilligt, so will ich heute nachmittag oder morgen hingehen, jetzt aber im Garten einige Rosen schneiden und sie ihr mit einem kleinen Vers hinschicken."

„Nun wohl! Ganz gut! Ganz schön!" bestätigte der Stadtrat. „Hoffen wir denn auf einen guten Ausgang!" --- Und wohl gelaunt klopfte er seinem Sohn auf die Schulter, nickte seiner Frau zu und begab sich mit dem Brief des Grafen in der Hand ins Kontor.

Sechstes Kapitel.

Ebba Gyldenstern lag unthätig auf einem mit altmodischem französischem Kattun bezogenen Sofa in ihrem hübschen, nach dem Garten belegenen Gemach und rauchte eine Zigarette. Die Fenster waren geöffnet; grüner, dunkle Beeren treibender, die Mauer draußen umrankender Epheu drängte sich in die Fensteröffnung; die Sonne schien, die Blumen sandten ihre Düfte vom Garten herein, und in einem mächtigen Birnbaum saß hoch oben in der Spitze eine vergnügte Drossel und sang. Auch andere Vögel zwitscherten in den Akazienbäumen und schlanken Pappeln, die sich am Garteneingang erhoben.

Sie genossen das Herrlichste, was der Mensch sein eigen nennt, und was ihm doch so selten zu Teil wird: Freiheit! Und obgleich Ebba Gyldenstern sich dieses Vorzuges noch nicht begeben hatte, glaubte sie doch den Druck der Ehefesseln

bereits zu fühlen, und ihre Gedanken lehnten sich dagegen auf. Aber nicht lange! Immer wieder erschien vor ihren Augen die hübsche Gestalt Eduard Jahns. Sie sah seine dunklen Augen, hörte ihn in seiner lustigen und anziehenden Weise sprechen und fühlte das Verlangen, in seiner Nähe zu sein.

War das Liebe, oder war's nur eine Regung, die schon mehrfach, seitdem sie Witwe geworden, im Umgange mit Männern in ihr entstanden, aber durch Trennung oder Gleichgültigkeit von jener, oder durch kräftigen Willen von ihrer Seite zurückgedrängt worden war? Nein, es war doch etwas anderes, es war dasselbe Gefühl, das in ihr aufgestiegen war und Wurzel gefaßt hatte, als ihr erster Mann um sie geworben. Sie mochte alles an Eduard Jahn, auch seine Fehler, die ihrem scharfen Blick nicht entgingen. Er würde, ebenso wie ihr erster Gatte, bisweilen rauh, schroff und gar rücksichtslos sein können, jene Eigenliebe herauskehren, die ein Erbteil aller Männer war, und sicherlich die Anlagen, die für allerlei kostspielige Neigungen in ihm schlummerten, mit der Zeit noch weiter ausbilden. Aber vollendet war nichts in der Welt, und — im übrigen — sie mochte ihn einmal — und ihn zu heiraten, ging ihr trotz der ungebundenen Freiheit, die sie bisher genossen, nicht aus dem Sinn. Sie wollte noch

etwas vom Leben haben, das Schöne und Außergewöhnliche genießen! Das wurde aber einer alleinstehenden Frau, gar einer jungen Witwe, sehr schwer. Alles, was sie that, ward verkehrt ausgelegt, und so besaß sie eben doch nicht — die Freiheit, nach der sie verlangte! Ja, so war's, und das mußte anders werden!

Ebbas Wohnzimmer war angefüllt mit jenen vielen hübschen und überflüssigen Dingen, mit denen sich verwöhnte Frauen zu umgeben pflegen, und jeder Gegenstand war von besonderer Art. Sie besaß Geschmack und hatte Freude an allem, auf dem der Glanz des Auserwählten ruhte. Auch nach dieser Richtung begegnete sie sich mit Eduard Jahn. Seine Handschuhe, seine Krawattennadeln, seine Wäsche, die Gamaschenstiefel und Hüte, die er trug, hatten eine der Mode angepaßte Farbe und einen superben Schnitt. Er besaß das Äußere eines Mannes von Welt. Sein Schnurrbart glänzte, seine Nägel waren wohlgepflegt, sein blondes Haar war auf der hübschen Stirn sorgfältig gescheitelt, und in seinen dunklen Augen glühte zeitweilig ein Feuer, dem eine Frau nur schwer widerstand.

Aber dann kamen Ebba Gedanken an die kleine Stadt Föhrde, an die Menschen, an den Verkehr. Hier zu bleiben, dauernd hier zu wohnen, wollte ihr doch nicht behagen. Ein Geschäft

kaufen? Weshalb? Eduard Jahn, Holzhändler in Föhrde, das klang nach nichts! Aber Eduard Jahn, Kohlengrubenbesitzer in Schweden! Das redete eine andere Sprache. Wenn Eduard ihre Bergwerke und ihr sonstiges Eigentum verwalten half, so hatte er genug zu thun. Meistens würden sie — im Sommer sicherlich — auf Reisen sein. Ein anziehendes Leben that sich vor Ebba auf. Freilich, in ihrer Heimat war sie auch viel umworben worden. Zahlreiche Freier hatten die Hand nach ihr ausgestreckt. Aber die jungen Leute in Stockholm mochte sie nicht. Das viele Aquavit-Trinken war ihr schrecklich, und jeder wollte schließlich doch nur ihr Geld. Eduard aber liebte sie wirklich, und — sie liebte ihn auch!

Während Ebba sich dies alles noch überdachte, öffnete die flinke Bertha die Thür und brachte ein Boukett wundervoller Rosen, das Christian Ohlsen mit einem Billet für sie abgegeben hatte.

„Warten Sie! Geben Sie dem Boten ein Trinkgeld,“ rief Ebba, der das Herz heftig pochte. Sie sprang empor, kramte in ihren vielen schönen und stark duftenden Siebensachen und zog einen Thaler aus der goldumsponnenen Börse.

Und dann öffnete sie das Kouvert und las mit gespanntem Blick und unruhigen Augen:

„Ich war bei Dir in dunklen Stunden,
Noch kaum getrennt, sehnt' ich mich schon zurück.

Der Traumgott führte mich in Deine Nähe —
Zu Dir, bei der allein mein Glück!

Es ward mir da, was wachend ich ersehnte,
Der Seele Wünschen wirkte träumend nach!
Ich neidete die Blumen, und die Vögel,
Die schmachten, singen um Dein Dach!

Was Schönes ich im Garten hab' gefunden,
Ich send' es Dir, es blüht ja nur für Dich!
Nimm hin die Rosen, die ich hab' gewunden,
Nun, da die Nacht dem Tage wich!

Sie sollen Dir's, statt meiner, künden,
Daß wachend — träumend ich bei Dir! —
O, rufe mich! Ich weiß den Weg zu finden,
Obschon kein Traumgott zeigt ihn mir!

Eine Stunde später erhielt Eduard eine zierliche Karte, auf die die Worte geschrieben waren:

„Ich weiß, wie schwer es ist, einen Freund zu finden! Und will man ihn schon des ersten Fehlers wegen verlassen, so wird man zeitlebens suchen und keinen erhalten!" sagt der deutsche Dichter Lessing. Deshalb erwartet Sie mit herzlichem Dank für die Sendung

Ebba G.

„Was ist das?" rief Eduard seiner Mutter und dem gerade eintretenden Stadtrat zu und zeigte ihnen Ebbas Billet. „Wie sind die Worte zu deuten?"

Frau Jahn zuckte die Achseln, der Stadtrat

aber sagte witzelnd: „Ich hab' einen guten Rat! Geh' hin und frage sie selbst.“

Es war gegen 6 Uhr nachmittags, als Eduard herzklopfend die ihn heute durch ihren überlauten Klingelton störende Thür des Guldangschen Hauses öffnete. Er klopfte nicht wie gewöhnlich an die Wohnstubenthür, sondern begab sich spähend in die Küche zu Bertha, die sich hier nach der Tagesarbeit, an einem Strumpfe strickend, niedergelassen hatte, und da ihr gerade eine Masche herabgefallen, nicht gleich beim Klingeln aufgesprungen war. Nun warf sie jedoch das Kunstwerk beiseite und rief vortretend, ohne Eduards Frage abzuwarten: „Fräulein ist nicht zu Hause, aber Frau Gyldenstern ist im Garten, Herr Jahn! Bitte!“

Nun, besser konnte es sich ja gar nicht treffen. Es schien, als ob das Glück auf der Lauer gelegen und blos auf des jungen Mannes Kommen gewartet habe!

Ebba beschäftigte sich mit einem Buch und sah gar nicht auf, als Eduard sich näherte. Als er nun aber vor ihr stand, erhob sie sich von der eisernen, grün gestrichenen Gartenbank mit einer so gleichgültigen Ruhe, als ob er sich etwa zum Stachelbeernaschen angemeldet habe.

Das berührte den mit ungeduldiger Hoffnung und glücklicher Erwartung Erfüllten so über-

raschend, daß er ganz verlegen wurde und von all' den schönen Worten, die er sich ausgedacht, nicht eines mehr in den Vorratskammern seines Gedächtnisses zu finden wußte.

„Die flinke Bertha sagte mir," — hub er fast stotternd an, „daß Fräulein Guldang —"

„Ja! ich habe Tante fortgeschickt. Ich erklärte ihr, daß sie überflüssig sei, ganz überflüssig bei der Lektion, die ich Ihnen zu erteilen habe," fiel Ebba kopfnickend ein.

Eduard atmete auf und ward doch wieder betroffen.

„Lektion?" fragte er, indem er eine Jasminblüte abriß und sie wie ein Schulknabe zwischen die Lippen schob.

„Sie haben doch meine Karte empfangen, Vetter?"

„Allerdings. Sie machte mich überaus glücklich, obschon ihr Inhalt sehr — dunkel war! Welches Fehlers habe ich mich denn schuldig gemacht?"

Ebba zog mit einer ganz reizenden Schelmerei die hübschen Lippen. „Das wissen Sie wirklich nicht?"

„Nein," entgegnete Eduard, nun wieder Mut schöpfend, und scherzend fügte er hinzu: „Ich kam schon auf die abenteuerlichsten Gedanken und nahm zuletzt an, daß Sie vielleicht gerade diese

Sorte Rosen — ich sehe jetzt freilich eine an Ihrer Brust sitzen und bin wenigstens in etwas beruhigt — nicht zu Ihrer Lieblingssorte zählten."

Ebba sagte nichts, sondern bewegte nur den Kopf und richtete wie von ungefähr ihre Schritte gegen einen kleinen, am Ende des Garten befindlichen Laubgang. Unterwegs sagte sie: „Nein, nein, die Rosen sind es nicht! Ihr Vergehen liegt auf einem ganz anderen Gebiet. — Wie kann man so schlechte Verse machen?"

Eduard erschrak nicht wenig; alles andere hatte erwartet, nur das nicht.

„Waren sie so schlecht?" drang's sichtlich enttäuscht aus seinem Munde. Wie ein armer Sünder ging er neben ihr her.

„Allerdings! Zurück und Glück! Dir und Dir! Nein, die Zeiten für solche Reime sind vorüber! Wenn Sie z. B. einen auf Vogel oder Mensch gemacht hätten, das würde mir imponiert haben! Bisher haben sich alle Poeten daran umsonst versucht."

„Weiter nichts?" rief Eduard, der wieder zu hoffen begann, und dem deshalb auch schnell gute Gedanken kamen. „Ich weiß einen Reim auf Mensch, und zugleich einen auf Sie sehr passenden!"

„Nun? da bin ich begierig!"

„Wetterwendsch!"

„S—o?“ gab Ebba langgezogen zurück. „Und worauf begründet sich dieser anzügliche Reim?“

Eduard suchte nach einer schicklichen Antwort. Zuletzt sagte er: „Ich nenne Sie wetterwend'sch, weil Sie mich mitunter glauben lassen, es wäre wirklich irgend ein tausendstel Wärme für mich in Ihrer Brust, und mich dann wieder behandeln, als sei ich letzter auf der Bank!“

Ebba lachte und spitzte den hübschen Mund. Natürlich sah sie wieder bezaubernd aus.

Ein weißes Sommerkleid umschloß ihre schlanke Gestalt, und ein klein und zart gemustertes seidenes Tuch in schwarz-weißen, sogenannten schottischen Farben lag über ihren feingebauten Schultern.

„Na, da muß ich es wohl wieder gut machen,“ hub sie an. „Also! Ihr Gedicht hat mich sehr erfreut!“ hier schaute sie ihn mit ihren verräterischen Augen blitzschnell an. „Es ist sogar recht hübsch, so hübsch, daß ich es Ihnen gar nicht zugetraut hätte, Vetter! Und was den eigentlichen, tieferen Inhalt betrifft —“ Nun brach sie ab und lachte so spöttisch-verführerisch, daß Eduard an sich halten mußt, um ihr nicht gleich einen Kuß auf die wunderhübschen Lippen zu drücken. —

„Was den Inhalt betrifft? Nun — bitte — weiter — —“ drängte Eduard.

Einen Augenblick besann sich Ebba, dann aber erhob sie das Auge und stieß kurz heraus: „Ja, mögen Sie mich denn wirklich so schrecklich gern leiden?“

Eduard seufzte, daß die Vögel im Birnbaum unruhig wurden. „O Ebba —“

„So, also ganz, ganz schrecklich gern?“

„Ja! ja! liebe, heißgeliebte Ebba —“

„Still! Still! Wenn die Spatzen das hören, dann schwatzen sie es gleich von den Dächern! Sie wissen doch, sie haben diese spezielle Eigenschaft —“

Eben hatten sie den hart an der Kastanienallee belegenen Laubgang erreicht. Bevor sie diesen aber betraten, riß Eduard Jahn rasch seinen Hut vom Kopf, fiel plötzlich vor der schönen Ebba auf die Kniee und küßte leidenschaftlich ihre schlanken, weißen Hände. Im ersten Augenblick schien sie überrascht. Dann aber strich sie sanft über sein Haar und gab seine Zärtlichkeit zurück.

Da sie aber nichts sagte, drängte es ihn, jetzt auch das Bekenntnis ihrer Liebe aus ihrem Munde zu hören, und flehend flüsterte er: „O, nun sag' auch Du das süße Wort, Ebba! Sag' mir, daß Du mich liebst!“

„Komm!“ hauchte die Frau und zog den in seinem Glücksrausch emporspringenden Mann

stürmisch und mit stockendem Atem an sich. Und. „Ja, ja! Höre und wisse es denn,“ fuhr sie fort „Auch ich bin Dir gut, so gut wie niemandem je zuvor auf der Welt. Und nicht Du hast zu fragen, ich will es von Dir hören! Wirst Du mich immer lieben, Du teurer, heißgeliebter Mann?“

Da neigte er wonnetrunken das Haupt, zog sie auf eine Bank des Laubganges und genoß den unsagbaren Taumel seines Glückes.

„Musizieren mit Küssen und Betteln um Liebe ist auf diesem Grundstück untersagt! Der Polizeimeister Guldang!“ ließ sich in diesem Augenblick eine Stimme vernehmen, und zwei über den Zaun geworfene, harte Gegenstände trafen gleichzeitig die Nasen Ebbas und Eduards. Wie von einem bösen Tier getroffen, flogen die Liebenden auseinander und sahen sich erschreckt um.

Nichts war jedoch zu bemerken! Eduard Jahn aber stieg eine Gedanke auf. „Sicher, es war der Bengel, der Felix Kartheuser. Ich erkannte ihn an der Stimme!“ murmelte er wütend und zog rasch seinen Schatz mit sich unter die herabhängenden Zweige des Birnbaums.

Die kleine, unermüdliche Drossel aber hörte plötzlich auf zu singen. Sie horchte jetzt selbst auf Melodien: die alte, zärtliche Musik der Liebe ertönte von neuem trotz — Polizeiverbot.

Siebentes Kapitel.

Während dessen lief Felix Kartheuser, der in der That der Störer des Liebesaustausches zwischen Eduard Jahn und Ebba Gyldenstern gewesen, mit der Schnelligkeit eines Hirsches durch die Kastanienallee und hielt erst inne, nachdem er sich vor Eduard ganz sicher wußte.

Als er aber in einen von der Allee in die Hauptstraße führenden Weg einbiegen wollte, sah er die offenbar von einem Ausfluge in den Wald zurückkehrenden Schülerinnen der ersten und zweiten Klasse des Rambuschschen Mädchen-Instituts herankommen und gab seinen Schritten deshalb nicht die beabsichtigte Richtung, sondern wandte sich geradeaus.

Fräulein Tine Rambusch und zwei Lehrerinnen gingen voran, und die jungen Mädchen, meist mit Feldblumensträußchen in den Händen, folgten.

Felix grüßte sehr höflich, und als er sich

nach Minna umschaute, bemerkte er zu seiner Freude, daß sie sich unter den Nachzüglern befand. Ja, als er ihr näher kam, stand sie gerade still und machte sich eifrig mit ihren auseinandergefallenen Blumen zu schaffen. Sie trug ein helles Sommerkleid mit großer, blauseidener Schärpe, und ein breiter Strohhut mit keckem Aufputz saß ihr auf dem trotzigen Kopf.

Im Nu war Felix an ihrer Seite. „Minna!" hub er freundlich an.

Bei dem Ton einer bekannten Stimme blickte das Mädchen überrascht empor. Als sie aber sah, wer vor ihr stand, glitt ein stolzer Zug über ihr Gesicht, und ohne sich mit Felix Kartheuser einzulassen, eilte sie den übrigen nach.

„Was ist? Was hast Du, Minna?" rief der Knabe erschrocken und lief rasch an ihrer Seite dahin.

„Ah, Du! Laß mich!" rief sie zornig und beschleunigte immer mehr ihren Schritt.

„Um Himmelswillen, Minna. Antworte doch!" drängte Felix. „Nur ein Wort. Bleib' hier, bis Du mir's gesagt hast! Bitte, bitte, Minna!"

„O, Du bist ja ein solcher — solcher —" rief das Kind, blieb stehen und musterte den Knaben mit verächtlichen Blicken. „Was ich habe? Hast Du nicht in der großen Linde am Waldeingang Deinen Namen mit Agnes von Rosen

eingeschnitten? Ganz groß, nnd ein Herz darunter?"

„Ich?" schrie der Junge langgezogen, bei ihrer Anschuldigung wie vom Donner gerührt. „Ich?" wiederholte er. „Wer sagt das? Ich steche ihm mit meinem Taschenmesser beide Augen aus!"

Der ehrliche Unwille des Knaben machte Minna stutzig, auch sah sie der Drohung zufolge schon im Geiste den Thäter dieses furchtbaren Verbrechens mit blutendem Angesicht vor sich! Halb im Zweifel und halb in Ängsten lenkte sie ein, und indem sie sich durch einen raschen Blick versicherte, daß Tine Rambusch sie nicht mehr beobachten konnte, streckte sie Felix die Hand entgegen und sagte:

„Also wirklich? Ganz gewiß? Du hast es nicht gethan? Auf Dein Ehrenwort?"

Nun hatte Felix Oberwasser. Er beteuerte seine Unschuld, aber spielte auch ein wenig den Verletzten, um dadurch Minna zum Bleiben zu veranlassen. Und wirklich gelang ihm seine Absicht. Da sämtliche Schülerinnen inzwischen die Allee verlassen hatten, und Minna sich dadurch aller Blicken entzogen wußte, hielt sie inne und schritt langsam neben dem Knaben her.

„Ich bring' Dich über den Präsidentenweg nach Hause, und Du erzählst mir das Nähere!"

redete Felix auf sie ein. „Und ich hab' Dir auch sehr, sehr viel mitzuteilen, — ja, sogar etwas ganz Besonderes!"

„So, so? Was denn?" forschte Minna, in ihrer Neugierde den Streitgegenstand ganz beiseite lassend und sich dichter an ihren Kameraden drängend.

Aber Felix mußte erst seine eigene Angelegenheit zum Abschluß bringen. Er fragte, wie Minna denn überhaupt dieser „Schurkerei" auf die Spur gekommen sei? „Ah!" rief der Knabe, nachdem sie ihm kurz geantwortet, „Du sagst, Du hast es selbst gesehen? Das ist wirklich großartig! Aber ich kenne jetzt auch den Thäter! Karl Valentini ist's gewesen! Gewiß kein anderer. Wo er mir jetzt nur einen Schabernack anthun kann, da ist er bei der Hand. Was sagte Agnes dazu? Haben die übrigen es auch gesehen? Und frisch geschnitten? Und ein Herz darunter? Erzähl' doch einmal, Minna!"

So sprach der Knabe mit überhastigen Fragen auf seine Begleiterin ein, und sie nickte oder schüttelte den Kopf und gab zunächst nur stumme Erwiderungen, da sie nicht zu Worte kommen konnte.

Endlich aber gelangte sie dazu und erteilte ihm einen ausführlichen Bericht, und nachdem sie ihm zu seinem stillen Frohlocken auch noch gestanden hatte, daß ihr durch diese Bosheit die

Freude an der ganzen Tour verdorben sei, drängte sie ihn nun ihrerseits, daß er seine Geheimnisse auskramen solle. Vorher aber fiel ihr etwas ein, das in ihren Augen einen in seinen möglichen Wirkungen nicht minder furchtbaren Charakter trug als das in den Baum geschnittene Herz. Sie ergänzte deshalb ihre vorangegangene Rede und sagte hastig:

„Noch eins, Felix! Agnes von Rosen hat zu ihrem Geburtstag ein Stammbuch geschenkt bekommen und will auch Dich bitten, etwas hineinzuschreiben. Du thust es nur, wenn es Unsinn ist — nichts — nichts — was — was — hörst Du? Gieb mir die Hand darauf."

Nachdem der Knabe, überselig, daß er Minnas kleines Herz wiedergewonnen, geschworen hatte, in ihrem Sinne zu handeln, begann er sogleich mit dem nächsten und wichtigsten.

„Also!" hub er, den außerordentlichen Eindruck seiner Worte in ihrem Gesicht beobachtend und langsam und mit scharfer Betonung sprechend, an: „Dein Bruder Eduard und — Ebba ha—ben sich — bei — Guldangs — im — Garten so — geküßt, daß — ich — es — beim Vor—über—gehen hinter — den — Planken gehört habe!"

„Nicht wahr!" fiel Minna entsetzt ein, und ihre Augen funkelten vor Neugierde.

„Na, hör' nur weiter! Ich hob mich mit den Händen hoch und sah in den Garten. Aber sie waren so vertieft, daß sie mich gar nicht bemerkten. Und da ließ ich mich wieder heruntergleiten, pflückte rasch am Wall ein paar recht große Mohnknospen, schlich mich an den Nachbarzaun, der doch viel niedriger ist, schwang mich schnell hinauf und warf ihnen die an den Kopf" — —

Halb staunend, halb frohlockend hörte Minna zu, ja, sie verlor sogar ein paar Feldblumen, nach denen sich Felix eilig bückte.

„Behalt' ich! Kommt zu den anderen Sachen!" flüsterte er in einem halb bittenden, halb entschiedenen Ton, statt sie ihr zu überreichen, und Minna nickte gnädig wie eine Königin und befahl ihm, weiter zu berichten. Aber er wußte nichts mehr, und nun ergingen sie sich beide in Vermutungen.

Später fragte er sie, ob sie nächstens einmal mit ihm segeln wolle, und sie bejahte bereitwillig. Alsdann fügte er hinzu, daß Theodor bei Valentinis ihm mitgeteilt habe, es würde der inzwischen wieder abgereisten Familie Cortrelly jetzt sogleich eine Truppe Schauspieler folgen, und er werde für Billete sorgen.

Freilich war das letztere vorerst nur eine Hoffnung, aber den Jungen drängte es, Minna

durch sein Zuthun angenehme Aussichten zu eröffnen, und bezüglich des Gelingens verließ er sich auf sein ihn stets begleitendes Glück.

Als Bedeutsamstes aber erzählte er, daß seine Eltern wünschten, er möge Tanzstunde nehmen. Die Liste zur Unterzeichnung gehe von Haus zu Haus und werde auch zu ihnen, zu Jahns kommen. Minna möge ihre Eltern veranlassen, daß sie teilnehmen dürfe, denn das werde sehr kiebig werden.

Die letzte Mitteilung fesselte auch in der That die Kleine außerordentlich. „Ne, Du, wirklich? Und wo? Knaben und Mädchen?“

Felix bestätigte: „Im Stadttheater bei Valentinis! Wenn die Schauspieler wieder fort sind, wird der Parkettraum mit Brettern belegt und dann soll es losgehen. Erst kommt die Gesellschaft vier Wochen, und dann beginnen die Tanzstunden.“

„Ja, ich krieg' schon Erlaubnis!“ erklärte Minna bestimmt. „Und — Du — kommt die Liste auch zu Rosens und zu den anderen?“

„Natürlich! Er hatte schon 22 Kinder. — Papa hat für mich unterschrieben!“

Inzwischen waren sie an den Präsidentenweg gelangt, und als sie geradeaus schauten, bemerkten sie — nein, es war keine Täuschung! — Eduard und Ebba Arm in Arm.

„Komm! Komm rasch!“ rief Minna in höchster Erregung. „Sie sind verlobt, ganz gewiß! Wir wollen sie gleich fragen!“ Nach diesen Worten wollte sie vorwärts stürmen. Aber Felix fand begreiflicherweise au dem Vorschlag wenig Geschmack.

„Ne, Du! Dein Bruder haut mich! Ich glaube, er hat mich gesehen. Ich muß auch jetzt meine Schularbeiten machen. Adieu!“

Er faßte ihre Hand; und sie nickte, warf ihm einen ihrer besten Blicke zu und eilte davon. Noch lange schaute der Knabe ihr nach. Die blonden Zöpfe flogen ihr um den Kopf. Er sah, wie sie bei dem eilenden Lauf den Strohhut festhielt, sah, wie die blauseidenen Schärpenbänder flatterten, und beschloß, sobald er Homer präpariert und seine Arithmetikaufgabe gelöst, wieder ein Gedicht auf sie — auf Minna, zu machen. Sie war doch „zu, zu famos“!

Achtes Kapitel.

Das junge Brautpaar war vor Tisch spazieren gegangen, und Fräulein Guldang saß allein in ihrem sonnenbeschienenen Zimmer vor dem Schreibtisch. In dem mittelsten Fach des in geschnörkelten Formen gearbeiteten Aufsatzes desselben lagen vielerlei wertvolle Dinge. Auch Ahne Guldang hatte, wie Felix Kartheuser, ein Schubfach, in dem sie teure Erinnerungen aufbewahrte. Heute hatte sie alle wieder einmal hervorgezogen und schaute, was sie an vergangene Zeiten erinnerte, mit träumerisch sinnendem Auge an.

Da war eine kleine Schreibmappe in verblichener, grüner Seide, auf die ein farbenmattes, buntes Boukett gestickt war, ein hübscher Schmuckkasten, in dem sich Ringe, Nadeln und Preziosen befanden, auch andere kleine Kästen und Schachteln und zahlreiche, mit rosaseidenen Fäden umwundene Briefpackete.

Viele Jahre hatte das alles da gelegen, ohne daß ihr Blick wieder darauf gefallen war.

In Ahne Guldangs Herz war früher auch einmal die Liebe eingezogen. In ihrer Jugend, während sie noch in Schweden gelebt, hatte sich ihr ein in Stockholm beim Stadtgouverneur zum Besuch weilender Franzose aus vornehmer Familie, ein Graf von Rossambeau, mit einem Antrag genähert, und sie war auch später mit ihm brieflich in Verbindung geblieben.

Aber eines Tages hatte er ihr geschrieben, daß sein Vater, ein sehr adelsstolzer Mann, ihm die Erlaubnis zu einer Ehe mit ihr verweigert habe. Es bleibe nichts anderes übrig, als das Weitere der Zukunft anheim zu geben. Er werde nie einem anderen Mädchen die Hand reichen, aber um die Qual für sie beide nicht zu vergrößern, schreibe er ihr zum letztenmal. Sie solle nicht gebunden sein; ein solches Opfer könne und wolle er ihr nicht zumuten; er aber werde, wenn er freie Hand habe, wieder vorfragen.

Und Ahne Guldang hatte gewartet, aber von dem jungen Grafen war nie wieder eine Kunde zu ihr gelangt. Als es ihr nach zahlreichen vergeblichen Bemühungen gelungen, etwas von seinem Schicksal zu erfahren, war ihr die Nachricht geworden, daß sein Vater gestorben, und daß er nach Antritt seiner Erbschaft alles ver-

äußert und Frankreich verlassen habe. Er sei seitdem verschollen, und niemand habe jemals wieder etwas von ihm gehört. Vermutlich sei er tot, und was aus dem großen Vermögen geworden, darüber könne auch niemand Auskunft geben.

So hatte denn Ahne Guldang ihre Hoffnungen ein für allemal begraben und war nach dem Tode ihrer bejahrten Eltern Frau Jahn nach Föhrde gefolgt.

Sowohl die Stadträtin wie Ebba waren die einzigen Kinder zweier in der Zwischenzeit verstorbener Kousinen Fräulein Guldangs und die letzten Verwandten, die sie noch auf der Welt besaß. Aber während der Mann der einen, der Stadträtin Vater, das ursprüngliche, große Vermögen eher verringert als vermehrt hatte, war Ebbas Vater ein schwer reicher Mann geworden und hatte seiner spätgeborenen Tochter ein ungewöhnlich großes Erbteil hinterlassen. —

Nachdem Fräulein Guldang die alten Schriftstücke mit nassem Auge durchblättert, auch ein noch in ihrem Besitz befindliches, in Gold gefaßtes Medaillonbild des Grafen lange wehmütig betrachtet hatte, schob sie alle die altmodischen, nach Lavendel und Rosen duftenden Gegenstände wieder in das Fach ihres Schreibtisches, saß noch eine Weile mit eigentümlich in die Leere

starrendem Blick da und erhob sich dann wie jemand, der einen festen und unabänderlichen Entschluß gefaßt hat.

Vorher griff sie aber noch nach einem Billet, das am Morgen von einem Boten gebracht worden war, und las es nochmals mit lebhaften Augen durch.

Das Schreiben war von dem Postdirektor Baron von Bolten und lautete:

„Nun bin ich fertig! Wenn Sie nur nicht schelten, meine Allergnädigste! Nachdem ich alle meine Schubladen in Ordnung gebracht und alle alten Papiere verbrannt habe, erscheine ich mir wie ein zu neuem Leben erwachter Mensch. Und allerlei gehegte und doch wieder zurückgedrängte Wünsche sind in meinem Innern lebendig geworden.

Vor allem erinnere ich mich Ihrer liebenswürdigen Aufforderung! Heute abend Punkt 8 Uhr steige ich die große eiserne Treppe empor und erscheine vor Ihrem gütigen Angesicht.

Où peut-on être mieux qu'au sein de sa famille?

Dieses vortreffliche Wort Marmontels fiel mir nach dem erwähnten Aufräumen ein! Ob's nur Zufall war, meine hochverehrte

Gnädigste — —? Ich werde mir bei Ihnen Auskunft holen und bin inzwischen Ihr Diener und aufrichtiger Verehrer

Konrad von Bolten."

Der Inhalt des Schreibens war sehr deutlich, so deutlich, daß Ahne Guldang gar kein Zweifel blieb, und deshalb hatte sie es wie der Postdirektor gemacht und war ans Aufräumen gegangen. — Und Punkt 8 Uhr sollte auch alles, was nur seinen Gaumen reizen konnte, auf dem Tische sein, und was dann folgte, — nun, das fand sich — das fand sich!

Fräulein Guldang schloß den Schreibtisch ab, steckte den Schlüssel in einen kleinen, maschigen, mit goldenen Ringen zusammengehaltenen, gelbseidenen Beutel, den sie stets bei sich trug, und nahm flink und behende wie ein junges Mädchen den Weg zur Küche. Es war noch vielerlei zu besorgen. —

Am Nachmittag dieses Tages begab sich Ebba zu Jahns, um sich ihnen als Schwiegertochter vorzustellen. Eduard holte sie mit strahlenden Augen ab und drückte Tante Guldang in seiner Seligkeit sogar einen heftigen Kuß auf die schmalen, blutleeren Wangen.

„Amüsiert Euch gut und grüßt! Willst Du auch den Hausschlüssel mitnehmen, Ebba?" fragte

die Alte. Sie wünschte, daß Ebba recht lange fortbleiben möge, und ihr zuvorkommendes Anerbieten war durchaus nicht selbstlos.

Wiederholt sah Fräulein Guldang in der Folge nach der Uhr. Endlich! — noch fünf Minuten! Dann kam der treffliche Herr, der Postdirektor Baron von Bolten! — ‚Monsieur le baron et Madame de Bolten‘ würde auf der Visitenkarte stehen, und über der Schrift sich ein Wappen befinden, ein Wappen mit einem Löwenkopf in dem einen Felde und einer geballten Faust in dem anderen.

Wie das Herz der alten Dame klopfte! — Also doch noch! — Nicht Gräfin von Rossambeau, aber Baronin von Bolten! Sicher würde Bolten sein Amt als Postdirektor niederlegen. Weshalb noch für den Staat sich mühen? Sie hatte ja genug, die Alte in dem Hause mit der hohen, schmiedeeisernen Treppe.

Auf sechstausend dänische Species, gleich neuntausend Thalern, bezifferten sich ihre jährlichen Einkünfte! — Und für Jahns war ja nun auch durch die Verlobung Ebbas mit Eduard gesorgt. — Oder doch nicht — —?

Einiges war Fräulein Guldang sehr an Ebba aufgefallen. Sie nahm außerordentlich gern, aber für's Geben hatte sie wenig Sinn. In Kleinigkeiten war sie äußerst genau, denn als jüngst

Gelder einliefen, und daran 8 Schillinge fehlten, hatte sie wohl eine halbe Stunde über nichts anderes gesprochen.

Auch die Art und Weise, wie sie Geld ansah, zählte, einpackte und weglegte, gab der Alten zu denken. Ebba war Geschäftsmensch durch und durch. Und allerdings: Geld war Geld! Weshalb etwas fortgeben, sofern daraus nicht Vorteile für die eigene Person erwuchsen?

Während Fräulein Guldang noch so nachdachte, ertönte draußen die Klingel, und unmittelbar darauf hörte sie auch schon die flinke Bertha über den Flur jagen.

„Der Herr Postdirektor mag nicht warten! Schließ gleich auf!“ hatte die Alte vorher schon gemahnt, und wie der Sturmwind schoß Bertha auf die Thür zu und nahm dem Besuch den Hut und den glänzenden Ebenholzstock mit der goldenen Krücke ab.

Sodann öffnete sie mit einem freundlich unterwürfigen „Das gnädige Fräulein sind allein und lassen ‚sehr‘ bitten! —“ die Thür, und der Postdirektor glitt rasch über sein bis auf die Stirnseiten gekämmtes, graumelirtes Haar, und blitzschnell gaben auch Daumen und Zeigefinger dem kräftigen Schnurrbart durch Drehen eine bessere Façon.

Es war heute im Wohnzimmer gedeckt. Ein

messingner, auf einem hohen Untergestell stehender, heißen Dampf aus seinem blanken Hals hervorstoßender Theekessel stand neben dem mit einer schneeweißen Damastserviette versehenen und mit sehr vielem Allerlei bedeckten Tische.

Ein schöner Strauß von gelben und roten Rosen lag auf der zierlich ausgefaserten Serviette des einen Kouverts, und zuseiten desselben standen eine Flasche Aquavit, mehrere zartgeschliffene Gläser, eine bestaubte, mit der Bezeichnung Grand vin de Mussagnac auf silbernem Felde etikettierte Flasche Rotwein und eine große, mit breiten, goldenen Rändern geschmückte Theetasse, in die Fräulein Guldang, nachdem sie den Gast mit verschämter Freude begrüßt, und er Platz genommen hatte, selbst den Thee einschenkte.

Die Thüren zum Speisezimmer und die Fenster nach dem Garten waren geöffnet; eine weiche Abendluft durchwehte den Raum, und wenn einmal im Sprechen eine kleine Pause eintrat, hörte man das unermüdliche und den Eindruck sanfter Behaglichkeit erhöhende Plätschern des Brunnens auf dem Hofe.

„Es ist doch ein allerliebster Besitz, dieses Haus mit der eisernen Treppe!“ sagte der Postdirektor schmunzelnd und erhob gleichzeitig prüfend das kleine, feingeschliffene Liqueurglas mit dem helldurchsichtigen Cognac, den er dem eben verzehrten, großen Mittelstück eines geräucherten

Aales folgen lassen wollte. „Alles so bequem, so behaglich! Und drüben im Flügel nach dem Garten und oben haben Sie wohl noch eine ganze Reihe Gemächer?“

Fräulein Guldang nickte. „Ja, ein behagliches Häuschen, in dem ich mich auch sehr glücklich fühle, ganz besonders, wenn ich so vornehmen und zugleich so liebenswürdigen Besuch empfangen darf.“

„Sie meinen die charmante Frau Gyldenstern, Ihre schöne Nichte?“ neckte Bolten, indem er das Durchschneiden eines auf ein oval geformtes Holzbrettchen gelegten Stückes rohen Schinken unterbrach und mit listigen Augen emporschaute.

„Nein! Ich meinte nicht meine Nichte!“ erwiderte Fräulein Guldang, mit neckischer Verbindlichkeit den Kopf neigend und die kleinen, gekrümmten Finger auf die Serviette setzend, als ob sie einige Takte auf dem Klavier anschlagen wollte. „Ich dachte an einen ritterlichen Herrn, der mir heute morgen einen inhaltreichen Brief geschrieben hat, einen Brief, der mir viel zu denken gegeben und auch mich veranlaßt hat, aufzuräumen und alte Papiere zu verbrennen! — Bitte nehmen Sie doch noch etwas von dem Heringssalat, verehrter Freund! Ja, ja, bitte! Ich weiß, Sie lieben gerade die Art, wie ich ihn bereite,“ unterbrach sie sich, um die Wirkung ihrer Rede abzuschwächen.

Mit höflichem Dank für das Kompliment nahm Herr von Bolten die dargereichte, schwere, durch allerlei kunstreichen Schliff ihr hohes Alter bekundende Krystallschale und legte sich von dem Angebotenen auf den Teller.

Und nun schenkte er sich auch von dem Rotwein in ein hohes, auf einem starken, viereckigen Fuß stehendes Glas ein und sagte: „Deliziöser Wein, ganz deliziöser Wein!“ Dabei aß er, schnalzte mit der Zunge, wischte sich wiederholt den etwas benetzten Schnurrbart und tupfte mit der kleinen, ausgefaserten Serviette ein herabgefallenes Spürchen Heringssalat von der schwarzsammetnen Weste fort.

„Also,“ knüpfte er dann wieder an, „ich habe mich geirrt. Die artigen Worte galten nicht der graziösen Bewohnerin des Nordens, sondern einem alten Herrn, der sie so wenig verdient, und nur deshalb noch hin und wieder in der Welt beachtet wird, weil er die Gunst und die Freundschaft einer ungewöhnlich klugen und geistvollen Dame besitzt! Es geht ihm wie dem Monde; auch er empfängt sein Licht von der Sonne!“

Es war ein Bild zum Malen, wie die beiden alten Leute sich gegenüber saßen mit ihren einer vergangenen Zeit angehörenden Allüren, wie sie sich in so verbindlicher Weise Komplimente sagten und sich noch einmal in die Tage ihrer Jugend

zurückzauberten, wo sie jung und feurig und liebebedürftig gewesen.

Nein, nicht gewesen! Sie waren letzteres in ihrer Weise heute noch. Aber da sie die Leidenschaft abgestreift hatten, glichen sie fast Kindern, die sich einander im Geselligkeitsdrang nähern und sich gut sind ohne Nebengedanken.

Beteuerungen gaben sie sich nicht; von ewiger Liebe und ungeduldiger Sehnsucht war nicht mehr die Rede. Sie begegneten sich in ihren Lebensauffassungen, Gewohnheiten und Anschauungen, und für die herannahenden, einsamen Stunden, die schwermütige Gedanken fördern, stummen Verzicht fordern und Herzensleere mit sich führen würden, wollten sie Trost aneinander finden.

Sie glaubten, jeder werde aus dem Anschluß an den anderen Vorteil ziehen, und das war neben wirklicher Neigung der tiefere Beweggrund ihrer Entschlüsse. Weil ihre Gedanken sich doch immer nur auf sich selbst richteten, weil sie jene beglückende Menschenliebe, die wenig oder gar nicht an sich selbst, sondern vorzugsweise an andere denkt und für sie handelt, nicht kannten, war aus kluger Überlegung das Verlangen nach einer Verbindung in ihnen entstanden.

Wie anders als bei den jungen Leuten klang deshalb das Geständnis der Liebe aus dem Munde dieses Mannes, als er endlich nach auf-

gehobener Tafel beim Glase Punsch das Wort fand! Er räusperte sich, strich über die Sammetweste und sagte, während Fräulein Guldang gesenkten Hauptes an der von ihr herbeigeholten Arbeit sich zu thun machte:

„Ich habe sehr viel in meinem Leben über die Ehe nachgedacht, meine Verehrte und Allergnädigste, und gefunden, daß es nur deshalb im Leben so viele unglückliche Verbindungen giebt, weil ihr innerstes Wesen den Menschen gänzlich unbekannt ist. Den Mädchen vergoldet man schon früh die Kette, man erfüllt ihre Phantasie mit unklaren Bildern von Liebes- und Eheglück, in dem sich alles freundlich fügen wird, und nur Sanftmut, Ergebung und vielleicht noch eine geschickte Hand in der Küche nötig sind, um ein Paradies auf Erden zu schaffen. Und die Männer nehmen sich ein Spielzeug der Lust und bestärken die Braut und sich in Vorstellungen, die um so weniger mit den wirklichen Verhältnissen im Einklang stehen können, als sie in krankhaft erregten Gehirnen geboren wurden.

Und doch kann die Ehe niemals etwas anderes sein, als eine Vereinigung gleichsam zur Bestellung eines dem Manne vom Schicksal angewiesenen und bei der Bearbeitung harte Mühen erfordernden Ackers. Nach der Hochzeit gehen zwei Pferde statt früher eins vor dem Pfluge Pflicht, damit

beide leben können, und einst, wenn die Nacken krumm geworden, und die Arme erschlafft sind, die Not nicht als dritter, ungebetener Geselle sich mit an den kahlen Tisch setzt.

Und da die Ehe in Wirklichkeit nur diesen Charakter trägt, und alle übrigen Vorstellungen von derselben keinen Inhalt haben, so ist jedes Lebensalter geeignet, einen solchen Bund zu schließen. Natürlich! Glücklich diejenigen, die mit zufrieden gefalteten Händen ausruhen dürfen und ohne Sorgen sich verbinden. Ihnen ward ein ungewöhnlich schönes Los beschieden!

Und in diesem für uns beide bevorzugten Sinne frage ich Sie denn auch heute, ob es Ihnen recht ist, daß wir unsere Herzen einander nähern und unser Hab und Gut zusammenthun, liebe Freundin. Wir harmonieren in allem. Ich trage Ihnen Achtung und ein tiefes Gefühl der Zuneigung entgegen und hoffe, ja, wage zu glauben, bei Ihnen ein Gleiches zu finden."

Nach diesen Worten schaute Bolten unter den buschigen Augenbrauen zu Ahne Guldang hinüber, und sie ließ die Arbeit fallen und senkte das für Sekunden erhobene Haupt wie ein junges Mädchen. Sie sagte nichts!

Der Abend lag mit träumerischer Ruhe über dem Garten — und als nun Bolten aufstand, Ahne Guldangs Hand ergriff und mit stummen

Blick seine Frage wiederholte, da erhob sich die kleine, schmächtige Dame ebenfalls und schmiegte sich, schüchtern wie ein Kind, an die hohe Gestalt des Mannes.

So standen sie eine Weile ohne zu sprechen. Ihre Seelen drängten sich zu einander, und zuletzt flüsterte jeder des anderen Namen. Und draußen verstummte plötzlich das Geräusch. Wie Tags vorher die Drossel, so hielt plötzlich das Brünnlein inne und lauschte auch dieser stillen Musik — —

Neuntes Kapitel.

Föhrde war die Hauptstadt der Provinz und ein Ort von etwa 16,000 Einwohnern. Ein Teil desselben, die sogenannte Landgrafenstadt lag westlich, angelehnt an ein altes, im 15. Jahrhundert erbautes Schloß, das mit seinen Türmen, aber auch schon vermöge seines gewaltigen Unterbaues den Stadtteil hoch überragte.

Die Einwohner der Landgrafenstadt hielten eng zusammen, und eine gewisse Eifersucht auf die östlich gelegene „Bürgerstadt" machte sich schon deshalb geltend, weil die tonangebenden und wohlhabenderen Personen den Aufenthalt in letzterem Viertel im allgemeinen vorzogen.

Der Adel, die begüterten Pensionäre, fast alle Staats- und Stadtbeamten, der Bürgermeister, der Stadtsyndikus und Physikus, die angesehensten Kaufleute, Ärzte, Advokaten wohnten in der Bürgerstadt.

Die Klosterstadt, ein dritter Stadtteil, nahe dem Hafen, hatte dagegen ein fleißiges Volk von Fischern inne, das noch seine eigenen Gerechtsame besaß und nach kommunistischen Grundsätzen in der Erwerbsverteilung verfuhr.

Im großen und ganzen hielten die Gebildeten in Föhrde zusammen, aber natürlich galt auch hier ein nichtsthuender „Herr von“ und ein beschränkter, sogenannter „höherer“ Beamter mehr als ein Bürger oder Lehrer, der sich mit wenigem einzurichten hatte. Jeder kannte den anderen und hatte Kenntnis von seinen Verhältnissen. Nur das Militär schloß sich fast ganz ab und bildete, wie meistens, eine Gesellschaft für sich.

In Föhrde lebte man noch unter alten Anschauungen und Neigungen. Lebensgewohnheiten und Toiletten hatten einen einfachen Anstrich.

Im ganzen hielt man sich für besser, weiser und tugendhafter als die Menge draußen. Die Berechtigung hierfür war insofern vorhanden, als bei der fehlenden Gelegenheit zu Ausschreitungen der Durchschnitt der Einwohner darauf bedacht war, Erworbenes zusammenzuhalten und, unterstützt durch die gesunde Lage des Ortes, das Dasein durch eine verständige Lebensweise möglichst zu verlängern.

Es war bei den kleinen Verhältnissen des Ortes natürlich, daß jedwedes, das den einförmigen

Gang der Dinge unterbrach, als ein besonderes Ereignis angesehen ward und den Gegenstand lebhafter Erörterung bildete.

So erregten denn auch zwei Anzeigen im Wochenblatte, die kurze Zeit nach dem Vorerzählten erschienen, das allgemeinste und neugierigste Interesse und setzten die Zungen aller Kreise in Bewegung:

Meine stattgehabte Verlobung mit dem Fräulein Ahne Guldang erlaube ich mir statt besonderer Meldung hierdurch anzuzeigen.

Konrad Freiherr von Bolten,
Königlicher Postdirektor und Oberstlieutenant a. D.

Und darunter:

Verlobte:
Eduard Jahn. — Föhrde.
Ebba Gyldenstern, geb. Mälar. – Stockholm.

„Haben Sie gehört? Die kleine, bucklige Guldang will sich verheiraten."

„Nicht möglich —"

„Stand doch im Wochenblatt!"

„Na, da bin ich begierig. Und mit wem?"

„Postdirektor von Bolten."

„Du lieber Himmel! Der alte Kater will mit der alten Katze noch aus einem Napf lecken?" —

„Wissen Sie das Neuste?"

„Nun?“

„Eduard Jahn hat sich mit der reichen Schwedin verlobt!“

„Ja? Mit der reichen Nichte von der Guldang?“

„Reich? Ist sie wirklich reich?“

„Enorm!“

„Aber auch reich an Jahren! Könnte fast seine Mutter sein.“

„Der Kreisgerichtsdirektor meinte, sie hätte wohl eine halbe Million Thaler.“

„Na, na! Höchstens doch schwedisch.“

„Mag sein. Jedenfalls ist nun der Stadtrat schön durch. Man munkelt schon lange, daß er schlecht stehen soll.“

„Bleiben wohl nicht hier?“

„Wer?“

„Die jungen Jahns.“

„Doch! Man sagt, der junge Eduard wolle das Geschäft vom Alten übernehmen!“

„So! So! Na, für Föhrde wär's kein Nachteil. Und das wird ja denn eine großartige Hochzeit werden!“ —

Aber bei diesen Äußerungen blieb man in der guten Stadt Föhrde nicht stehen. Schon das Alter der Verlobten war ein zu interessantes Thema, um nicht noch ganz besonders erörtert zu werden. Bei einem Kaffee, den Frau Doktor Frahm den Damen ihrer Bekanntschaft gab, ge-

langte alles, was namentlich die Frauen auf dem Herzen hatten, zu einem deutlichen Ausdruck.

„Gewiß, ich weiß,“ begann die Gattin eines Beamten, deren Großvater einst den sogenannten Offiziersadel besessen hatte. Da sie sich ohne Berechtigung noch immer als eine geborene „von“ auf die Visitenkarte setzte, neidete sie anderen den wirklichen Adel und urteilte da am strengsten, wo ihre eigene Achillesverse saß. „Bolten ist nicht von Adel. Sein Großvater war Gutsbesitzer, sein Vater Steuerdirektor, und sie hießen Bolten. Als der Sohn in die Armee eintrat, wurde ihm, wie allen Offizieren, die Erlaubnis erteilt, seinem Namen das lediglich den militärischen Charakter seiner Stellung ausdrückende ‚von‘ hinzuzufügen. Und Barone sind sie erst recht nicht. Die eitle, kleine Närrin, die Guldang, aber rechnet natürlich darauf, und gewiß wird ihr aus Hochmut demnächst auch auf der anderen Schulter noch ein Hügelchen emporwachsen.“

„Sie irren aber, glaube ich, doch!“ fiel Frau von Rosen ein. „Boltens sind alter Adel. Sie wurden bereits vor 200 Jahren nobilitiert. Wenigstens sagte mir mein Mann das neulich. Aber wie man den guten Bolten mit seinen altfränkischen Allüren heiraten kann, und wie er die Guldang — freilich, das ist — — Wie alt mag sie wohl sein?“

„Einundfünfzig ist sie!“ erklärte eine alte Jungfer, Fräulein von Titewang, bekannt wegen ihrer sechs pomadisierten, an den schmalen, knochigen Backen herabhängenden Haarlocken. Sie brach, während sie redete, mit ihren dünnen Fingern einen sogenannten Dreiknick, ein Wassergebäck, das bei starker Berührung stets in drei Teile zergeht, durch. „Ich weiß es genau! Die Guldang ist gerade fünfzehn Jahre älter als ich. Wir haben an demselben Tage Geburtstag.“

Frau Dr. Frahm lächelte sehr spöttisch, und ein Gleiches konnte man bei den übrigen Mitgliedern des Kaffeeklatsches beobachten. Die Behauptung des Fräulein von Titewang, erst 36 Jahre alt zu sein, war doch wirklich stark! Frau Frahm schwieg aus Rücksicht gegen den Gast, entschädigte sich jedoch für die unterdrückte Bosheit, indem sie das Thema über die Brautpaare wieder aufnahm.

„Die Schwedin muß sehr viel älter als Eduard Jahn sein! Eine merkwürdige Verlobung! Dieser junge, grüne Mensch, der nichts ist als ein recht übermütiger Patron ohne Lebensart. Denken Sie! Im vorigen Sommer war ich einmal im Vorzimmer beim Doktor Adler und wartete. Da kam er heraus, grüßte gar nicht und blieb längere Zeit mit dem Doktor stehen

und unterhielt sich über ganz gleichgültige Gegenstände! Ob jemand wartete, war natürlich dem Monsieur ganz gleichgültig. Aber es ist ja nicht zu verwundern! Die Erziehung der Kinder war von jeher unglaublich!“

„Vielleicht hat er Sie nicht erkannt!“ schaltete Frau Kartheuser ein. Sie konnte zwar bei berechtigtem Tadel auch scharf sein, weil ihre gerade einfache Natnr das Widersinnige verabscheute, doch stellte sie sich stets auf Seite der Angegriffenen.

„Na, liebe Frau Doktor, das zu behaupten, ist stark! Ich saß ja kaum fünf Schritte von ihm!“

„Ja, ja, er hat nicht viel Manieren!“ fiel nun eifrig bestätigend die Frau eines Gymnasiallehrers ein, die es Eduard nicht verzeihen konnte, daß er an ihrem Malchen bei der Wahl einer Lebensgefährtin vorbeigegangen war. Früher hatte sie nicht genug Rühmendes von ihm zu erzählen gewußt. Jetzt aber fand sie ihn albern und thöricht, und die Verlobung ein Stück aus der Tollkiste.

Nachdem die vier Brautleute an allen Ecken und Enden abgerupft waren, namentlich Ahnes berechnender Gefallsucht und engherzigen Geizes gedacht, der zahllosen früheren Liebschaften des Herrn von Bolten Erwähnung gethan, Ebba

Gyldenstern fast ausnahmslos von allen eher häßlich als hübsch und außerdem sehr eitel und in ihrem Benehmen anstößig gefunden, endlich auch Eduard als ein unreifer Bursche ohne Rückgrat erklärt war, schickte sich die Gesellschaft an, auf die alten Jahns überzugehen. Bevor dies jedoch geschah, wurde die Neugierde durch das Zischeln und Lachen zweier als sehr boshaft bekannter Damen, der Rätin Turleting und der Justizrätin Ey, äußerst rege gemacht.

„Wie? Was? Bitte!“ drängte Fräulein von Titewang voll Neugierde und warf in der Vorfreude über den Klatsch, den sie zu hören bekommen würde, ihren mageren Kopf so heftig zurück, daß die eine von den sechs geringelten Haarlocken fast aus der Façon geriet.

Die Justizrätin Ey gab auch jetzt nur flüsternd, aber unter der Sicherheit, in der Titewang einen vortrefflichen Depeschendraht gefunden zu haben, zum besten, was sie wußte.

„Göttlich! Göttlich!“ rief die Titewang, und nun war auch kein Halten mehr!

Die Waschfrau der Majorin a. D. von Bell hatte erzählt, daß Bells alle vier Wochen je ein Schnupftuch, ein Paar Strümpfe und in derselben Anzahl das übrige nicht näher zu bezeichnende Unterzeug in die Wäsche gäben. „Und um der Geschichte die Krone aufzusetzen,“ fügte die nun

laut sprechende Ey mit einem klassisch boshaften Ausdruck hinzu: „ich glaube, die Waschfrau Franzen hat sogar noch stark aufgetragen.“

Darauf dann großes, nicht enden wollendes Gelächter, und nachdem diese Freude sich ausgetobt hatte, kamen Jahns daran. Natürlich ließ man auch an ihnen kein gutes Härchen. Da der Frau durchaus nichts nachzusagen war, ward ihr ihre Sanfmut als Langeweile, und ihr stilles, gütiges Wesen als Beschränktheit ausgelegt.

Von dem Stadtrate gar nicht zu sprechen! Er war ein Narr und wirtschaftete unverantwortlich. Sein Bruder, der Stadtkassierer hatte gesagt, er werde noch einmal der Armenkasse zur Last fallen. Nur Felix' Mutter, die anfänglich durch Schweigen ihre Mißbilligung an den Tag gelegt, trat mit aller Entschiedenheit für ihre Freunde Jahns ein. Freilich hatte sie gegen die versammelten vierzehn Damen einen schweren Stand, und Fräulein Weinholz ärgerte sich so sehr über ihre den schönen Gang der médisance unterbrechenden Einwände, daß sie die Kaffeetasse mit dem übrig gebliebenen Stück braunen Kandiszucker heftig beiseite schob und sagte:

„Du speelst Di wirklich as de lewe Gott up, Bella! Ich meine, es ist doch nicht zu leugnen,

daß der gute Jahn was Besseres thun könnte, als sich über jedermann mit seinen Redensarten auszulassen, während er selbst in einem sehr zerbrechlichen Glaskasten sitzt."

„Ja, eben!" gab die Doktorin mit deutlicher Anspielung zurück. „Das tadle ich bei den Menschen überhaupt. Sie sollten lieber vor ihrer eigenen Thür fegen und mit ihren Schwächen und Fehlern zu Rat gehen, als so erbarmungslos über jeden Fehler ihrer Nebenmenschen zu Gericht zu sitzen. Schulter an Schulter, statt immer hinterrücks Schläge zu versetzen und in der Not, selbst wenn eigene, menschliche Schuld dabei im Spiele ist, nicht zu Hause zu sein! Das ist mein Evangelium!"

Als Frau Frahm eben zu einer Gegenrede anheben wollte, ward sie hinausgerufen, und draußen übereichte ihr Christian Ohlsen ein Billet vom Stadtrat Jahn mit einer Einladung zum Abendessen am kommenden Donnerstag. Frau Frahm ließ zurücksagen, sie und ihr Mann würden mit dem allergrößten Vergnügen kommen, und trug außerdem Ohlsen auf, herzlich zu grüßen und bestens zu danken.

Bei ihrer Rückkehr in die Gesellschaft fragte sie scheinbar obenhin, innerlich aber nur zu sehr geschmeichelt, ob den Damen auch bereits eine Einladung zugegangen sei, und als alle ver=

neinten, und die meisten schon aus Ärger, daß sie möglicherweise übergangen seien, den Kopf schüttelten und fallen ließen: „es sei doch stark, daß Jahns unter ihren gehobenen Hoffnungen nun gleich wieder darauf loswirtschafteten," pflichtete Frau Dr. Frahm, obgleich nunmehr zur Milde geneigt, bei. Sie wollte nicht den Eindruck hervorrufen, als ob die Einladung ihre Ansichten über die Familie Jahn günstig beeinflußt hätte!

Schließlich trennten sich die Damen, und jede fand, daß diese und jene eine passable Frau, sie selbst aber doch aus besserem Holze geschnitten und dem Himmel wohlgefälliger sei.

Zehntes Kapitel.

Das Haus des Grafen Caffaroni hatte große Ähnlichkeit mit demjenigen des Fräulein Guldang. Auf einem netten, sechsfensterigen Unterbau, dessen Parterre-Gemächer ein das ganze Gebäude durchschneidender Flur trennte, erhob sich ein gefälliger Giebel, und der große Garten stieg bis an die Kastanienallee hinauf.

Rote und weiße Rosen rankten sich an den Außenmauern empor, und ein Epheu stieg bis zum Giebel hinauf.

Jahn betrat das Haus zum erstenmal und mußte eine kleine Weile warten, ehe die scharf angezogene Kette an der Thür von dem ernst blickenden, alten Diener Pierre geöffnet ward.

Schon der Flur überraschte durch wertvolle und hübsch verteilte Gegenstände. Wohin das Auge blickte, alte und altmodisch eingerahmte Bilder, Kupferstiche und Ölgemälde an den Wänden

und zwischen den weißlackierten, ausgekehlten Thüren mit ihren glänzend polierten, messingnen Griffen; daneben geschweifte Rococo-Kommoden, auf denen altes Porzellan stand.

Ähnlich, aber noch weit mannigfaltiger und prächtiger waren die drei zur Rechten liegenden Wohngemächer des Grafen ausgestattet, die fast den Eindruck eines Museums machten. Auch hier zahlreiche Kupferstiche und Ölgemälde neben geschmackvoll gefaßten, in Pastell-Manier gemalten Medaillonporträts, kunstreich gearbeitete Möbel, seidene Vorhänge, zierlich ausgelegte Tische, französische Uhren und seltene Nippes in Bronze und Majolika.

Besonders anziehend aber war das Arbeitszimmer. Wieder Bilder: Frauenköpfe in Kreidemanier, Schlachtszenen; prachtvolle Schränke, Repositorien mit vielen kostbar gebundenen Büchern, große Armstühle aus früheren Jahrhunderten und überhaupt ein Vielerlei von seltenen und schönen Überflüssigkeiten, wohin das Auge sich wandte.

Dem Hoffenster zunächst stand ein langes, bequemes Sofa, das mit einem persischen Stoff bedeckt war, daneben ein Tisch in Elfenbein und Ebenholz, gegenüber ein mit Schriften bedeckter Schreibtisch, und an der Wand zur Rechten eine lange Reihe von silberbeschlagenen, ihrer Größe nach aufgehängten Meerschaumpfeifen.

Was aber diesem ungewöhnlich bequem und kostbar eingerichteten Gemach noch eine besondere Anziehung verlieh, war ein schwerer Teppich in heller, mit Rosen durchwirkter Farbe, der den ganzen Fußboden bedeckte.

„Ah, Sie sind sehr liebenswürdig, verehrter Herr Stadtrat!“ hub der Graf bei Jahns Eintritt an, indem er einen alten, mit vergoldetem Leder bezogenen Sessel näher rückte und sich selbst in einen ähnlichen, eine Grafenkrone tragenden Lehnstuhl, der vor seinem Schreibtisch stand, niederließ.

Zunächst sprach Jahn seine Freude über die schöne Wohnung aus. Sie sei ein kleines Schloß, und Kenner alter Sachen würden entzückt sein, wenn sie sie einmal in Augenschein nehmen dürften.

„Sie sind sehr gütig, mir ein so gutes Zeugnis auszustellen!“ erwiderte der Graf bescheiden. „Ich befinde mich hier auch ausnehmend wohl, obgleich ich so einsam lebe. Aber die Gewohnheit bestimmt den Menschen. Sie herrscht zuletzt in unserem engen Königreich allein. Was sie will, geschieht, und wir fügen uns ihrer Gewalt am Ende auch nur zu gern. — Doch nun wollen wir, mit Ihrer Erlaubnis, gleich an unsere Geschäfte gehen, Herr Stadtrat, und ich will mich kurz fassen, wenn ich — — ach, da hätte ich —“

unterbrach er sich — „fast vergessen, Ihnen meinen Glückwunsch zu der Verlobung Ihres Sohnes auszusprechen. Meine aufrichtigste Gratulation! — Also, wenn ich noch voraussetzen darf, daß Sie das Darlehnsgeschäft zu machen wünschen —“

„Allerdings! Gewiß!“ erwiderte der Stadtrat ein wenig übereifrig, da er nicht den geringsten Zweifel aufkommen lassen wollte, daß er trotz Ebba nach wie vor auf des Grafen Hülfe rechnete.

„Wohl! Also ich bin bereit, daß Geschäft in folgender Weise abzuschließen: Ich gebe Ihnen 15,000 Thaler zu einem von Ihnen zu bestimmenden Zinsfuß auf fünf Jahre fest. Vom sechsten Jahre ab soll das Kapital in drei jährlichen Raten rückzahlbar sein, so daß nach acht Jahren der Posten wieder abgewickelt ist. Sie geben mir Solawechsel als Sicherheit und überdies Pfand auf Ihr gesamtes Eigentum mit allen den Vorrechten, die Sie bieten können.“

Und nun kam noch ein Zusatz:

„Wenn Sie — verzeihen Sie, Herr Stadtrat —“ hier machte der Graf eine überaus rücksichtsvolle Bewegung — „glauben, daß mein Kapital nicht die Sekurität mehr hat, deren Sie mich jetzt versichern, und an die ich glaube, so möchte ich, daß Sie mir heute hier Ihr Wort als Ehrenmann geben, daß Sie mir dies sofort und unumwunden mitteilen. Sind Sie hiermit

einverstanden, und wollen Sie mir Ihr Wort darauf verpfänden?"

„Ja!" entgegnete der Stadtrat fest und streckte dem Manne, der mit einem seltsam weichen Gesichtsausdruck vor ihm saß, gerührt die Hand entgegen. „Ich verpfände Ihnen mein Wort, daß ich in Ihrem Sinne handeln werde."

„Wohl denn!" schloß Graf Caffaroni. „So wären wir also in Ordnung. Herr Doktor Kartheuser wird dieser Tage die Güte haben, die Schuldverschreibung auszufertigen. und ich bitte, daß Sie sich zur Unterschrift zu ihm bemühen." Und ehe Jahn noch zu antworten vermochte, fügte er rasch und im Tone abschließender Rede hinzu: „Ich bin mit 4 % zufrieden und wünsche denn nur aufrichtig, daß Ihnen das Geld Glück und Segen bringen möge!"

Es schien, als ob der Graf jedwedem Dank ausweichen wollte, ja, sich fürchtete, einen solchen zu empfangen. Er erhob sich mit jener Miene, durch die sich deutlich bekundet, daß jemand ein Gespräch zu beenden wünscht, geleitete den frohgestimmten Stadtrat, der auch jetzt zu einer Gegenrede gar nicht gelangte, bis an die Thür und verabschiedete sich hier von ihm mit gewohnter zeremonieller, Verlegenheit verratender und dadurch hervorrufender Höflichkeit.

Zufälliger Weise ging, als Jahn das Haus

verließ, sein Bruder Fritz an ihm vorüber, und unwillkürlich erhoben beide Männer die Hand zum Gruß. Aber ebenso schnell, ja, fast erschrocken, zogen sie dieselbe wieder zurück und schritten fremd und abgewandten Blickes aneinander vorüber.

Dennoch zog ein heißes Gefühl durch Eduard Jahns Brust. Gerade jetzt, in diesem Augenblick, wäre er so gern an seinen Bruder herangetreten und hätte ihm gesagt: „Komm, Fritz! Ich bin glücklich! Wir wollen uns wieder versöhnen. Ich bin der Beleidigte, aber ich hege keinen Verdruß und keinen Haß mehr. Ich möchte fühlen, daß Dein Herz wieder bei mir ist, wie einst, da wir Knaben waren."

Aber während Jahn diese Gedanken beschäftigten, schloß eben Adler die Thür des Kartheuserschen Hauses hinter sich und schlug den Weg nach seiner Wohnung ein. Er blieb aber sogleich bei des Stadtrats Anblick stehen und schüttelte ihm freundlich die Hand.

„Ich komme noch zu Ihnen, um meinen Glückwunsch zu sagen!" hub er in seiner einfachen Weise an. „Wie sehr ich wünsche, daß sich für alle Teile Segen aus der Verlobung Eduards entwickele, auch für Sie, mein hochverehrter Freund, brauche ich wohl nicht zu betonen."

Er hielt inne und sah Jahn mit seinem ruhigen Blick an, und Jahn verstand ihn und neigte stumm den Kopf. Heute witzelte er nicht. Es beherrschte ihn ein nachdenklich ernstes und frohes Gefühl zugleich! Ja, es gab auch noch gute Menschen, die nicht nur über ihren Nächsten zu Gericht saßen und haderten, sondern menschliche Fehler begriffen und nachsichtig beurteilten, Menschen, durch deren Beispeil man sich zu veredeln vermochte! Ein fester Vorsatz hatte sich des Stadtrats bemächtigt und für den Augenblick tiefe Wurzeln in seinem Herzen geschlagen.

Da ihm der Himmel so unerwartet Hülfe gesandt, wollte er andere, neue Wege betreten, er wollte versuchen, den größten Fehler, den er besaß: den Fehler eitler Genußsucht von sich abzuschütteln. Aber freilich! Gute Entschlüsse gleichen Schaumwellen; die nächste Woge löst sie wieder auf — —

* *
*

„Bitte, laß mich auch mal versuchen!" rief einige Tage nach dem Vorerzählten Felix Kartheuser, der neben Theodor in der Backstube stand und zusah, wie derselbe eine Sandtorte verzierte.

Eben war er vorn im Laden bei Marie gewesen, hatte mit ihr geplaudert und sich Pfeffer-

münzkuchen schenken lassen. Da die Spätsommerferien begonnen hatten, wußte er nichts mit sich anzufangen und sah sich nach Beschäftigung und Abwechselung um.

„Ne, ne, mak, dat Du weg kummst!“ rief Theodor. Er hielt mit der Arbeit inne, weil die Zuckermasse, die er aus einer nach Art der englischen Fidibusse gedrehten Papierdüte herausdrückte, nicht willig genug war, und schnitt mit einer scharfen, aber rostigen Schere vorsichtig ein Stück von der Spitze ab. Bevor er jedoch wieder mit seinen Malereien begann, machte er Vorversuche auf dem Rand des mit Zucker und Mehl durchfeuchteten Arbeitstisches, entfernte darauf die Probe mit dem Finger und wischte den klebrigen, weißen Saft in seiner weißleinenen Schürze ab. Alsdann begab er sich von neuem an die große Sandtorte und bespritzte sie in äußerst kunstgerechter Weise mit allerlei Figuren.

Während Felix noch da stand und Theodors Arbeit bewunderte, sagte dieser:

„Ik dach, Du harst Di mit Korl vertürnt? He wär ja bannisch fünsch up Di. Hebt ji sik wedder verdragen?“

Felix nickte. „Ja, ja! Wir haben neulich griechisches Exercitz zusammen gemacht. Er hatte sein Vokabelbuch in der Schule vergessen und kam zu mir auf die Bude. Es ist alles wieder in Ordnung.“

„So, so!“ stieß Theodor langgezogen und in einem Tone heraus, als sei die Sache doch noch nicht so ganz erledigt. Aber er ließ sich nicht weiter aus und fuhr, während er jetzt in sanften Windungen einen kleinen Schneckenberg aus der Düte herausdrehte, fort: „Wi wüllt hüt nahmiddag nah de Wischen un bad'n. Wist Du mit?“

Felix pflichtete mit raschem Kopfnicken bei, und da er aus Theodors Gesprächigkeit den Schluß auf dessen besonders gute Stimmung zog, begann er noch einmal mit Bitten, daß er ihm doch auch eine Düte zurecht machen möge, damit er sich im Kuchenverzieren üben könne. Aber als er dann, ohne Theodors Antwort abzuwarten, nach einem Papierbogen und nach der Schere griff, um sich selbst ein Stück für seine Zwecke abzuschneiden, wandte sich Theodor plötzlich um, drückte mit aller Macht auf das breite Ende seiner Düte und spritzte Felix die klebrige Zuckermasse ins Gesicht. Er ließ es jedoch dabei nicht bewenden, sondern packte den Jungen auch noch am Kragen und setzte ihn aus der Backstube hinaus.

Aber Felix Kartheuser war durchaus nicht gesonnen, eine solche Beleidigung ohne weiteres einzustecken. Mit raschen Sprüngen flog er durch den Garten ins Haus, reinigte sich in seinem Zimmer von der Zuckermasse, suchte dann seine Wasserspritze hervor und lief auf den Hof. Hier

füllte er das Instrument an der Pumpe, versteckte es unter seiner Jacke und nahm nun wieder seinen Weg zu Valentinis.

Unterwegs sprach er noch bei Paulsen vor und forderte, als ihm dieser mit einem schlecht gelaunten: „Na, was ist denn nun wieder?" entgegentrat, für einen Schilling Zigarren.

„Für wen denn? Für Dich?" fragte Paulsen, und streckte mürrisch zögernd und mit zusammengekniffenen Augen die Hand nach einer offenen Kiste aus.

„Ne, nicht für mich —" betonte Felix langgezogen. „Aber für den Grafen Caffaroni."

Bei den letzten Worten drehte sich Paulsen schnell und mit sichtlicher Spannung um. „Für den Grafen?" stieß er überrascht heraus. „Wie so? Du lügst! Wie kommt das? Für einen Schilling?"

„Na, ja!" schauspielerte Felix mit ernster Miene. „Er leidet an schwerer Verdauung, und da riet ich ihm sogleich, von Ihnen Zigarren zu kauf— —"

„Bengel infamer!" schrie Paulsen, setzte über den Ladentisch, packte Felix an der Brust und versetzte ihm eine heftige Ohrfeige.

Aber kaum war dies geschehen, als Felix, bis an die Thür zurückweichend, unter den Kittel griff, blitzschnell die Spritze hervorzog und Paulsen

einen Teil der Ladung ins Gesicht spritzte. Das Wasser rann von dort rasch in die unteren Halsgegenden, und erhöhte durch seine kühle Wirkung des Betroffenen gute Laune in keiner Weise.

Der Junge aber lief nach dem Geschehenen spornstreichs davon und begab sich wieder auf sein Zimmer. Seine Absicht war gewesen, durch Anbieten der Zigarren in Theodors nächste Nähe zu gelangen, und ihm dann aus Erkenntlichkeit für die Zuckermalerei die Spritzenladung zu verabreichen, welche nun Paulsen empfangen hatte. Aber jetzt war der Vorfall in der Backstube ganz in den Hintergrund getreten; er sann nur darüber nach, wie er sich noch ferner und recht gründlich an Paulsen rächen könne!

Am Nachmittag nahm er freilich doch die Gelegenheit wahr, auch an Theodor Vergeltung zu üben, indem er ihn beim Baden hinterrücks mit Wasser bespritzte. In Folge dessen packte Theodor Felix an den Schultern und tauchte ihn so lange und so oft unter, daß er, endlich frei gelassen, nur aufs mühsamste Atem gewinnen konnte. Aber der Friede ward denn nun doch wieder hergestellt, und ein paar Zigarren, die Felix dem Beherrscher der Backstube überreichte, drückten der Versöhnung noch einen besonderen Stempel auf.

Beim Nachhausegehen verabredete Felix mit

Karl Valentini, der sich von dem Verdacht, den Einschnitt in die Linde verübt zu haben, gereinigt hatte, einen Racheakt gegen Paulsen, und beide gingen zur näheren Vorbereitung desselben alsbald zu Julius von Rosen und holten ihn ab. Dann begaben sie sich alle drei auf Felix' Zimmer, um das Werk in Szene zu setzen.

Paulsen hatte Felix vor einiger Zeit erzählt, daß er in der Hamburger Lotterie bei Isaak Veilchenfeld ein halbes Los spiele und diesmal sicher auf einen Treffer hoffe.

Die Jungen wollten nun einen vom Lotteriekollekteur unterzeichneten Brief an Paulsen abfassen und darin melden, daß er die Hälfte des größten Gewinnes samt Prämie erhalten habe.

Wie gedacht, so gethan. Das Schreiben hatte nach mancherlei Änderungen den nachstehenden Inhalt:

„Herrn U. V. E. Paulsen, Föhrde.

Euer Wohlgeboren habe ich die hocherfreuliche Mitteilung zu machen, daß Ihr Los soeben mit dem Hauptgewinn herausgekommen ist. Es war meine Absicht, sogleich abzureisen, um Ihnen den Betrag selbst auszuzahlen, werde aber durch meine vielen anderen Geschäfte — (mehrere Treffer fielen in meine glückliche Kollekte) — noch mehrere Tage zurückgehalten.

Nach Abzug der Kosten dürfte sich das Ergebnis auf 100,000 Mark Kourant stellen.

Indem ich höflich bitte, so lange Geduld zu geben, — mündlich werden wir alles Nähere besprechen, — zeichne ich

Hochachtungsvoll u. s. w."

Es kam nun darauf an, das Schreiben von Hamburg abgehen zu lassen, und zu diesem Zweck hatten die Jungen Julius von Rosen gebeten, ihnen seine Mithülfe zu leihen. Rosens besaßen Verwandte in Hamburg, und Julius brauchte nur seinen Vetter zu bitten, den Brief dort auf die Post zu geben.

Nachdem alles besorgt war, trennten sich die Knaben, weil Felix heute seinen ersten Besuch beim Grafen Caffaroni machen wollte. Vor der Hausthür nahmen sie Abschied. Fritjhoff wurde trotz seiner flehenden Augen ins Haus zurückgeschickt, und Felix zog drüben etwas zaghaft die Klingel.

Der Graf saß bei des Knaben Eintritt vor seinem Schreibtisch und rauchte aus einer Meerschaumpfeife. Ein reizvoller Kanasterduft erfüllte das Gemach, und die zarten, sich langsam auflösenden Fäden des Rauches, der unter dem silberbeschlagenen Deckel hervorquoll, wirkten verführerisch auf Felix.

„Ah! mein kleiner Freund!“ begann der Graf, der mit einem seidenen Hausrock bekleidet war und eine hohe persische Mütze auf dem Kopfe trug. „Das ist ja prächtig, daß Du Wort gehalten! Komm, nimm hier Platz, und mach' es Dir bequem.“

Mit sprachlosem Erstaunen sah Felix auf all' die Herrlichkeiten, die sich seinem Auge boten. Wie war das alles so ganz anders als in den übrigen Föhrder Wohnungen, gar in dem elterlichen Hause!

Welche Menge von schönen, seltenen Dingen, und welche Gelassenheit gegen all' die Pracht und Fülle legte der Graf an den Tag! Auf den Knaben wirkten die Eindrücke des Ungewohnten und beeinflußten seine Vorstellungen. Wie herrlich mußte es sein, in solchen Räumen zu leben und sich in die Wissenschaften zu vertiefen! Wie sehr trat dagegen alles zurück, was draußen lag!

Das war eine neue, ungeahnte Welt, die Felix Kartheuser aufging. Seine Sinne waren wie berauscht, denn alles schien ihm in des Grafen Wohnung von einer geheimnisvollen Art.

„Hast Du Deine Flöte mitgebracht? Du wolltest mir ja etwas vorspielen, mein Kleiner?“

„Nein, Herr Graf!“

„Nun, dann beim nächstenmal! Vielleicht interessiert es Dich, Dir einige Prachtwerke anzusehen?“

Der Graf zeigte auf einen Tisch mit mehreren Abteilungen und forderte den Knaben auf, zu wählen. Aber er unterbrach sich und sagte:

„Rauchst Du eine Zigarette, eine leichte? Bist Du schon Raucher?"

„Ich mag sehr gern rauchen, aber es ist mir verboten!"

„Nun, ich übernehme für eine kleine Strohzigarre die Verantwortung! Hier, mein Junge!"

Bei diesen Worten öffnete der Graf den Deckel eines dunklen Kastens, auf dem sich eine geschnitzte, weiße Elfenbeinfigur erhob, und bot Felix von den darin befindlichen Zigaretten an.

„Und hier Feuer!" fuhr er fort und drückte an eine auf einem schönen, runden Krystallgefäß sich emporreckende, schlanke Venus, aus deren Haupt plötzlich eine blaue Flamme hervorzüngelte!

Der Knabe schrak zurück; staunend sah er, was sich begab, aber er unterdrückte Äußerungen der Überraschung.

Nach der Durchsicht eines Teiles der illustrierten Werke, in denen besonders Bilder von der spanischen Alhambra Felix angezogen hatten, wanderte der Graf mit demselben durch die Räume und zeigte und erklärte ihm die Ölgemälde und Kupferstiche. Namentlich von der Steinigung des Lazarus, einem großen Stich in schraffierter Manier, konnte der Knabe sich nicht trennen.

Aber auch herrliche Landschaften: Gegenden aus dem Rhonethale, Ansichten aus der Schweiz, Italien und Spanien, in welch' letzterem Lande der Graf nach seinen Mitteilungen sehr lange gelebt hatte, zogen seine Phantasie mächtig an. Zu allem gab der Graf eine Erläuterung. „Dieses Bild," hub er an, „ist wertvoll wegen des vortrefflich ausgeführten Himmels. Wenige Künstler können einen solchen malen! Und ist dieser Claude Lorrain nicht sehr schön?" fuhr er fort. „Welch' ein stiller, beseligender Friede ist über der Landschaft ausgebreitet! Sie wirkt auch nicht blos vorübergehend! Man begnügt sich keineswegs nur mit dem einmaligen Eindruck, daß die Abendstimmung glücklich getroffen, sondern das Bild übt, wie die lebendige Natur, stets denselben Zauber auf mich aus. Ich trete oft vor dasselbe hin, wenn mein Inneres nach Ruhe verlangt, und es giebt mir, was ich wünsche.

Diese kleine Studie des Italieners Gabrini ist wertvoll wegen der herrlich ausgeführten Gewandung, und dieses spanische Bild von Bejarano aus Andalusien charakterisiert die dortige Landschaft in meisterhafter Weise.

Hier sind Teller von Fratelli, und diese beiden Statuetten sind von Pietro Bazzanti. Dieser Helm ist von Michel Amochio, und die Vasen sind französischen Ursprungs.

Der Elfenbeintisch stammt von Guiseppe Salvi, und diese Büste des römischen Cäsaren habe ich in einem Magazin in Paris erstanden. Der Kopf ist wundervoll; Kühnheit und Kraft vereinigen sich in ihm, und ich würde dieses Stück nicht für vieles Geld hergeben."

Felix klangen alle diese fremdtönenden Namen seltsam in den Ohren, und seine scheue Bewunderung für den Grafen wuchs. Was er alles wußte, und wie so ganz anders dem Knaben die Dinge erschienen unter seiner Erklärung und Beurteilung!

„Da Du Schach spielst, wollen wir später eine Partie machen, vorher aber einmal meinen Garten besuchen," schloß der Graf. „Du hast doch Zeit? Ich werde hinüberschicken und sagen lassen, daß Du zum Abendessen bei mir bleibst. Willst und darfst Du das?"

Felix nahm dankend an, und der Graf stieß die nach dem Hof gehende Thür auf. Auch hier war alles eigenartig. Aus dem breiten Munde einer Sphynx sprudelte das durchsichtig kühle Wasser des Brunnens heraus und floß nach drei Seiten in offenen, zierlich ausgemauerten Sielen über den mit kleinen, weißen Mosaikmarmorfliesen gepflasterten Hof Dazwischen befanden sich grünsammetne Rasenflächen, und auf jedem stand eine schneeschimmernde, kleine Statuette.

Die Nachbargrundstücke waren mit hohen

Planken abgezäunt, und dichte, grüne Tannen, die sich bis an den Ausgang des Gartens fortsetzten und den Einblick in das Grundstück von der Kastanienallee verwehrten, waren vorgepflanzt.

An verschiedenen Stellen befanden sich offene Lusthäuser in der Form chinesischer Pavillons, und ein leiser Abendwind bewegte an ihren Spitzen befestigte, harmonisch abgestimmte, zierliche, kleine Glöckchen. Nirgend in den Wegen auch nur ein verlorenes Blättchen; gelber Kies überall, und herrliche, breite, mit seltenen Gewächsen und auserlesenen Bäumen bepflanzte Rasen.

Felix ging staunend neben dem Grafen einher. Ihm war's, als sei er in Frau Holles Brunnen hinabgestiegen, als habe sich ihm ein Zauberland aufgethan. —

Nach der ersten Schachpartie, bei der der Knabe anfänglich Tadel und dann Lob eingeerntet, führte ihn der Graf in ein nach dem Garten belegenes Speisegemach, in dem sich ihm abermals neue Wunder aufthaten.

Die Möbel waren hier alle aus schwerem, schwarzem Ebenholz gearbeitet und standen auf einem zarten Strohgeflecht. Der Tisch war besetzt mit Silber, Krystall und blitzenden Flaschen, und Tischzeug und Servietten glänzten, als seien sie eben vom Leinwandhändler abgeliefert.

Der alte, dunkelgebräunte Diener Pierre, der wohl in Föhrde wegen seines einen Auges bekannt war, aber selten zum Vorschein kam und fast nie, und dann auch nur mit französischen Brocken vermischtes Deutsch sprach, bediente beim Abendessen mit stummer, ehrerbietiger Höflichkeit.

Immer wieder drängten sich dem Knaben Vergleiche auf: Wie war das doch so ganz anders, als in dem einfachen elterlichen Hause, wo auch Sauberkeit und Ordnung herrschten, jedoch auf äußerliche Dinge so wenig Wert gelegt wurde. Und hier alles so reich, so geschmackvoll und kostbar! Zu Hause gab's selten mehr als Brot und Milch beim Abendessen. Beim Grafen waren Leckerbissen, Thee und Weine und berauschende Liqueure aufgetragen.

Nach Tisch spielte der Graf auf einer silbernen Flöte so wunderbar schön, daß Felix wie in einen Traum versunken dasaß. Die Flageolettöne klangen wie süßes Vogelgezwitscher, aber auch die Mittellage hatte einen so schmelzenden Klang, daß der Knabe wie verzaubert war.

Ach, ja! Das war schön! Das wollte er auch lernen, und so viel Wissen und Kenntnisse sich aneignen, wie der Graf!

Vorm Abschied legte der alte Herr seine Rechte auf Felix' blonden Kopf, sah ihn mit seinen dunklen, forschenden Augen an und sagte:

„Alles formt sich mit der Zeit, Körper und Seele! Du wirst einmal etwas Tüchtiges werden, mein lieber Knabe. Und bewahre Dir Deinen Schönheitssinn und die Liebe zu Menschen und Natur. Das Herrlichste, was uns der Schöpfer geschenkt hat, ist die Erde selbst. Aber ohne Menschen wäre sie nur ein schönes Angesicht ohne Lächeln. Was man auch spricht, nur durch den Verkehr mit unseren Brüdern wird uns das Leben lebenswert, ja, erträglich, obgleich jeder den andern befehdet.

Wer vermag es zu erklären? Ich denke, der Kampf, der noch vor sich geht in der Erde, die uns geboren, wirkt in den Geschöpfen nach. Es ist das Ringen nach dem Vollenden. Wie denkst Du darüber?“

Ähnlich hatte der Graf an diesem Abend Felix schon oft um seine Ansicht gefragt, als sei er ein Erwachsener. Felix aber schlug bescheiden den Blick zu Boden. Wie durfte er wagen, ein Urteil über solche Dinge abzugeben? Er hatte auch noch keines, aber seine Seele drängte darnach, alles zu ergründen, ein Wissender zu werden und es den Größten und Besten in der Welt gleich zu thun!

Als Felix nach Hause kam, fand er seine Eltern noch im Wohnzimmer. Doktor Kartheuser schob bei seinem Eintritt die goldene Brille über

die Augen und sah mit zusammengekniffenen Lidern von dem Buche empor, aus dem er seiner Frau vorlas. Felix' Mutter nahm eine Prise aus ihrer Dose und sagte:

„Na, mein Junge! Das war ein langer Besuch. Wie war's denn bei dem Grafen?"

Der Knabe berichtete, noch unter dem Eindruck des Erlebten, mit funkelnden Augen. Er ward nicht müde, zu erzählen, und mit seiner lebhaften Phantasie malte er alles, was er gesehen, noch herrlicher aus.

„Ich soll bald wiederkommen und meine Flöte mitbringen," schloß er. „Wir sollen zusammen musizieren. Ah! Ihr glaubt nicht, wie wundervoll der Graf spielt!"

Als Felix sich zum Schlafengehen rüstete, und auch Fritjhoff, der neben ihm saß und mit menschlich klugen Augen allen seinen Bewegungen gefolgt war, aufsprang, sagte Doktor Kartheuser:

„Ich habe übrigens Dein Zeugnis heute genauer angesehen. Es freut mich, daß es so viel besser als das vorige ist, und daß Du die Versetzung erreicht hast, Felix! Aber in einigen Fächern fehlt es doch noch! Ich hoffe, Du giebst Dir fortan Mühe, holst manches nach und verthust auch die Ferien nicht nur mit Spielereien."

„Nein — nein!" fiel der Knabe, dem das

Lob seines Vaters angenehm in den Ohren geklungen, mit schneller Rede ein.

„Und das fortwährende Schabernacktreiben solltest Du nun auch endlich aufgeben!“ fuhr der Doktor ernst fort. „Wer hat Eduard Jahn und Frau Gyldenstern im Garten mit Mohnköpfen geworfen? Natürlich Du! Und Paulsen von unten war hier und beklagte sich, daß Du ihn mit Wasser bespritzt hättest. Auch Rahn nebenan hatte wieder etwas! Du hetztest Fritjhoff auf seinen Bello und seine Katze, und es wären im Garten sämmtliche Stützen von den Rosen und den übrigen hochstämmigen Pflanzen fortgenommen und neben die ganz kleinen Erdbeerpflanzen gesetzt.“

„Bin ich nicht gewesen!“ erklärte Felix, den dieser wahrscheinlich von Karl Valentini herrührende Einfall im übrigen sehr belustigte, mit entschiedenem Ton, und da er sah, daß man ihm glaubte, fuhr er fort: „Wenn Rahn nächstens Schnupfen hat, giebt er mir auch die Schuld. Und Paulsen hat mich geohrfeigt, als ich einen kleinen Scherz machte. Das brauche ich mir doch nicht gefallen zu lassen. Und, und —“

„Nun?“

„Ja, Eduard Jahn und Ebba Gyldenstern küßten sich so laut, daß die Menschen in der Allee stillstanden und zuhörten. Und da wollte

ich sie nur aufmerksam machen, daß sie sich in acht nähmen."

„Na! Na! Schöne Ausreden!" warf der Doktor dazwischen.

„Ist es denn wahr, Mama, sind sie verlobt? Und Fräulein Guldang mit Herrn von Bolten? Minna Jahn meinte —"

„Minna Jahn? Wo hast Du denn die nur wieder gesehen! Was habt Ihr immer mit einander?"

„Wir — gar niks —" antwortete der Knabe langgezogen und errötend. Wenn nur Minnas Name genannt wurde, schlug schon sein Herz.

Der Doktor aber redete noch einmal auf seinen Sohn ein und ermahnte ihn, nicht all' seinen thörichten Launen nachzugeben. Knaben könnten und sollten sich austoben! Aber alles doch auch mit Maß, und sie müßten Ehrfurcht vor dem Alter an den Tag legen, und immer bemüht bleiben, ihren inneren Menschen zu zügeln.

„Versprich mir nun, daß Du Dein Augenmerk auf andere Dinge richtest, Felix!"

Der Knabe nickte. Die milde Art, in der sein Vater zu ihm sprach, rührte ihn und ließ ihn sein Unrecht tiefer empfinden.

„Du thust ja nicht Deinen Lehrern, nicht Deiner Umgebung einen Dienst, sondern nur Dir selbst, wenn Du gesetzt und fleißig bist. Unter

diesem Gesichtspunkt wäge allzeit Dein Thun," schloß Doktor Kartheuser.

Darauf bot Felix seinen Eltern gute Nacht, küßte sie zärtlich und eilte auf sein Zimmer. Aber er schlief nicht gleich ein.

Der Graf, die herrlichen Gemächer, die Bilder, die Fülle von Seltenheiten, der Garten mit dem vom Abendwind bewegten Silberglocken, das Flötenspiel, der Duft der Zigaretten und die feurigen Weine, das Geheimnisvolle, daß seinen Gönner umgab, hielten seinen Geist wach. Er rief sich immer von neuem den Inhalt ihrer Gespräche und alles sonst Erlebte ins Gedächtnis zurück, und es war ihm, als sei er von heut' an in eine neue und farbenreichere Welt getreten. —

Kartheusers saßen nach Felix' Fortgang noch längere Zeit beisammen. Da die Doktorin am Morgen Jahn hatte zu ihrem Manne gehen sehen, war sie begierig, zu hören, wie die Darlehnsangelegenheit sich abgewickelt habe, und als der Doktor ihr darüber Mitteilung machte, legte sie eine Freude an den Tag, als sei's ihr selbst geschehen.

„Ich bin sehr begierig, wie nun Frau Ebba sich zu der Familie stellen, und ob und wie sie ihre Hand aufthun wird," warf sie hin. „Hat Jahn darüber nichts geäußert?"

„Ich glaube, er hat nach dieser Richtung nicht viel Zutrauen zu seiner künftigen Schwiegertochter. Jahn möchte hoffen dürfen und hofft wohl auch, aber sein Verstand redet doch eine andere Sprache. Er äußerte, Eduard werde jedenfalls nach Schweden gehen, und das schien ihm auch das Angenehmste zu sein.

Über die Guldang sprach er sich sehr scharf aus. Dort geht ihm nun auch eine Aussicht auf die Zukunft verloren. Und Fritz Stadtkassierer hat nicht einmal schriftlich seine Gratulation ausgesprochen! Er sei mit seinem Bruder völlig auseinander, warf er hin. Wohin man sieht, unerquickliche Verhältnisse. Und daneben erscheint's doch wieder als ein Wunder, daß der Graf das Geld hergegeben hat.“

Nachdem Kartheuser berichtet, hielt die Doktorin den Zeitpunkt für günstig, mit allerlei Wohlthätigkeitsplänen hervorzutreten. Dieser und jener sei gekommen und habe um Unterstützung und Fürsprache gebeten, und auch Betty Truelsen habe schüchtern ein Anliegen solcher Art vorgebracht. „Ich gab ihr das Geld, das sie brauchte, Kartheuser! Du weißt, sie erstattet es auf Tag und Stunde zurück. Die arme Alte hat es wirklich schwer und ist doch so fleißig und sparsam. Übrigens müssen wir ja auch an ein Hochzeitsgeschenk für die Guldang denken. Ich

höre, sie wollen sich schon sehr bald trauen lassen. Er giebt seine Junggesellenwohnung auf und zieht in das Haus mit der eisernen Treppe. Wie ist's denn mit Paulsen? Hat er die Miete bezahlt?"

„Nein! er vertröstet mich auf den Oktober!" erwiderte der Doktor, der bei seiner Frau geläufiger Rede zu Einwänden gar nicht gelangt war, und doch etwas Maßhalten in der Sorge für andere als nötig erachtete.

„Er ist ein hochmütiger und eitler Narr und ein höchst unzuverlässiger Mensch dazu," entgegnete die Doktorin in ihrer gewohnten Entschiedenheit. „Mit solchen Leuten habe ich nun einmal kein Mitleid. Ich denke, wir sehen uns um, daß wir den Laden anderweitig vermieten. Es wird im Leben nichts mit ihm!"

Nun trat der Doktor mit seinem guten Herzen wieder für Paulsen ein und machte, um seiner Frau Gedanken abzulenken, ihre Mitteilungen über die laufenden Geschäfte, über Einnahmen und Ausgaben, sprach von den Erwartungen, die er an die von ihm geführten Prozesse knüpfte, und über andere Dinge, die ihn beschäftigten.

Zwischen Kartheusers fand ein Austausch über alles und jedes statt, was sie äußerlich und innerlich bewegte. Des Doktors Arbeiten, die kleinen Tagessorgen und das Leid ihrer Bekannten

9*

und Freunde, Ereignisse des öffentlichen Lebens, die Erziehung und das Glück ihrer Kinder wurden erörtert, und die Gleichartigkeit ihrer Auffassung und die Herzensgüte, die sie beide beseelte, schufen eine Harmonie zwischen ihnen, die durch nichts gestört ward. In Arbeit, Pflichterfüllung und Menschenliebe gipfelte ihre Religion, und es schien auch, daß alles, was sie thaten, von Segen begleitet war.

Elftes Kapitel.

Doktor Adler fand, als er seine Gratulation im Jahnschen Hause abstatten wollte, weder den Stadtrat noch sein Frau anwesend. Der erstere war im Kontor, und Frau Jahn hatte sich zu Tante Guldang begeben. Eben kam Dagmar aus der Schule und wich fast erschrocken zurück, als sie den Doktor im Flur fand.

„Nun, flöße ich Ihnen solche Furcht ein?“ fragte Adler neckend. „Da ich erfahren habe, daß die Ihrigen nicht zu Hause sind, freue ich mich wenigstens, Sie zu sehen. Wie geht es Ihnen? Und was macht das Brautpaar? Sie haben sich wohl sehr gefreut?“

Sie hatten während dieser Worte das Gartenzimmer betreten, und Dagmar, die rasch ihre Mappe fortgelegt, bat den Doktor mit artiger Verlegenheit, Platz zu nehmen. Nun gab sie auf seine Fragen Antwort.

„Ja, ich habe mich sehr gefreut,“ begann sie, „Eduard ist so glücklich, wie man es nur sein kann, und Ebba habe ich außerordentlich gern.“

In diesem Augenblick fiel Dagmar ein Buch das sie während des Sprechens in die Hand genommen, auf die Erde, und der Doktor bückte sich sogleich, um es aufzuheben. Da aber auch Dagmar schnell danach griff, berührten sich ihre Wangen, und beide wichen eilig und sehr verlegen zurück.

„Darf ich sehen, was es ist?“ fragte Adler, der durch raschen Übergang auf etwas Nebensächliches den Eindruck zu verwischen suchte. Er öffnete das Buch und guckte hinein.

„Ah! Enoch Arden von Tennyson. Lesen sie darin?“

Dagmar nickte. „Ich habe Thränen dabei geweint. Es ist sehr, sehr schön.“

Aber der Doktor war mit seinen Gedanken nicht bei der Sache, er biß auf die blonden Härchen seines Schnurrbarts und sagte, wieder von dem Thema abweichend:

„Wir sehen uns jetzt so selten, Dagmar. Oder richtiger, nicht selten, aber immer nur flüchtig. Das ist Ihnen aber auch recht, nicht wahr?“

Dagmar erhob bei Adlers Frage den Kopf, senkte ihn aber eben so schnell wieder. Tiefe

Röte schoß in ihre Wangen, und in ihrer Verwirrung wußte sie nicht gleich zu antworten.

Endlich sagte sie, taktvoll ausweichend:

„Wir haben prachtvolle Rosen draußen. Darf ich Ihnen eine holen, Herr Doktor?“

Über Adlers Gesicht flog ein freundliches Lächeln.

„Ja, ich danke. Ich nehme sie gern. Gehen wir zusammen in den Garten! Wissen Sie noch, daß wir im Frühjahr einmal dort plauderten? Christian Ohlsen hatte einen Maulwurf gefunden.“

Dagmar nickte, eifrig beipflichtend. Als sie an das Rosenbeet gelangt waren, zog Adler rasch ein Messer hervor und schnitt eine Malmaison ab. „Ich will nicht nehmen, ohne zurückzugeben. Hier! Wollen Sie? Darf ich?“ Und ohne ihre Antwort abzuwarten, befestigte er die vollaufgebrochene Blume in ihrem feuerfarbenen Haar.

Während sie gleich darauf den Weg zu dem Hügel nahmen, auf dem sie damals gestanden, fuhr er fort:

„Kennen Sie das kleine Gedicht von der Rose, Dagmar? ‚Rose, nun bist Du endlich da?‘ — Nein? Wollen Sie es hören?“

Dagmar bestätigte mit einem freundlichen „bitte“, und der Doktor rezitierte:

„Rose! Nun bist du endlich da!
Du schönste Blüte in diesem Jahr!

Der Sonne wartend, vom Tau benetzt,
Schlossest du auf die Knospe jetzt!

Ich reiße dich von dem grünen Zweig
An ihre Wange schmiege dich weich!
Du bist ja gewachsen für sie allein.
Der Schönheit soll Schönheit gesellet sein!

Und künd' ihr, da jetzt du erblühet bist,
Auch die Knospe der Liebe entfaltet ist!
Sie selbst, eine Rose in prangender Zier,
Soll ruhen, mein eigen, am Herzen mir."

„Ja! Das ist schön! Ist's — von Ihnen?" ging's schüchtern fragend aus Dagmars Munde.

„Ich glaube — Aber wo ist nun das Geschenk, das Sie mir bestimmt hatten, Dagmar?"

„Hier!" stieß das Kind entschlossen heraus. Aber als sie ihm die Rose ins Knopfloch stecken wollte, zitterte ihr die Hand, und um ihre Verwirrung zu verbergen, schalt sie sich der Ungeschicklichkeit.

Er aber suchte ihr Auge und flüsterte:

„Wollen wir ‚unseren' Rosen noch Zeit lassen, einige Jahre zu blühen, Dagmar?" und während sie unter seinem Blicke wie gebannt dastand, sprach er noch einmal mit eindringlich zärtlicher Stimme den letzten Vers:

Und künd' ihr, da jetzt du erblühet bist,
Auch die Knospe der Liebe entfaltet ist!
Sie selbst, eine Rose in prangender Zier,
Soll ruhen, mein eigen, am Herzen mir.

Noch immer verharrte Dagmar mit gesenktem Haupt, sie bebte, und ihr Atem ging rasch. Auf ihrem Angesicht irrten Überraschung, Glück und selige Verwirrung. Als aber dann ein fragendes, zärtliches: „Dagmar —!“ aus seinem Munde ging, als er nach ihrer Hand tastete, da hob sie zögernd die Augen und sah ihn mit einem einzigen Blick an, mit einem Blick, in dem sich ihr ganzes, hingebendes Herz widerspiegelte.

„Heut' über zwei Jahre, Dagmar!“ flüsterte der Doktor, hingerissen von ihrer mädchenhaften Schönheit. „Willst Du meiner warten, mein Kind, mein süßes — liebes — Kind —?“

„Ja — ja —“ drang's in überströmendem Glück von des Mädchens Lippen, und plötzlich neigte sie sich herab, küßte stürmisch, und ehe er es hindern konnte, seine Hände, und wieder und wieder trotz seiner Abwehr, riß dann die Rose aus ihrem Haar, drückte sie zum Zeichen der Treue ans Herz und floh eilend zurück in die Villa. —

Die letzten Ereignisse hatten im Jahnschen Hause eine sehr glückliche Veränderung hervorgerufen. Der Stadtrat befand sich in der besten Laune. Im Besitz genügender Mittel, vermochte er den nächsten geschäftlichen Schwierigkeiten zu begegnen. Die fälligen Wechsel konnten gerade noch rechtzeitig bezahlt werden; von den sonst

laufenden Verpflichtungen ward zunächst ein Teil abgelöst; was an Kleinigkeiten hier und dort in Verzug geraten, wurde rasch und mit dem Hinzufügen, es sei in Vergessenheit gekommen, abgemacht, und der Rest des Kapitals vorläufig in die Bank getragen.

Im Kontor begegnete man wieder frohen Gesichtern, der alte Kassierer Eisberg schlich nicht mehr mit tief bekümmerter Miene mittags und abends nach Haus, und Christian Ohlsen, der, ohne daß man ihm etwas sagte, allzeit schon in den Fingerspitzen fühlte, wie die Dinge lagen, summte im Garten beim Aufbinden des Mauer-Epheus ein lustiges Lied. Aber auch Frau Jahns Mienen hatten sich ganz gelichtet. Voll freudigen Erstaunens vernahm sie, woher die Hülfe gekommen sei, und schloß, indem sie ihren Hoffnungen nur zu gern den Stempel der Sicherheit aufdrückte, aus diesem unerwartet eingetretenen Glücksfall auf eine nicht minder günstige Wendung aller übrigen Dinge.

Eduards Verlobung war doch vielleicht zu aller Heil, und die Liebe der beiden jungen Leute mehr als nur ein vorübergehendes Aufzucken. Man sah, daß Eduard glücklich war, und bei Ebba kamen so liebenswürdige Eigenschaften zum Vorschein, sie war so aufmerksam, gütig und ehrerbietig gegen ihre Schwiegereltern,

daß sich denselben der Gedanke fast als Thatsache aufdrängte, sie werde nicht nur Freude, sondern gegebenen Falles auch eintretendes Leid mit ihren Verwandten teilen.

Kein Tag fast verging ohne von ihrer Seite gebotene Aufmerksamkeiten. Dagmar und Minna empfingen wertvollen Schmuck, und Eduard überraschte sie mit kostbaren Geschenken, von denen sie wußte, daß sie zu seinen bisher unerfüllten Wünschen gehörten. Er empfing eine goldene Uhr mit kunstvoll durchbrochener Kette, einen Stock aus seltenem Holz mit goldenem Griff, eine Brustnadel mit einem von Perlen umgebenen, großen Diamant und in fast gleicher Weise gefaßte Manschettenknöpfe.

Als später auch noch von Ebba in Hamburg bestellte Geschenke für die Eltern eintrafen: ein Brüsseler mit Rosen durchwirkter Teppich für das Balkonzimmer, ein neuer Palissanderflügel und ein silberner Tafelaufsatz mit allem Zubehör, beschloß Jahn, ganz seiner Veranlagung entsprechend, nicht zurückzustehen. Er reiste trotz seiner Frau Abmahnung einen Tag nach Hamburg und kaufte eine Diamantbrosche im Werte von fast 800 Thalern, die Eduard nun seinerseits Ebba als Geschenk überreichte. Natürlich blieb von all' diesen Geschehnissen in Föhrde nichts unbekannt, und je nach der Menschen Stellung zu Jahns

ergingen sie sich in hämischen und tadelnden Bemerkungen darüber oder legten Bewunderung an den Tag.

Auch die Verlobungsgesellschaft, die „Stadtrats“ gaben, und zu der nicht nur Frau Dr. Frahm, die in einem neuen grünrot und blau schimmernden, sogenannten changeant Kleid erschien, sondern alles, was irgend mit der Familie Beziehungen pflegte, eingeladen war, gab der Stadt fast acht Tage lang den beinahe ausschließlichen Stoff zum Gespräch. Bei dem Feste war auch die Föhrder vornehme Gesellschaft stark vertreten. Zu ihr rechnete man daselbst den von seinem Gelde lebenden Adel, die höheren Beamten, die Mitglieder des Oberappellations- und Verwaltungsgerichts, einige reiche Pensionäre und die mit einem „von“ umhergehenden Militärs a. D.

Kartheusers verkehrten in und mit diesen Kreisen, da die Doktorin selbst aus altem Landesadel war, aber bei Jahns, die sich bisher stets nur zu ihren Standesgenossen gehalten, alle diese Personen zu sehen, war überraschend, und die Thatsache wurde, weil sie Neid hervorrief und die Eitelkeit aller derer empfindlich verletzte, die nicht mit ‚den Vornehmen‘, verkehrten, in den Mittelpunkt der zahlreichen tadelnden Gespräche gezogen.

Man erzählte sich, daß Jahn allen Hochge-

stellten der Stadt die goldumränderterten Verlobungsanzeigen zugesandt und bei den darauf erfolgenden, meist mündlichen Gratulationen die Gelegenheit wahrgenommen habe, um die große Ehre einer Teilnahme an dem Verlobungsfest zu bitten.

„Die Leute konnten ja nicht nein sagen, es wurde ihnen ja förmlich aufgedrängt!“ äußerte Fräulein Weinholtz. „Awer annersits kennt man dat ja ok! Wenn't wat to eten un to drinken gift, denn leggt dat hochmödige Pack ehr Adelspatent giern mal för en paar Stünn in de Eckschrank.“

Aber wie immer und allerorts wichen auch diese Gespräche den Eindrücken neuer Geschehnisse, und die Einwohner begannen wieder, sich mit anderen Dingen zu beschäftigen.

Der plötzliche Tod eines Bekannten, eine abermalige Verlobung, daß frohe Ereignis eines Familienzuwachses, Wetter, Blitzschlag, Überschwemmung, die Kunde von einem amerikanischen Nabob, oder die Verwirrungen menschlicher Herzen nahmen die nach neuen Ereignissen Ausspähenden in Anspruch. Zuguterletzt hörten die Bewohner Föhrdes auch von dem Gerücht, daß der bei Kartheusers wohnende Zigarrenhändler U. B. C. Paulsen das große Los gewonnen habe. Die Wohnung beim Doktor habe er bereits gekündigt, Bestellungen auf prachtvolle Einrichtung und Möbel

seien von ihm bei einem bekannten Tischler gemacht worden, und wegen Ankauf eines Hauses, in dem er einen großen Laden ausbrechen lassen wolle, stehe er, wie es hieß, in Verhandlung.

Er würde, wie überdies berichtet ward, in der Folge nicht mehr die Kundschaft selbst bedienen, sondern nur das Engros-Geschäft überwachen, und neben Ladengehülfen wolle er auch noch Reisende engagieren, um das Geschäft nach außerhalb zu erweitern.

Und doch gab es in Föhrde einige Bewohner jüngeren Alters, die an die Wahrheit des Gerüchtes durchaus nicht glauben wollten und auch mit ihren Zweifeln nicht zurückhielten. Ja, bei ihnen war die Gewißheit, alles sei eitel Trug, so groß, daß sie es zuletzt für ihre Pflicht hielten, den sich vielleicht in falschen Hoffnungen wiegenden Mitbewohner aufzuklären. Zu diesem Zweck thaten sie sich an einem der nächsten Frühmorgen zusammen und faßten den nachstehenden Brief ab:

„Sehr geehrter Herr!

Es hat sich herausgestellt, daß die Ihnen gewordene Mitteilung wegen des Hamburger Loses auf einem bedauerlichen Irrtum beruht. Nicht Sie, Herr U. B. E. Paulsen, sondern Herr A. B. E. Paulsen in Cappeln (durch die Namensähnlichkeit hat vonseiten eines meiner

jungen Leute die Verwechselung stattgefunden) ist mit dem Haupttreffer heraus gekommen.

Indem ich bestens um Entschuldigung bitte, übersende angeschlossen einen Spiegel, den als Entschädigung für stattgehabte Enttäuschung freundlichst anzunehmen bitte. Er ist insofern äußerst wertvoll, als er nur das Bild ganz besonders beschränkter und dünkelhafter Menschen wiedergiebt. Bei normal Veranlagten strahlt er im Gegensatz zu den gewöhnlichen Spiegeln überhaupt nicht zurück.

Sollten Sie wider Erwarten schon einen solchen Spiegel besitzen, — Sie wollen freundlichst bei diesem die Probe machen! — so verpflichten sie mich durch gütige Rücksendung des beifolgenden, den ich bisher Ursache hatte, für das einzige in der Welt befindliche Exemplar zu halten.

Mit Hochachtung

Isaak Veilchenfeld."

Dieser Brief ging mit einem von den drei Jungen gemeinsam aufgebrachten Beitrag für einen kleinen Taschenspiegel wieder an den Vetter Emil von Rosens ab und gelangte — die Buben überzeugten sich zwei Tage später davon, indem sie sich unter einem gleichgültigen Vorwande an den Postboten heranmachten, — richtig in die

Hände des noch unter den Riesendächern seiner Luftschlösser einher schreitenden Paulsen.

Als Felix bald nach der Abgabe des Briefes, flötend, scheinbar auf nichts achtend und nur mit sich selbst beschäftigt, am Paulsenschen Laden vorüberging, flog plötzlich ein hell glänzender, viereckiger Gegenstand, der in zahlreiche Stücke auf dem Pflaster zersplitterte, auf die Straße.

Zugleich hörte er, wie Uz, der in der Arbeitsschürze und mit der unvermeidlichen langen Pfeife im Munde, schwatzend neben Paulsen stand, dem Inhaber der Fabrik „von bestem Tabak und vorzüglich abgelagerten Zigarren“ (damals mußten Zigarren abgelagert sein, um Wert zu haben), U. B. E. zurief:

„Na, wat hest Du denn nu wedder för Lüs in de Kopp. Smittst ja üm di, als wenn de Düwel bi Di to Besök wär!“

Aber Felix, scheinbar mit einer sehr ernsthaften, vielleicht gar wissenschaftlichen Frage beschäftigt, guckte sich nur zerstreuten Blickes um und ging seiner Wege.

Als er jedoch aus Gesichts- und Gehörweite Paulsens gelangt war, lief er im Sturmschritt durch das stets offene Valentinische Haus, rannte auf den Fahrweg und verkündete seinen dort neugierig wartenden Kumpanen, was er Herrliches gesehen habe.

Aber gleich wie ein in ein stilles Wasser geschleuderter Stein seine Ringe zieht, so hinterließ auch dieser Vorfall seine weiteren Spuren. Unter den Eindrücken, die Felix Kartheuser bei dem Grafen Caffaroni empfangen, und die ihn auf ernstere und würdigere Dinge hinleiteten, zudem der milden Mahnungen seiner Eltern gedenkend, und endlich sich der Erkenntnis nicht verschießend, daß ein Schabernack, wie der an Paulsen verübte, keinen harmlosen Charakter mehr habe, gelangte er zu jener inneren Umschau, durch die sich in einer jugendlichen Seele allmählich die Ausscheidungen vollziehen.

Fortan saß er überaus fleißig und durch nichts abgewendet in seinem Zimmer über dem Homer, führte sein Tagebuch, übte sich auf der Flöte, machte einsame Spaziergänge und beschäftigte sich mit seinen Sammlungen.

Aber freilich verging auch kein Tag, an dem ihn nicht ein heftiges Verlangen erfaßte, wieder in des Grafen Nähe zu gelangen. Sein Gönner hatte geäußert, daß er ihm gelegentlich auch einmal etwas vordeklamieren solle. Den Monolog aus dem Tell und den Spaziergang von Schiller hatte Felix bereits früher für solche Zwecke auswendig gelernt, und nun stand er in seiner Arbeitsstube und studierte die Einleitung zum Faust. Er verstand nur halb, wie viel Tief-

sinniges darin enthalten war, aber der Reiz, sich mit etwas zu beschäftigen, das die Einsichtsvollen so hoch stellten, und ein Drang, allein und ohne Hülfe die Erkenntnis zu erklimmen, trieben ihn, sich damit zu beschäftigen. Von Betty hatte er sich auch wieder Lektüre geholt. Er verschlang den „Glöckner von Notre Dame“ und „Han, der Isländer“ von Victor Hugo und bevölkerte seine Vorstellung mit den phantastischsten Bildern.

Dazwischen drängte sich, trotz Abwehr, sehr häufig die Gestalt Minna Jahns. Wenn die Erinnerung an das Mädchen seine Seele erfüllte und überwältigte, dann mußte er irgend eine Thätigkeit aufnehmen, in die sein Geist sich ganz versenken konnte. So machte er sich einmal, alles andere beiseite werfend, an die Tischplatte seines Schreibpultes und schnitt ein Herz mit F und M hinein, und als das Kunstwerk fertig war, suchte er es doch wieder auszumerzen, weil er fürchtete, sein Geheimnis zu verraten, und auch weil er sich schämte, daß er dem Gedanken an Minna von neuem erlegen war.

Ein andermal während der Ferien trieb es ihn, trotz der guten Vorsätze, doch in ihre Nähe. Er war ihr, Emma von Thünen, der unvorsichtigen Poetin, und Agnes von Rosen begegnet, als sie von einem gemeinsamen Spaziergang zurückgekehrt waren. Beim Vorüberschreiten hatte es

dem Knaben geschienen, als habe sich wieder etwas Fremdes in Minnas Gruß und Blick gemischt.

Er gab sich nun allen möglichen Vorstellungen hin, wodurch sie abermals erzürnt sein könnte, und schob ihre Verstimmung zuletzt auf sein ungelöstes Versprechen, sie zu einer Wasserpartie abzuholen. Um seine Zweifel zu beseitigen, beschloß er, an den Hafen zu eilen, wo sie häufig mit Agnes von Rosen umherspielte, und wo er sie zu treffen hoffte. Als er zu diesem Zweck die Haustreppe hinabeilte, sah er, — es war Nachmittag, — daß sich seine Eltern, sonntäglich gekleidet, zum Fortgang rüsteten, und erfuhr auf seine Frage, daß heute die Trauung des Fräulein Guldang mit Herrn von Bolten im Dom stattfinden werde.

Rasch eilte der Knabe wieder auf sein Zimmer, zog eine andere Jacke an und schritt hinter den Gärten über den Präsidentenweg dem Dome zu, wo er sicher wußte, daß er Minna sehen würde.

Hier angekommen, ward seine Aufmerksamkeit sehr gefesselt. Zahlreiche Wagen hielten an dem Kirchenportal, und ihnen entstiegen die Teilnehmer an der Hochzeitsfeier. Zuletzt kamen die Braut und der Bräutigam und weckten durch ihr Erscheinen die allgemeine Neugier. Ahne Guldang trug ein weißseidenes Ripskleid, welches aus so schwerem Stoff gearbeitet war, daß es wie ein

steifer Federwischer ringsum abstand, und Herr von Bolten in Frack, heller, weißer Weste und Atlas-Krawatte sah so stattlich aus, daß die Menschen sich unwillkürlich vor ihm verneigten. Ganz besonders aber zogen auch Ebba Gyldenstern und Frau Stadtrat Jahn die Blicke der fast zu Hunderten vor dem Dom Versammelten auf sich. Ebba rauschte einher wie eine nordische Königin, und die neben ihr schreitende Frau Jahn glich einer sanften Madonna, die einem Erdenkind das Geleit in das Land des Glückes geben will.

Nachdem alle Gäste vorgefahren waren, ging auch Felix in das Innere der Kirche. Überaus feierlich war's drinnen! Die Orgeltöne brausten, vom Chor erscholl Gesang aus Knabenmund. Wie fromm, wie unschuldig drang's aus den reingestimmten Kehlen, und wie erhebend wirkte der alte Dom in seiner machtvollen Größe und Stille!

Und da erfaßte Felix Kartheuser, der sich hinter den hohen, geschnitzten, sogenannten Bischofsstühlen, die links und rechts den Altarraum umrahmten, einen Platz erobert hatte, ein Gefühl frommer Scheu, und andächtig lauschte er dem, was vor sich ging.

Er sah auch Minna Jahn, die neben ihrer Schwester Dagmar etwas weiter oben in dem

engeren Kreis der Geladenen einen Platz erhalten hatte, und er fand die beiden Mädchen in ihren weißen Kleidern heute so unbeschreiblich schön, daß er unwillkürlich ihren Namen sprach, und ein Vergleich sich auf seine Lippen drängte.

„Zwei weiße Schlehdornblüten!“ flüsterte er vor sich hin und suchte Minnas Blick. Aber sie saß so ernsthaft da, daß sie nicht ein einziges Mal die Augen erhob.

Als aber die Orgelmusik verrauscht war, und nach dem Klappen der Kirchenstühle und dem Scharren unruhiger Füße, der Prediger, zu dem Brautpaare gewendet, von Leben, Erdenglück, Gott und Ewigkeit sprach, da verließ Minna die bisherige Aufmerksamkeit, und sie begann sich das seitlich vom Altar befindliche, in weißem und schwarzem Marmor aufgeführte Grabdenkmal des Königs Friedrich und die dahinter liegenden, zum großen Grabgewölbe führenden, hohen, schmiedeeisernen Thüren anzusehen. Sodann warf sie auch einen Blick ins Publikum, sah Felix, der sein forschendes Auge auf sie gerichtet hielt, und nickte ihm mit leiser Kopfbewegung und mit jenem Ausdruck zu, den nur er verstand. Alsbald zog ein glückberauschendes Gefühl durch sein Inneres. Er sah, daß sie ihm doch noch gut sei, und die in Dunkelheit versunkene Welt schimmerte wieder für ihn im alten Glanz der Sonne.

Endlich — erlösend für alle Teilnehmer — ward das letzte Vaterunser gesprochen. Wieder quollen die mächtigen, das Herz ergreifenden Orgeltöne durch den hohen Dom mit seinen gotischen Bogen und Pfeilern, mit seinen Chorgalerien, alten Epitaphien und Bildern, und eilend strömten die Zuschauer aus dem Gotteshaus oder stellten sich in dichten Reihen im Hauptgange auf, um sich das vermählte Paar noch einmal in der Nähe anzusehen.

Alsbald setzten sich auch Boltens mit ihren Angehörigen in Bewegung. — —

Zur selben Zeit stieg ein alter Mann die am Haupteingang befindliche, von einer der Galerieen herunter führende Eichenholz-Wendeltreppe hinab und verließ ebenfalls den Dom. Es war Fritz Stadtkassierer. Er trug auch heute den blauen Rock mit den goldenen Knöpfen, aber er hatte einen anderen Ausdruck im Gesicht als sonst. Etwas schien ihn sehr zu beschäftigen. Die Feier hatte ganz besondere Gedanken in ihm geweckt, und sie ließen ihn nicht.

Fritz Stadtkassierer nahm seinen Weg nach dem Hafen und wandte sich von dort in ein an dem sogenannten Langenweg befindliches Haus, das neben dem Grundstück Christian Ohlsens lag.

Das Gebäude gehörte einem Gärtner, dessen Land und Wiesen, ebenso wie Jahns Besitz, bis

an das Wasser des Flußes reichten. Zur Linken, im Parterre, hatte der Besitzer an eine Generalin vermietet, die mit ihrem Vatersnamen Nest hieß und in ihren Kinderjahren nie anders als die „schwarze Toni" genannt worden war.

Die Frau, eine Föhrderin von Geburt und einzige Tochter eines verstorbenen Senators, hatte ein sehr bewegtes Leben hinter sich.

Mit einem jungen See-Kapitän verlobt, war sie mit ihm nach Hamburg zu seinen Eltern gegangen, hatte sich aber kurz vor der Hochzeit wieder von ihm getrennt und einen jungen Prediger geheiratet.

Nachdem sie diesen bereits nach zweijähriger Ehe verloren, war sie Wirtschafterin in einem Hôtel in Amsterdam geworden und hatte sich später nach Batavia begeben.

Hier wurde sie die Frau eines holländischen Generals van der Potte, der später in Brasilien, wohin sie ihm folgte, Dienste nahm.

Nach fast achtzehnjähriger Abwesenheit kam die „schwarze Toni" nach Föhrde zurück und lebte, wie man behauptete, von einer Pension, die ihr nach ihres Mannes Ableben ausgesetzt worden war. Die Frau, eine zigeunerhafte Erscheinung, war ungewöhnlich menschenklug, exzentrisch und abenteuerlich und übte selbst in ihrem vorgerückten Alter noch eine fast dämonische Gewalt

über die Männer aus. Aber sie hatte wenig Verkehr, man fürchtete sie, und ihr Ruf war nicht gut, obgleich man ihr nichts nachsagen konnte. Toni Nest gehörte zu den Personen, welche die Menschen umstricken, so lange sie in ihrer Nähe sind, und die dann doch fast ängstlich gemieden werden.

Sie und Fritz kannten sich von Jugend auf und hatten als Kinder täglich mit einander gespielt.

Zu dieser Frau ging Fritz Jahn neuerdings häufig des Abends. Kurz nach seiner völligen Entfremdung von seinem Bruder war sie einmal gekommen, um die Steuern zu bezahlen, und hatte bei dieser Gelegenheit ihren früheren Kameraden aufgefordert, sie zu besuchen.

„Wenn's Dir nicht gefällt, brauchst Du nicht wiederzukommen!“ hatte sie gesagt und war mit diesem Zusatz seinen Gedanken begegnet. „Aber ich weiß, Du wirst Dich wohl bei mir fühlen, und ich finde vielleicht,“ — hier verfinsterten sich die Züge der Frau — „doch einen Menschen in meiner Heimat, der sich nicht besser dünkt als mich.“

Toni Nest haßte den Stadtrat, der es vermieden hatte, mit ihr jemals in Berührung zu treten. Aber sie war überhaupt mißgünstig, hart, intrigant und eitel und konnte es den

Einwohnern Föhrdes nicht vergessen, daß dieselben sie bei ihrer Rückkehr so kühl aufgenommen hatten.

Neuerdings beschäftigte sich Toni mit dem Gedanken, sich durch eine Heirat mit Fritz Stadtkassierer an dem Stadtrat zu rächen, und nicht so sehr Liebe, als vielmehr der Haß gegen seinen Bruder hatte auch in Fritz den gleichen Gedanken gefördert. Bisher hatte er aber das Urteil der Welt gescheut. Alte Leute und heiraten! Sich lächerlich machen! Es war nicht daran zu denken. Seitdem aber Fritz die Verlobung Boltens mit Ahne Guldang in der Zeitung gelesen hatte, sah er die Sache in einem anderen Lichte an. Was konnte man Toni Nest nachsagen? Nichts! Und sie gefiel ihm. Soweit sein verknöchertes Herz wärmerer Gefühle fähig war, empfand er solche für seine Jugendfreundin.

Ganz außerordentlich hatte es ihn für sie eingenommen, daß er bei seinem ersten Besuch eine gestopfte Pfeife vorgefunden hatte.

„Mein Gott, woher hast Du die Pfeife, Toni?"

„Rate!" rief sie und rückte in ihrem mit allerlei fremdländischen Gegenständen angefüllten, aber äußerst gemütlichen Zimmer die während des Abendessens an den Tisch gestellten Stühle wieder an ihren Platz.

Fritz Jahn zog die Schultern.

Er hatte keine leichte Art im Verkehr, und dieses etwas kindliche „Rate“ fand er abgeschmackt. Überhaupt mußte er bei Toni Nest allerlei überwinden. Oft war sie so über die Maßen lebhaft, und das mochte er nicht. Er liebte, wie alle Egoisten, ein gelassenes Wesen bei anderen. Um einer besonderen Eigenart Rechnung zu tragen, fehlte es ihm an Gefühlswärme und eigener Originalität.

Da Toni sah, daß ihm ihr Einwurf nicht gefiel, lenkte sie gleich ein. Die Verstellung wurde ihr nicht schwer, sobald sie in ihre Pläne paßte.

„Während wir zu abend aßen, schickte ich mein Laufmädchen zu Perlebergs und ließ sagen: ‚Der Herr Stadtkassierer lasse um seine Pfeife bitten!‘ Tabak hatte ich vorher schon besorgt.“

Da nickte Fritz Jahn und sagte fast freundlich:

„Na — so — na — so! — Na ja — das war — das war sehr — sehr aufmerksam!“

Es wurde ihm etwas schwer, sich in so ausführlicher Rede zu bedanken, aber es überkam ihn wirklich ein Anhauch von Rührung. —

Toni besaß neben ihren zwei Wohnzimmern ein in den Garten gebautes Gemach, zu dem man über eine kleine, dreistufige Treppe hinabstieg. Dieser Raum hatte durch seine mit hübschen, grünen Gewächsen und Epheu ausgefüllten Nischen, durch bequem zum Sitzen und

Ruhen eingerichtete Ecken, durch Blumen und Vogelbauer in den Fenstern, etwas überaus Einladendes, und überall verriet sich der gute Geschmack der Besitzerin. Hier machte Toni ihrem Schulkameraden einen behaglichen Sitz zurecht, steckte ihm mit einem, zwar wegen ihrer Unkenntnis in solchen Dingen allzu rasch in Flammen aufgehenden, Fidibus die Pfeife an und ließ durch die geöffneten Thüren die warme, würzige Abendluft hereindringen. Man sah auf den hübschen Garten des Hauswirtes, hörte drüben von der Fischerstadt her die Musik einer Handharmonika, dazwischen Lachen und Schwatzen von Erwachsenen und Kindern, das Halloh der Bootfahrenden, und gleichsam als stete Staffage das der Stadt Föhrde eigentümliche, unruhige Geschwirr der Möven vom Inselberg. Und während Fritz Stadtkassierer langsam seine Pfeife rauchte, sprach Toni von ihrer Nachbarschaft, von den Einwohnern, von ihren früheren Erlebnissen in jenem ententschiedenen Ton und mit jenem Anflug von Weltverachtung, der erfahrenen und zugleich verbitterten Naturen eigen ist.

Daß sie selbst den größten Teil der Schuld an ihrer jetzigen Vereinsamung trug, darauf geriet sie kaum! Sie war hart und vergrämt. Ihre heiße Seele hatte nicht die Nahrung gefunden, nach der sie verlangte. Weil sie zu viel

vom Leben erwartet, hatte sie Enttäuschungen erlitten und vermeinte, ihr, gerade ihr, habe der Himmel alle Freude versagt.

Hin und wieder strich sie dann mit ihren langen, spitzen, unheimlichen Händen über das ungewöhnlich starkfädige, schwarze Haar und riß den Mund mit den dünnen, feingeschnittenen Lippen auf, aus dem noch herrliche, weiße Zähne hervorblitzten. Jede Kleidung stand ihr gut. Sie trug gewöhnlich dunkel gestreifte, hellseidene Jacken, die in viele kleine Falten gelegt waren, während die meist schwarzen oder grauen, einfarbigen Röcke glatt von ihrer geschmeidigen Gestalt herabfielen. Herrlich gewachsen, lag in ihrer Erscheinung etwas Ungewöhnliches und Herausforderndes, und wenn es in ihren sinnlichen, schwarzen Augen aufzuckte, stellte sich bei denen, die mit ihr in Berührung traten, nicht selten eine mit Neugier verbundene Furcht ein. All' diesen in ihrer Mischung gefährlich wirkenden Eigenschaften unterlag auch Fritz Jahn.

Als er, aus dem Dom kommend, Tonis Wohnung betrat, lag sie im Garten in einer Hängematte und spielte mit einer schwarzen Katze. Bei seinem Näherkommen aber warf sie das Tier von sich, schürzte die Kleider auf, unter denen schmale Füße und volle Formen hervorschauten, sprang rasch und behende auf die Erde

und trat ihrem Besuch mit lebhaft forschender Miene entgegen.

„Na, Fritz — Jetzt? Um diese Zeit?“ fragte sie, ihre neugierige Überraschung keineswegs verbergend.

Statt zu antworten, verfolgte er die Bewegungen der schwarzen Katze, die eben einem Vogel auf die Spur gekommen war und nun lauernd, zum Sprunge bereit, unter einem Johannisbeerbusche sich niedergehockt hatte. Unwillkürlich drängte sich Fritz ein Vergleich zwischen dem Tiere und Toni Nest auf. Auch sie hatte etwas Lauerndes, Katzenartiges, und das stieß, wenn auch nur für Minuten, den Stadtkassierer, der von kleinen Eindrücken außerordentlich abhängig war, ab.

Toni wußte, wie immer, was in ihm vorging, und veränderte rasch ihr Benehmen. Ihr ahnte, daß etwas ganz Besonderes ihn hergeführt habe, und ihre Neugierde ward außerordentlich rege.

„Ich war eben in der Kirche,“ stieß Fritz heraus und ließ sich langsam und träge auf eine der Gartenbänke nieder.

„In der Kirche?“ rief Toni verwundert und dann sich berichtigend: „Ach so! Bolten und die Zwergin mit den scharfen Krallen! Na, das war ja wohl sehr feierlich? Und Dein Bruder und die übrigen Hochgeborenen machten sich breit wie die Pfauen? War denn auch die

Gyldenstern da? — Natürlich! — Wie sah die aus?“

Da Toni so viele Fragen auf einmal stellte, zog Fritz Jahn vor, ihr gar nicht zu antworten.

Er wollte auch nicht über die Eindrücke sprechen, welche die Personen im Dom auf ihn gemacht hatten, er wollte etwas anderes, und deshalb war ihm ihre Rede unbequem. Zu seiner ernsten Überlegung hatte sich jetzt noch ein ruheloser Drang gesellt. Toni Nest hatte, wie sie so vor ihm stand, in ihrer Erscheinung etwas überaus Verführerisches, und in das bloß anhängliche Gefühl, welches er bisher für sie gehegt hatte, mischte sich nun zum erstenmal ein leidenschaftliches.

Dennoch kam er nicht zum Sprechen. Er ging, sich bald wieder erhebend, schweigsam neben ihr her bis an das Ende des weitläufigen Gartens und von dort über eine von einem Fußpfad durchschnittene, grasreiche Wiese bis an das Ufer. Er nickte nur und sagte ja und nein, während sie auf ihn einredete. Alles, was Jahns betraf, jede lieblose und spöttische Bemerkung über sie begleitete er mit einem besonderen Kopfnicken. Während sie an dem leise vom Winde bewegten Wasser standen, glitt ein kleines, zierliches Segelboot vorüber, und Toni Nests scharfe Augen entdeckten in demselben Minna und Felix.

„Da ist ja eine von der Brut, die Minna! Und der Junge von Doktor Kartheuser ist dabei, der Taugenichts, der Felix!“ hub sie an und wies auf das mit seinem schneeschimmernden Segel stolz dahineilende Fahrzeug.

Fritz Jahn blickte mit zugekniffenen Augen in die angedeutete Richtung.

„Ja! Ja!“ bestätigte er hämisch. „Immer unterwegs! Immer etwas vorhaben müssen die Rangen! Aus der Minna wird nochmal — Na, meinetwegen. Laß sie selig werden.“

Hierauf wandten sie die Schritte zurück.

„Ich will jetzt nach Haus“ — warf Fritz hin, während sie an den mit vielen abgefallenen Rosenblättern bedeckten Beeten langsam vorüberschritten. Und sich unterbrechend, fuhr er mißmutig fort:

„Ah! da ist ja der lästige Kerl, der Christian Ohlsen! Was will der hier?“

Ohlsen, der nach dem Gärtner suchte, zog höflich die Mütze. „Guten Abend, Herr Stadtkassierer,“ hub er ehrerbietig an. Und vertraulicher fügte er hinzu:

„'n Abend, Frau Generalin!“ Sodann zum Himmel emporblickend: „Es sind so viel Federwolken da oben. Wir kriegen noch Unwetter. Es ist was in der Luft!“

Aber die beiden nickten nur kurz auf seine Anrede und traten ins Haus.

„Kommst Du nicht heut abend wieder? Ich hab' schöne, gebratene Fische und ein leckeres Beefsteak, Fritz! Und alten Rum von Flensburg. Ich mach' Dir einen steifen Grog."

Eben waren sie wieder in dem Gartenzimmer angelangt. Die reizvolle Gemütlichkeit, die hier herrschte, drang auf Fritz Stadtkassierer ein und half seine Entschlüsse bestimmen.

„Na ja, ich komme!" Und ungewöhnlich freundlich schloß er: „Ich meine, Du willst es auch gern, Toni?"

Da sah sie ihn so eigen, so durchdringend an, daß ihn wieder die leidenschaftliche Unruhe von vorhin erfaßte.

Endlich ging er, und sie lief in die Küche, um schon jetzt das Abendessen vorzubreiten. — —

Inzwischen flog das Segelboot, in dem Minna und Felix saßen, den Fluß hinab.

Dagmar und Minna waren aus dem Dom allein nach Haus gekommen. Die Älteren feierten im engsten Familienkreise die Hochzeit durch ein spätes Mittagsessen bei Tante Guldangs im Hause. Außer den Verwandten hatte nur der Kammerjunker von Thormälen, ein ebenfalls in der Kartheuserschen Nachbarschaft wohnender, wohlhabender Beamter a. D., der erst jüngst mit seiner Frau von einer längeren Reise zurückgekehrt war, eine Einladung erhalten.

So fühlte sich denn Minna frei wie ein Vogel und entsprach Felix' Aufforderung, eine Wasserpartie mit ihm zu machen, glückstrahlend und ohne Zaudern. Nicht einmal Dagmar machte sie Mitteilung, sondern flog nur noch ins Haus, um rasch ihre Kleider zu wechseln, und eilte dann an die Bootlandestelle, wo Felix bereits alles zur Abfahrt bereit hielt.

Der Junge hatte große Pläne. Um Minna zu zeigen, welch' ein geschickter Seemann er sei, wollte er bis zur Schnellmarker Fähre hinabsegeln, die bei dem günstigen Westwind in einer guten Stunde zu erreichen war, dann aber zurückrudern. Gegen Abend pflegte sich der Wind zu legen, und darauf rechnete er.

„Hast doch Bescheid gesagt, Minna?“ hub er an, als sie die letzten Häuser der Fischerstadt und der Föhrde näheren Uferdörfer hinter sich hatten, und die breiter und einsamer werdende Wasserfläche den Knaben aus der bisherigen Sorglosigkeit aufrüttelte.

Bis jetzt hatten sie sich, eifrig schwatzend, ganz der Freude über die lustige Fahrt hingegeben, und Felix war überglücklich, weil Minna sich in einer so guten und zu Abenteuern so wohl aufgelegten Laune befand.

„Ne!“ stieß sie breitsprechend und übermütig heraus. „Ich bin so weggelaufen. Mama und

Papa kommen ja erst nach zehn. Und Dagmar macht sich immer so wichtig und will kommandieren. Die frag' ich erst recht nicht."

Dem Knaben ging's durch den Kopf, ob's nicht besser sei, denn doch lieber die Fahrt abzukürzen. Wenn sich der Wind nicht legte, konnte er zwei bis drei Stunden rudern, ehe sie zurückkamen, und etwas Aufenthalt wollten sie auch nehmen.

Aber das Zusammensein mit Minna zu verkürzen, ward ihm auch wieder schwer, und gerade das Ungewöhnliche, ein wenig Gefahrvolle des Unternehmens reizte ihn.

„Na, wir sagen denn irgend etwas —" warf er hin, und Minna nickte bestätigend.

Hin und wieder ließ Felix das Boot scharf gegen den Wind auflaufen. Dann blähte der frische West das Segel, das Fahrzeug hob und senkte sich, und die Wellen schlugen mehrmals über den Rand.

„Schad't nix!" lachte Minna und rückte ein wenig mehr in die Mitte der Bank. Sie hatte sich Felix gegenüber gesetzt und bewunderte, freilich ohne sich's merken zu lassen, wie er so sicher das Steuer führte.

Noch waren die Ufer zeitweilig belebt. Zur Rechten tauchten Ortschaften mit roten Pfannendächern auf, und man sah den Rauch der Herde

aus den Schornsteinen steigen. Zweimal kamen gegen den Wind anarbeitende, große Fischerkähne vorüber, deren Insassen höflich grüßten, als seien die beiden Kinder Erwachsene, denen man ehrerbietig zu begegnen habe.

Auch der täglich den Fluß auf- und abfahrende, einzige Steamer rauchte mit dunkler Dampffahne und blau-rot-weißer Flagge an ihnen vorüber, und die Passagiere blickten neugierig auf, als das kleine Fahrzeug vorüberschoß.

Aber allmählich ward's einsamer. Möven umkreisten den Mast und entfernten sich wieder. Mit schnellem Fluge wandten sie sich zu den waldumkränzten Ufern und entschwanden bald dem Blick.

„Famos? Wie, Minna?“ fragte der Knabe und schaute sich ringsum.

Vor ihnen lag das breit sich ausdehnende Meer, als ob's kein Ende habe, und über den Ufern erhoben sich die Höhen und Berge mit ihren grünen, von Knicken umzogenen Feldern und Wiesen. Minna bewegte stumm den Kopf und überließ sich ganz dem Eindruck der Natur.

Nachdem sie aber noch eine halbe Stunde auf dem einsamen Wasserstreifen dahin gefahren waren, sagte sie plötzlich: „Du, laß uns doch lieber umkehren, Felix! Es soll hier draußen gefährlich sein, sagt Papa. Und es wird auch zu spät.“

Der Wind war inzwischen stärker aufgekommen, die Wolken schoben sich am Himmel zusammen, die Flut erschien in harter, stahlgrauer Farbe, und ein leises Frösteln überlief Minnas Körper.

„Sollen wir nicht nach dem Schnellmarker Wirtshaus? Es ist nicht weit mehr. Wir trinken ein Glas Milch und fahren dann gleich wieder ab!“ bat Felix.

Minna besann sich einen Augenbick.

„Können wir nachher wieder zurücksegeln?“ fragte sie.

„Ja, aber dann müssen wir kreuzen,“ erklärte Felix wichtig. „Ich dachte, ich wollte zurückrudern.“

„Ne — ne — Du! bitte nicht! Das dauert zu lange.“

Durch des Knaben Inneres zog ein Gefühl von Enttäuschung.

Sie dachte nicht, wie er, allein an das Glück, daß sie bei einander seien. Sie war mit ihren Gedanken schon wieder daheim. Aber zu gutmütig und zu ritterlich geartet, auch seiner Verantwortung gedenkend, nickte er und gab nach.

„Wie Du willst,“ stieß er, nur einem leisen Mißvergnügen Ausdruck verleihend, heraus.

Und „paß auf!“ fuhr er fort und legte plötzlich das Segel um. Da er aber mit dem Winde drehte, schlug das Fahrzeug stark auf

die Seite, und Minna rutschte bis an die Brüstung.

Erschreckt wich sie zurück und klammerte sich an die Bootbank fest.

„Ne — Ne — Du!“ rief sie und sah ihn halb flehend, halb zornig an.

Der Junge jedoch lachte, seine eigene Sorge rasch herabdämpfend, und lenkte, das Steuer fest fassend, das Fahrzeug an das südliche Ufer.

Aber der Wind wurde immer stärker, und nun legte sich der Einsegler mehrfach so scharf gegen das Wasser, daß die Wellen hineinschlugen. Bei Minna wich die Freude an der Fahrt stetig mehr. Unbehagen, gar Furcht überfielen sie, und diesen Empfindungen gab sie Ausdruck.

„Wie spät ist es? Weißt Du es? — Laß uns nur lieber gleich zurück. — Es wird so kalt“ — stieß sie heraus und zog, stark fröstelnd, ihr Jäckchen enger um den Oberkörper.

Nur ihr letztes Wort blieb in dem Knaben haften. Er richtete einen sorgenden Blick auf seine kleine Freundin und suchte sie mit tröstenden Worten aufzumuntern.

Aber es gelang ihm nur halb. Die Wellen, die der Wind aufwühlte, hatten weißschäumende Köpfe, die See draußen zeigte eine mitleidloses, drohendes Gesicht, und wenn Minna einmal das Auge gen Westen wandte, sah sie jetzt auch

nur noch Wasser — nichts als öde schimmerndes Wasser.

Als Felix das Boot bald darauf wiederum umlegen mußte, trieb es sehr weit ab, und von dem bisher gewonnenen Vorsprung ging ein erheblicher Teil verloren.

Aber er unterdrückte seinen Verdruß und seine Sorge, um Minna nicht mutlos zu machen. „Noch einige Schläge nach Norden und Süden, dann sind wir schon bald bei der Fischerstadt!“ erklärte er vielmehr. „Und dann, wenn's gar zu spät wird, zu arg mit dem Wetter, Minna, lege ich an der großen Freiwiese beim Steg an und sag's Classen, dem Bootverleiher, daß ich nicht weiter hätte kommen können.“

Diesmal gelang's dem Knaben, Minna etwas zu beruhigen.

Wenn nur eine sichere Aussicht war, daß sie überhaupt zurückkehrten!

Und doch! Der immer stürmischer werdende Wind ängstigte sie wieder und steigerte ihre Furcht. Um aber auch ihrerseits Unerschrockenheit an den Tag zu legen, begann sie zu schwatzen und erzählte von der Hochzeitsfeier. Und nach Kinderart übertreibend, fügte sie hinzu: „Ebba ist reich, sehr reich. Man sagt, sie habe viele Millionen, und nach der Hochzeit wollen sie und Eduard nach Paris und London reisen.“

Aber während sie noch plauderten, bemerkte Felix, daß die Segelstangenschleife am Mast herabgeglitten war. Das Leinen hatte bereits an Straffheit verloren und begann zu flattern.

„Kannst Du wohl einen Augenblick steuern, Minna?“ fragte der Junge. „Sieh! da drüben auf den hohen Baum mußt Du halten. Ich muß 'mal nach vorne! Komm! So! Halt Dich fest!“ Und nachdem Minna nicht ohne Gefahr Felix' Platz eingenommen, sprang er behende an den Mast und brachte das Segel in Ordnung, indem er es höher emporschob und die Schleife zur Verhütung abermaligen Rutschens naß machte.

Gleich darauf aber fuhr ein heftiger Stoßwind in das Leinen, und — plötzlich knackte die Stenge und — zerbrach in zwei Stücke. Nun flatterte das Segel ziellos hin und her, Minna verlor die Fassung, und das Boot irrte steuerlos und von den Wellen gepeitscht auf dem hoch gehenden, wildbewegten Wasser umher.

„Donnerwetter!“ rief der Junge! „Auch das noch!“ Aber schnell gefaßt, raffte er das Segel zusammen, band es fest, hob den Mast aus und legte ihn ins Boot.

„Mit dem Segeln ist's nichts mehr!“ rief er der todesgeängstigten Kameradin zu; dann griff er ohne Besinnen nach den beiden Rudern und tauchte sie ins Wasser.

„Nur immer geradeaus steuern, Minna!“ rief er und strengte alle seine Kräfte an, um erst einmal wieder in Kurs zu kommen.

Minna nickte ängstlich und that, wie ihr geheißen. Aber sie verstand ihre Sache schlecht, und es blieb Felix, nachdem er sich eine halbe Stunde fast vergebens abgemüht hatte, nichts übrig, als selbst Steuermann und Ruderer zugleich zu sein.

„Den Steuergriff ab! Es geht nicht!“ befahl er. „Und ich kann's auch nicht holen. Wir müssen irgendwo ans Ufer. Der Wind ist zu stark gegen. Drüben werde ich zu landen suchen.“ Nach diesen Worten, die Minna mit heftigem, vergeblich unterdrücktem Weinen begleitete, änderte er die Richtung und lenkte an die von ihm bezeichnete Stelle.

Inzwischen war's fast dunkel geworden. Die Situation wurde immer unheimlicher, und Minna immer angstvoller.

Bleich und zitternd saß sie da, hielt sich mit den Händen an der Sitzbank fest und schaute bang und erwartungsvoll auf ihren mutigen kleinen Freund. Aber ihre Gedanken richteten sich auch auf das Kommende; sie überdachte, wie und wo sie landen würden, daß sie den Weg nicht kennten, daß die ihrigen sich beunruhigen würden. Und die Vorwürfe und die Schelte!

Wenn sie doch nur Dagmar Bescheid gesagt hätte!

Dem Knaben aber floß bei der Arbeit der Schweiß von der Stirn, und obgleich er so mutig dreinschaute und Minna immerfort Trostworte zurief, war er selbst tief bedrückt. Er sorgte aber nicht um sich, sondern nur um sie, die so stumm dasaß, die um seinetwillen frieren und sich ängstigen mußte. Immer heftiger schlugen die Wellen gegen die Bootplanken, mit immer unheimlicheren Tönen sauste der Wind durch die Luft! Ein paar pfeilschnell sich senkende und mit ihren Flügeln die weißen Wogen berührende Möven kreischten auch wieder ihre unheimlichen Melodien und erhöhten das Schauerliche der Dunkelheit.

Was sollte daraus werden? Wie mochte das enden? Zum erstenmal stieg in Felix der Gedanke einer möglichen Gefahr auf. Und wenn wirklich das Ufer erreicht wurde, brach neue Sorge an. Wie sollte er das Boot bergen? Wie fand er den Weg nach Hause? Dörfer waren hier nicht am Ufer. Vielleicht landeinwärts. Sicher würden sie erst in spätester Nacht wieder in Föhrde anlangen. Wie würden sich auch seine Eltern ängstigen, und welche neuen und berechtigten Vorwürfe warteten seiner!

Aber der Knabe raffte sich doch wieder auf.

Es war nun einmal so. Das Grübeln half nichts. Es galt, zu handeln!

Mit erneuerter Kraft setzte er die Ruder ein, wandte häufig den Blick rückwärts, damit er die Richtung nicht verlor, und atmete auf, als er nach fast anderhalbstündiger Arbeit seine Anstrengung von Erfolg gekrönt sah. Ein hellerer Streifen tauchte endlich im Dunkel vor ihnen auf, das Land war nicht mehr fern. Wenn nicht anders, mußte er sich seiner unteren Kleider entledigen und das Fahrzeug an das hier überall flache und für Boote mit scharfem Kiel schwer erreichbare Ufer ziehen.

„Was machst Du? Geht's Dir gut? Bist Du traurig? Zürnst Du mir, Minna?" So und ähnlich drang's wiederholt über des Knaben Lippen. Und Minna, in sich zusammengekauert, schüttelte leise den Kopf und sagte: „Wenn Du es nur aushalten kannst, Felix! Wenn's Dir nicht schadet!" Nun dachte sie auch nur an ihn, ihre kleine Seele war bei ihm.

Endlich waren sie nahe dem Ufer, und Felix stellte sich aufrecht. Er stieß mit einem der Ruder das Boot vorwärts, und es gelang ihm, bis auf zehn Schritt das Land zu erreichen. Dann aber saß es fest, und es blieb nichts anderes übrig, als ins Wasser zu steigen nnd das Fahrzeug ans Ufer zu ziehen.

Wie gedacht, so gethan! Er machte Minna ein Zeichen, zog die Stiefeln und Strümpfe aus, streifte die Beinkleider so hoch wie möglich und ließ sich in das kalte und hoch aufschäumende Wasser hinabgleiten.

Aber er vermochte das Boot doch nicht ganz heranzukriegen und watete deshalb zurück und trug Minna — sie schlang die Arme fest um seinen Hals, hob den Unterkörper hoch und zitterte vor Angst an seiner Brust — mit bebenden Knieen an den Strand. Wie einst Paul seine Virginie, so rettete er sie durch die Brandung. Dann aber mußte Minna auch mit anfassen, das Boot so weit emporzuziehen, daß es von den Wellen nicht fortgeschwemmt werden konnte.

Nachdem das mit Anspannung aller Kräfte geschehen, sah sich der Knabe um und prüfte, wo sie eigentlich waren.

Sie befanden sich auf einer von Knicken umgebenen Wiese, und daran stießen, links und rechts, bebaute Felder.

Also geradeaus und dann zur Linken auf dem hoffentlich nicht fernen Landweg zur Stadt! Noch einmal sah der Junge nach, ob auch das Fahrzeug sicher geborgen sei, dann faßte er seine Minna an der Hand und lief mit ihr auf gut Glück die Wiese entlang bis an den Wall. Des Kindes Kleider flogen; der Wind fuhr

durch ihr blondes Haar und zerzauste es; unheimliche Laute erfüllten die Luft; vom Wasser her grollte die Brandung. Aber das hatte jetzt keine Bedeutung mehr. Sie hatten ja festen Boden unter den Füßen! Die Gefahr war vorüber!

„Hast wohl ordentlich Angst ausgestanden, Minna — meine Minna —“ flüsterte der Knabe weich und drückte die Hand des noch vor Schrecken zitternden Kindes.

„Und bist Du mir gut?“ fügte er hinzu, den Druck wiederholend, durch den er seine Zärtlichkeit und seine Sorge an den Tag gelegt.

„Ja, ja!“ gab sie langgezogen und innig zurück. „Du bist ‚mein‘ Felix —“

Die letzten beiden Worte verhallten fast. Aber er hörte sie, und gerade weil sie so leise geflüstert waren, klangen sie ihm doppelt berauschend.

„Wart'! Ich geh' voran und helfe Dir!“ rief er, als sie nun an den Wall gelangt waren. Rasch sprang er hinauf, hielt ihr seine Rechte hin und stützte sie beim Emporklettern. Es ging gut von statten, zumal nun eben der Mond die Gegend erhellte.

Als sie an der anderen Seite wieder hinabsprangen, bemerkten sie zu ihrer nicht geringen Freude, daß sie sich neben dem hier eine Biegung machenden Landweg befanden, und nun eilten sie wiederum Hand in Hand vorwärts. Oft

liefen sie, dann ruhten sie eine Zeit lang atemholend aus, und als sich gar die ihnen bekannten, über die Felder führenden Nebenpfade eröffneten, wich die letzte Sorge und Unruhe, und alles, was gewesen, hatte seine Schrecken eingebüßt. Später, als der Hauptweg wieder von ihnen beschritten werden mußte, hörten sie aus der Ferne Pferdegetrappel und Wiehern, und rasch hielten sie inne. Ein Fuhrwerk näherte sich, das mit zwei flinken Pferden bespannt war.

„Fahren Sie zur Stadt? Bitte! Können wir mit aufsteigen?“ rief Felix dem Kutscher zu.

Der Mann spähte durch das Halbdunkel und hielt die schnaubenden Tiere an. „Ja, gans giern! Ik fohr abers blot bit nah Tümpeldörp,“ gab er zurück.

„Ja, danke, dat is ja dicht bi de Stadt!“ rief Felix zurück, half Minna den Wagen erklettern und setzte sich mit ihr hinten ins Stroh.

„Ne, danke! laten Se man, wi sitten hier wunnerschön!“ erklärte er, als der Landmann wenigstens Einen Platz neben sich auf dem Kutscherbock anbot.

Aber eine Decke erbat Felix; in diese hüllte er seine Minna und ein wenig auch sich selbst ein und rückte, um's ihr wärmer zu machen, dicht an sie heran. Bald fühlte er, wie sich ihr

Köpfchen an seine Schulter lehnte, und hörte zuletzt ihren regelmäßigen, leisen Atem an seiner Brust. Sanft schlafend ruhte sie neben ihm. — Durch das Herz des Knaben aber zog ein Gefühl stillseligen Glückes — —

Zwölftes Kapitel.

Eduard Jahn, der jüngere, ging mit nachdenklicher, fast finsterer Miene langsam über den Präsidentenweg nach Hause. Ein Gespräch, das er soeben mit seiner Braut gehabt, beschäftigte ihn außerordentlich und gab seinen Gedanken eine weite Richtung. Das beschämende Gefühl, nichts zu sein und nichts zu besitzen, hatte sich seit der Verlobung mit Ebba seiner schon wiederholt bemächtigt und durchdrang ihn auch heute. Wenn er irgend etwas unternehmen wollte, mußte er davon abstehen, weil ihm die Mittel fehlten. Sein Wille und seine Entschlüsse waren eingeengt; nicht das Geringste konnte er sich erlauben. Und diejenigen, die ihn aus diesen Nöten und, den Umständen nach, unnatürlichen Verhältnissen befreien konnten, schienen nichts von seinem Unbehagen zu spüren, oder fanden

es nicht geboten, ihm zu helfen. Freilich, es war meist Entbehrliches, um das es sich handelte: Geschenke für Ebba, seine Toilette betreffende, oder seine Bequemlichkeit fördernde Dinge.

Auch versetzte ihn weniger die Entbehrung an sich in eine mißmutige Stimmung, — Wünsche steigen ja empor wie Gedanken und verwischen sich wieder, — sondern er kam sich wie ein unselbständiger, nur halbwegs geduldeter Knabe vor, wie jemand, dem in einem befreundeten Hause ein Freitisch eingeräumt ist. Es schien ihm, als ob Ebba ihn mit ähnlichen Augen ansehe, wie sein Vater! Und doch, wenn er diese Vorstellung durch Beispiele zu erhärten suchte, mußte er sich sagen, daß eigentlich nichts von seiten seiner Braut vorgekommen war, das ihn zu seiner Auffassung berechtigte. Aber daß er überhaupt unter einem solchen Eindrucke stand, war schon nicht das Richtige. Selbstständigkeit und freies Handeln, und demzufolge — ein Übergewicht! Das war es, was Eduard Jahn wollte!

Er konnte doch seiner Braut nicht sagen, daß er kein Geld habe, und daß es ihm schwer, fast unmöglich sei, welches von seinem Vater zu erhalten. Und später, — wenn sie verheiratet waren, — wie würde es dann werden? Er fand es wenig rücksichtsvoll, daß Ebba, die so scharfsichtig war, ihm nicht von selbst entgegenkam, und

schalt sich wieder, daß er diesen Gedanken überhaupt hatte fassen können.

Aber der Stadtrat mußte begreifen, daß Eduard jetzt mehr gebrauchte als vordem, und es würde den Umständen und einer sehr naheliegenden Rücksicht entsprochen haben, daß er ihn mit genügendem Gelde versehen hätte. Sobald Eduard jedoch zu diesem Schluß gelangte, fiel ihm wieder ein, daß sein Vater mit großen Sorgen kämpfe und doch erst eben eine so große Summe für den Schmuck ausgegeben habe. Das war mehr als thöricht gewesen, da er keine Mittel für so kostbare Geschenke besaß. Sein Vater würde nie anders werden; er konnte sich einmal nicht einrichten — und den Schaden hatte er, Eduard!

Nein, Schaden war nicht das zutreffende Wort. Eduard besann sich. Er hatte überhaupt eigentlich kein Recht, über seinen Vater zu Gericht zu sitzen.

Einmal war ihm der Gedanke gekommen, mit seiner Mutter zu sprechen. Aber er hörte schon ihre Worte: Sie tadelte seine Großmannssucht, die er von seinem Vater geerbt habe. Nicht gerade so schroff würde seine Mutter sich äußern, aber einen Hinweis auf den Jahnschen Erbfehler doch nicht unterdrücken! Wofür und wozu er denn Geld, mehr Geld als früher gebrauche? Er erhalte doch Taschengeld und habe sonst alles im Hause!

Nein! Das ging auch nicht. Falscher Stolz hielt Eduard ab, mit seiner Mutter zu reden, sie aus diesem Anlaß ins Vertrauen zu ziehen. Sie würde am Ende bezüglich seiner Verlobung gar auf ihre alten Bedenken zurück kommen! Vielleicht würde es am besten sein, ein Darlehen aufzunehmen und später Ebba zu sagen: „Höre, liebes Kind, ich habe einige alten Sachen abzumachen, öffne Deinen Geldschrank!“ Ja, vielleicht war das das Richtige!? Aber wer würde ihm Kapital vorstrecken? Auch der Plan gefiel Eduard nicht. —

In der erwähnten Unterredung hatte Eduard auf eine Frage Ebbas, was ihn bedrücke, hingeworfen, er habe allerlei Sorgen, bei näherem Nachforschen von ihrer Seite aber nicht den Mut gehabt, zu bekennen, um was es sich handelte.

Er war ihr ausgewichen, freilich in der Hoffnung, daß sie selbst erraten werde, was ihn beschwerte. Aber Ebba verstand nicht oder wollte nicht verstehen. — Im Übrigen machte Eduard dieselbe Beobachtung wie Fräulein Guldang. Ebba hielt sich in ihren Gesprächen sehr lange bei Geldsachen auf und redete wegen einer Kleinigkeit mehr als der Pastor in der Kirche über Epheser drei. Eduard hatte sich eigentlich gedacht, sie werde ihn sogleich in alle ihre Angelegenheiten einweihen und dann sagen: „So, Lieber, fortan besorge Du die Geschäfte

Handle nach bestem Ermessen. Ich mag von den Dingen nichts mehr hören!"

Aber nichts von alledem!

Er wußte nicht, wie viel sie ihr eigen nannte; und wie sie sich in Zukunft die Gestaltung der Dinge vorstellte, darüber war noch kein Laut aus ihrem Munde gegangen.

Sie sprach nur von den Hochzeits-Vorbereitungen und der darauf folgenden Reise. Und wenn von Anschaffungen die Rede war, äußerte sie: „Ich werde das bestellen!" Sie sagte eigentlich nie: „Wir wollen das so und so machen," noch weniger fragte sie ihn um Rat oder holte seine Zustimmung ein.

Aber sobald dann Eduard ein Wort sagen wollte, kam's ihm zum Bewußtsein, daß er nicht mitzusprechen habe. Er besaß ja keinen Schilling!

Es war wirklich, um die gute Laune zu verlieren und nachdenklich zu werden! Und all' das förderte auch seine Zuneigung zu Ebba nicht. Mehrmals hatte Eduard schon in schwer unterdrücktem Ärger neben ihr gesessen, und die Demütigungen, die sein hochfahrender Sinn erleiden mußte, machten ihn bitter und riefen häufig ein mürrisches und ungleiches Wesen in ihm hervor.

Wenn er doch nur einen Menschen hätte, mit

dem er sich einmal ganz offen aussprechen, der ihm einen Rat erteilen könnte! Auch allgemeine Gesichtspunkte kamen dabei in Betracht. Er hatte einmal gelesen:

För de Hochtied mußt Du't wennen,
Nah de Hochtied hett'n Ennen!

Er durfte also nicht zögern, das Wort: Er soll Dein Herr sein! zur Anwendung zu bringen.

Nachdem Eduard das alles in schwerem Sinnen überdacht hatte, kam ihm plötzlich der Gedanke, sich — Doktor Adler anzuvertrauen, und so einleuchtend war ihm derselbe, daß er sogleich den Weg zu seines Freundes Wohnung nahm.

Es war Spätnachmittag; Ebba wollte gegen acht Uhr zu den „Alten" zum Abendessen kommen, also blieb noch hinreichend Zeit, einen Spaziergang zu machen.

Zu Eduards Verdruß traf er den Doktor nicht. Frau Meitzen erklärte, daß derselbe dreimal in der Nacht herausgeklingelt und seit dem Vormittag schon fortwährend wieder unterwegs sei. Wann er zurückkehren werde, könne sie nicht sagen.

Als Eduard in unmutiger Stimmung auf die Straße trat, ging eben die Doktorin Kartheuser, die ihren Weg nach Hause nahm, vorüber, grüßte Eduard in ihrer stets freundlichen Weise und

knüpfte ein Gespräch mit ihm an. Sie fragte, ob Boltens schon ihre Hochzeitsreise angetreten, erkundigte sich auch nach „Frau Ebba" und forderte, als sie bei der Kartheuserschen Wohnung angelangt waren, Eduard auf, ein wenig näher zu treten.

Im ersten Augenblick zauderte der junge Mann, dann aber nahm er der Doktorin Einladung an und folgte ihr ins Haus.

Und da geschah denn kaum eine halbe Stunde später das Überraschende, daß Eduard ihr ohne Rückhalt sein ganzes Herz ausschüttete. Die Doktorin hatte etwas so Vertrauenerweckendes und Teilnehmendes in ihrem Wesen, daß es ihn geradezu trieb, ihr sein Inneres aufzuschließen.

„Was raten Sie mir?" beendete er seine Rede. „Kann ich, soll ich einmal mit meiner Braut unumwunden reden, ihr sagen, wie es mit mir steht, und was mich bedrückt? Finden Sie es nicht unzart?"

Die Doktorin Kartheuser hatte Eduards Bericht ohne Unterbrechung angehört, nur hin und wieder aus ihrem goldenen Döschen mit scharfem Laut eine Prise genommen. Nach seinem Schlußsatz aber sagte sie:

„Sie äußern selbst, daß es sich nicht um Nebensachen, nicht um das Gegenwärtige handelt, lieber Jahn! Ich finde, daß Sie das auch

festhalten müssen. Welcher Mensch stände nicht unter irgend einem Druck und wünschte nicht die Dinge anders, als sie sind. — Aber daß Ihre Braut Ihnen Vertrauen schenkt, daß Sie zu einer mindestens gleichberechtigten Stellung gelangen, beizeiten einen festen, wenn auch bescheidenen Willen ausdrücken und in allen Fragen, auch in den Geldfragen, mitsprechen, finde ich durchaus natürlich. — Mein Rat ist sehr einfach, sehr leicht zu befolgen und sicher von Erfolg. Ich glaube es wenigstens.

Sagen Sie Frau Ebba, Sie hätten den Entschluß gefaßt, so lange mit der Heirat zu warten, bis Sie sich eine sichere Lebensstellung erworben hätten. Das habe sich Ihnen von Tag zu Tag immer mehr als notwendig aufgedrängt, und davon wollten sie auch nicht lassen. Was dann folgt, ist leicht einzusehen. Ihre Braut wird darauf hinweisen, daß ihr Vermögen Sie sorgenfrei mache. Sie aber erklären dann: entweder wollten Sie fortan Ihre Kenntnisse in den Gyldensternschen Geschäften verwerten, um durch Thätigkeit eine Anwartschaft auf ein sorgenloses Dasein zu haben, oder aber es bliebe bei Ihrem Entschluß. Seien Sie bei der Unterredung durchaus entschieden, und legen Sie Selbstvertrauen an den Tag!

Ich bin überzeugt, daß gerade das Ihrer

Braut Respekt einflößen wird, — und daß Sie Ihr Ziel erreichen. Irre ich mich aber, dann folgen Sie meinem Rat und warten, bis Sie ihr eine Existenz bieten können, oder sie auf Ihre berechtigten Wünsche von selbst zurückkommt. Es fährt sich lustig in das Land der Ehe hinein! Aber später stößt man auf hohe Berge, tiefe Schluchten und schwankende Brücken, die zu passieren sind!"

Die Sprache der Doktorin überzeugte Eduard so sehr und belebte seine gesunkenen Hoffnungen dermaßen, daß er emporsprang und, wiederholt zustimmend den Kopf bewegend, auf- und abging.

„Ja, ja, das ist das Rechte! Ich danke Ihnen!" stieß er heraus. „So will ich es machen, und so soll es sein! Gleich morgen spreche ich mit —"

„‚Vielleicht' morgen, lieber Jahn! Übereilen Sie nichts", schob die Frau besonnen ein. „Warten Sie den rechten Augenblick ab! Leiten Sie die Sache ein. Sie sind ja klug und gewandt. Denken Sie nicht, daß Verzug Ihnen schadet. Vergessen Sie nicht, daß unrechtzeitiges Handeln schon oft die besten Vorhaben zerstörte. Deshalb ist's auch so bedenklich, wichtige Dinge zu schreiben. Vielleicht trifft der Brief den Empfänger in schlechter Laune. Morgen hat er Sinn und Gedanken für unsere Wünsche, heute nicht. Da heißt's dann sondieren. Und das ist kein

Unrecht. Man will doch ein Gelingen herbeiführen, weshalb soll man denn durch unzeitige Offenheit den Erfolg vereiteln? Ohne rechte Wahl giebt's keine Vollkommenheit. Viele, denen ein fruchtbarer und gewandter Geist, scharfer Verstand, Gelehrsamkeit und Umsicht zu Gebote stehen, verderben alles durch die Hast. Eigene Sache macht nur zu oft blind. Und nun guten Erfolg, lieber Jahn! Jeder muß auf seine Weise sich sein Glück erobern! Ich wünsche von Herzen, daß es auch Ihnen gelingt."

Eduard hatte stumm zugehört, er fühlte, daß ein kluger und guter Mensch zu ihm gesprochen, und unter wiederholtem, warmem Händedruck nahm er Abschied.

Als er nach Hause kam, war Ebba bereits angekommen, und er fand sie im Wohnzimmer neben Dagmar und Minna. Die erstere ließ sich von ihr in einer feinen Stickerei unterweisen, und Minna saß, die Arme auf den Tisch gestützt, und sich die Ohren zuhaltend, vor einem Buch von Gustav Nieritz.

„Nein, nein, Eduard!" rief Ebba abwehrend, als er sich ihr näherte und sie küssen wollte. „Ich muß jetzt Dagmar helfen. Schick' den Liebesgott eine Weile hinaus!"

Dieser Empfang versetzte Eduard in eine sehr schlechte Stimmung, und ohne etwas zu erwidern begab sich ans Klavier und spielte.

„Bitte nicht, Eduard“, bat Ebba langgezogen. „Ich bin so schrecklich nervös! Jedes Geräusch ist mir eine Pein!“

„Geräusch?“ erwiderte der junge Mann und zog die Stirn. „Es scheint schwer, es Dir heute recht zu machen!“ Und den empfindlich gesprochenen Worten fügte er hinzu: „Es war wirklich nicht nötig, den Liebesgott noch besonders zum Fortgehen zu veranlassen. Er flüchtete sich ohnehin von selbst —“

Mit diesen spitzen Worten verließ er das Gemach und begab sich auf sein Zimmer. Aber sie eilte ihm nicht nach, wie er es gehofft und erwartet hatte, und als er eine halbe Stunde später zum Abendessen wieder herunter kam, sah sie ihn mit einem Ausdruck an, als ob gar nichts vorgefallen sei. Ja, sie suchte ihn nicht einmal durch einen Blick zu versöhnen. So verlief denn der Abend in starker Mißstimmung, und nur des Stadtrats witzelndes Plaudern verhinderte zunächst ein deutlicheres Hervortreten der vorhandenen Entfremdung. Später kam's freilich auch zu allerlei versteckten Reibungen zwischen ihm und Ebba.

„Wie viele Koffer hat denn Tante Guldang mitgenommen?“ fragte der Stadtrat.

„Wieso? Ich verstehe nicht, Papa.“

„Na, all' ihr Besserwissen hat sie doch mit

eingepackt, und dazu gehört schon ein ganzer Eisenbahnwagen!"

„Findest Du sie so absprechend?" gab Ebba in anscheinend mildem Ton zurück, und da der Stadtrat keine Antwort gab, fuhr sie fort: „Ich muß offen gestehen, daß ich mir eine liebenswürdigere Frau als Tante Guldang kaum denken kann. Ich finde wirklich an ihr nicht die Eigenschaft, die Du tadelst — klug, gut und hilfbereit —"

„Klug! Ja!" fiel der Stadtrat spöttisch und stark betonend ein. „Aber gut und hilfbereit, davon hat wohl niemand jemals etwas bemerkt!"

„Ja, ihr Geld hält sie verständiger Weise fest!" entgegnete Ebba in einem für Tante Guldang Partei nehmenden Tone. Sie merkte dem Stadtrat an, daß er gereizt war, und wurde es auch, weil sie sich durch seine Beurteilung Ahnes selbst getroffen fühlte.

„Das weiß der Himmel", stieß der Stadtrat höhnisch heraus. „Wenn's möglich wäre, würde sie ihre Kapitalien auf dem Monde anlegen, damit niemand dran kommen kann. Aber leider soll das Hypothekenwesen dort noch sehr unvollkommen ausgebildet sein!

Im übrigen" — fuhr er fort und gab Ebba einen sehr deutlichen Stich — „wenn ich etwas in der Welt hasse, so sind's die Geldmenschen.

Die Liebe zum Mammon tötet jedes edlere Gefühl und jede bessere Empfindung."

„Aber es ist doch weiser, sein Geld zusammenzuhalten, als in Verlegenheiten zu geraten und dann —" setzte Ebba an und ihre Stimme zitterte, obgleich sie sich bestrebte, ruhig zu bleiben.

Zum Glück stürmte in diesem Augenblick Minna ins Zimmer, um gute Nacht zu sagen, und der ganz deutlich auf Jahn gemünzte scharfe Schlußsatz ihrer Rede blieb Ebba auf den Lippen haften.

Eduard, der kein Wort gesprochen, erhob sich mit sehr bemerkbarem Unmut. Es war nicht ersichtlich, ob er seines Vaters oder Ebbas Partei nahm. In Wirklichkeit ärgerte er sich über beide. Er freute sich, daß Ebba eine Abfertigung erhalten, aber er sprach auch wiederum seinem Vater das Recht ab, gegen sie den Schulmeister zu spielen.

Als jedoch die Zeit zum Aufbruch gekommen war, schien zwischen den Streitenden aller Hader glücklich wieder verwischt, und Ebba begegnete dem Stadtrat beim Abschied in alter Unbefangenheit.

Anders stand es freilich mit Eduard. Er brachte zwar wie immer seine Braut nach Hause, aber er ging heute wortlos, und ohne ihr den Arm zu bieten, neben Ebba einher.

„Du bist doch bisweilen ein rechtes Kind!“ nahm endlich Ebba überlegen, aber nicht eben unfreundlich das Wort.

„Wie so, wenn ich fragen darf?“

„Du weißt es und fühlst es selbst! Weshalb fragst Du mich denn, Eduard?“

„Man könnte bisweilen fast glauben, Du habest früher an der Seite eines Weltverbesserers gelebt, wenn man Dich sprechen hört!“ erwiderte Eduard heftig. „Ich denke, es wäre geschmackvoller, Du gäbest den Ton auf, in dem Du nicht selten mit mir zu reden beliebst!“

Aber statt zu antworten, zuckte die schöne Schwedin die Achseln, und als Eduard rasch und versteckt in ihren Mienen forschte, begegnete er einem halb mitleidig tadelnden, halb herablassenden Ausdruck in ihrem Gesicht.

Das ärgerte ihn so, daß er sehr unvermittelt herausstieß:

„Du scheinst es wirklich heute darauf abgesehen zu haben, alle Welt zu verletzen. Wenn Minna nicht ins Zimmer gekommen wäre, hättest Du sogar Papa mehr als unzarte Dinge gesagt.“

„Ach, Eduard — Eduard!“ stieß die Frau heraus. Es klang wie eine tiefe, schmerzvolle Klage, und durch den Ton ging etwas, wodurch Eduard an sich selbst irre ward. Hatte sie recht?

Stand sie nicht mit ihrer größeren Ruhe und Besonnenheit über ihm? Ja, er mußte es sich eingestehen! Sie hatte mehr Reife als er! — Aber deshalb, eben deshalb unterdrückte er die Regung der Klugheit, den Drang zur nachgiebigen Versöhnung. Wer löst die Rätsel in den Schwankungen menschlicher Seelen?

„Du thust abermals, als ob ich ein Unmündiger wäre!“ stieß er heraus. „Unerträglich ist mir das, ganz unerträglich und auf die Länge nicht —“

„Sprich nicht aus!“ stieß die Frau, die mit ihrer schlanken Gestalt so ruhig neben ihm hergegangen, jetzt in fast ängstlicher Hast hervor. „Es könnte Dich gereuen!“

Wieder klangs wie berechtigte Empörung, aber auch wie tötliche Angst zugleich. Eduard wog ab. War's bei ihr ehrliche Betrübnis, oder geschickt angebrachte, unheimliche Klugheit —?

Plötzlich fühlte der Mann ein furchtbares Unbehagen, ja, so sehr trotzte sich sein hochfahrender Sinn gegen die Frau auf, daß er sich mit schweren, nicht rasch genug abzuschüttelnden Ketten belastet glaubte.

Fast zehn Minuten gingen sie nun neben einander her, ohne ein Wort zu reden. Auch vor der Guldangschen Wohnung beim Abschied ward nur das Notwendigste gesprochen.

„Gute Nacht! Kommst Du morgen, Eduard?“ sagte sie zum Schluß kalt und steckte den Schlüssel in das Thürschloß.

Als er antworten wollte, erschien eilfertig die flinke Bertha.

Da drängte der Mann sich noch einmal nah an seine Braut, umfaßte sie und flüsterte:

„Geh' nicht so von mir, Ebba! Ich ertrage ein solches Wesen nicht. Du fragst, ob ich morgen komme? Hast Du mir nur solche Worte des Zweifels, nichts anderes zu sagen?“ — Seine Stimme zitterte, und die grenzenlose Qual, die in seinem Innern wallte, spiegelte sich in seinem Angesicht wider.

„Ists nicht an Dir, zu sprechen?“ betonte die Frau mit derselben eisigen Ruhe und Kälte. Und dann etwas weicher: „Sag! Wer hat heute auf Dich gegen mich eingeredet, Eduard? Daß etwas ist, das weiß — das fühle ich. — Werde wieder Du selbst, dann werde ich auch die alte sein! Also auf Wiedersehen, morgen, wenn Du Zeit hast.“

Bei den ersten Sätzen, die aus Ebbas Munde gingen, schien Eduard alles wiedergewonnen zu sein. Er atmete auf, wollte schon freundlich versöhnende Worte sprechen und seine Braut zärtlich umarmen. Aber als das „Wenn Du Zeit hast“ an sein Ohr drang, nahmen

Qual und Enttäuschung von neuem Besitz von ihm.

„Ach! Ich Unglücklicher, Armer!“ stöhnte der Mann. Er fühlte, daß in ihrem Innern ein Stein und kein Herz saß, und noch viel zu jung und unerfahren, um ein solches Weib unter seinen Willen zu zwingen, stürmte er ohne Abschied davon.

Als Eduard am nächsten Morgen — an einem Sonntage — erwachte, war sein erster Gedanke, an Ebba zu schreiben und ihr brieflich auseinanderzusetzen, was er auf dem Herzen hatte. Er wollte sie über den eigentlichen Grund seiner Verstimmung aufklären und ihr mitteilen, daß er aus den zwischen ihm und Frau Doktor Kartheuser besprochenen Gründen mit der Heirat warten müsse.

Aber da fiel ihm rechtzeitig ein, wie dringend die Doktorin ihm von einer brieflichen Auseinandersetzung abgeraten habe, und er wurde in seinem Vorhaben wankend. Andererseits aber konnte er sich auch nicht entschließen, Ebba aufzusuchen. Das hieß, ihr entgegenkommen, und in solcher Weise den ersten Schritt zu thun, das ließ sein Stolz nicht zu.

Abermals verlangte ihn darnach, mit der Doktorin zu reden und nach dem Geschehenen ihre Meinung einzuholen. Da er sie einmal

zur Vertrauten gemacht, schien es ihm nur natürlich, über die Vorfälle des verflossenen Abends wiederum mit ihr zu sprechen. Er fühlte sich unruhig und bedrückt und konnte es nicht erwarten, ihr sein Herz auszuschütten.

Und wie gewollt, so gethan! Sobald die Besuchsstunde herangekommen war, machte er sich auf und verließ die Villa. Als er aber durch den Vorgarten schritt, hörte er Dagmars Stimme hinter sich.

„Wohin gehst Du, Eduard? Darf ich Dich begleiten?"

Eduard nickte zerstreut.

„Fehlt Dir etwas, Eduard?" fragte Dagmar teilnehmend, nachdem sie eine Weile schweigend nebeneinander hergeschritten waren.

Eduard schüttelte den Kopf. Laß das, frag' mich nicht! Ich mag nicht reden! stand in seinem Gesicht geschrieben.

Nach dieser stummen Antwort wagte Dagmar nichts mehr zu sagen, aber da sie, ebenso wie ihre Mutter, immer mehr an andere als an sich dachte und bemüht war, ihrer Umgebung jeden Kummer fern zu halten, blieb ein sorgender Ausdruck in ihrem Angesicht haften. Sie wußte, daß ihren Bruder etwas bedrückte, und sie hätte es ihm durch Aussprechen erleichtern oder abnehmen mögen.

„Willst Du zu Ebba?“ wagte sie endlich zu fragen. „Und ist's Dir angenehm, wenn ich mit bei ihr vorspreche? Ich wollte sie etwas fragen. Oder kommt sie zu Tisch?“

„Nein — ich weiß nicht!“ entgegnete Eduard zerstreut, und nur ihre letzte Frage kurz beantwortend. Aber da er nicht wünschte, daß seine Schwester wisse, wohin er ging, fügte er hinzu: „Adieu! Ich muß hier abbiegen.“

„Adieu, Eduard! Darf ich Ebba grüßen?“

Er sagte nicht nein und nicht ja und trennte sich von ihr.

Als Dagmar etwa zehn Minuten später nach einer vorangegangenen Besorgung in die Gegend der Kartheuserschen Wohnung gelangte, stürmte ihr Felix entgegen. Er blieb stehen, als er sie sah, und zog die Mütze.

„Na, wo willst Du denn so rasch hin, Felix?“ fragte Dagmar.

„Musik bestellen!“

„Musik? Wieso?“

„Wir wollen ein Gratulationsständchen bringen!“

„Ein Gratulationsständchen? Wem?“

„Na, weißt Du denn noch nicht, Dagmar? Betty Truelsen hat zwei Kleine gekriegt!“

„Betty — Truelsen?“ stieß Dagmar verlegen im höchsten Erstaunen heraus. „Was — was — heißt das?“

„Na ja, zwei kleine Schwarze. Ihre Mathilde hat gelegt — will sagen — geboren.“

„Mathilde?“

„Ja, so heißt doch ihre Katze!“ Und dann selbst über seine Neckerei lachend, fügte er hinzu: „Eben sah ich Deinen Bruder Eduard! Er ist bei Mama. — Adieu, Dagmar!“

Nach diesen Worten flog er davon, und Dagmar nahm kopfschüttelnd den Weg zu Ebba. —

Eduard saß inzwischen bei der Doktorin, und da sie gerade bei den Vorbereitungen für das Himbeeren-Einmachen war, so mußte er helfen.

„Ja, lieber Jahn!“ hub Frau Kartheuser an und machte, in der Schüssel rührend, Platz für den Rest des noch nicht von den grünen Kelchen befreiten, auf einem großen Teller liegenden Vorrats. „Das ist gerade so, wie ich es mir gedacht habe, und um so mehr ist es notwendig, daß Sie sich in aller Ruhe mit Frau Ebba aussprechen. Und was gestern geschehen, darüber machen Sie sich keinerlei Sorgen. Es ist nebensächlich. Brautleute entzweien sich und feiern Versöhnung. Das ist immer so und liegt einmal in den Verhältnissen. Aber eben dieser Zwischenfall bietet den besten Anhalt für die Ausführung Ihrer Absichten. Gehen Sie jetzt gleich zu Ihrer Braut, und reden Sie. Sie können's kaum besser treffen. Auch sie sehnt sich

— verlassen Sie sich darauf — nach Austausch und Versöhnung.

„Später – später — freilich, in der Ehe, da wird's anders!" fügte die Doktorin sinnend hinzu. „Da grollen die Menschen oft Tage und Wochen lang und gefallen sich in ihrem Trotz. In der Verlobungszeit jedoch wünscht jeder Teil jeden Tag Sommer. Aber, lieber Jahn, verraten Sie nicht, daß Sie mich ins Vertrauen gezogen haben. Die Äußerung Ihrer Braut beweist, daß sie Mißtrauen hegt, und daraus wird vornehmlich ihre Verstimmung sich herleiten. Also, machen Sie sich auf den Weg! — Und schicken Sie mir doch einmal Minna her. Ich weiß, sie mag gerne Himbeeren! — Die tolle Wasserfahrt, die Felix da neulich wieder ausgeführt, hat ihr doch nicht geschadet?"

Eduard verneinte, dankte der Doktorin herzlich und ging. —

Als er ins Guldangsche Haus eintrat, berichtete die flinke Bertha, daß Ebba im Garten sei und Herrn Jahn („Djahn" nannte sie ihn und neigte dabei in ihrer eifrigen Weise den Kopf) dort erwarte.

Und „Guten Tag, guten Tag, liebster Schatz!" nickte Ebba, die eben Nachbarkindern die Zügel für ihr Pferdspielen in Ordnung gebracht, unbefangen; doch trat sie erst, nachdem sie die Kleinen

durch die nach der Allee führende Pforte entlassen hatte, auf Eduard zu.

Alsdann küßte der junge Mann seine Braut auf Mund und Wangen und wandelte mit ihr auf und ab.

„Nun, Ebba?“ hub er nach kurzer Pause an und drückte zärtlich ihren Arm. „Bist Du wieder gut?“

J—a! — So ein bischen!“ gab sie langgezogen und neckend zurück.

„Ich habe eine sehr schlechte Nacht und einen nachdenklichen Morgen verbracht.“

„Ich nicht! Ich schlief wunderschön. Ich wußte, daß wir beide heute alles in einem anderen Lichte ansehen würden.“

„Also räumst Du ein, daß auch Du ein wenig schuld hast?“

„Immer haben beide schuld, wenn zwei sich streiten, lieber Schatz. Aber allerdings, die Hauptschuld lag auf Deiner Seite, weil Du thöricht warst.“

„Höre, Ebba! Ich möchte einmal etwas sehr Ernsthaftes mit Dir besprechen. Bist Du in der Stimmung, mir zuzuhören?“ begann Eduard, ohne auf ihren Einwand einzugehen.

„Ist's die Weisheit, mit der Dich die Doktorin Kartheuser beglückt hat?“

„Die Doktorin Kartheuser?“ rief Eduard,

unwillkürlich errötend; er glaubte seinen Ohren nicht trauen zu sollen.

„Ja, mein Freund! Schon gestern merkte ich Dir an, daß Du gegenwärtig unter einem fremden Einfluß stehst. Ich habe Dir das auch ausgesprochen. Und da Du eben wieder von der Frau kommst, die ich als meine erklärte Feindin in Föhrde ansehen muß, — ich weiß, daß sie es ist, — so stimmt mich das nicht sehr freudig."

„Du irrst in beiden Annahmen!" erwiderte Eduard, nur noch mehr betroffen, aber sich fassend. „Ich stehe nicht unter dem Einflusse der Doktorin, sondern schon seit langer Zeit lag es in meiner eigenen Absicht, einen gewissen Punkt mit Dir zu besprechen. Und Deine Feindin ist sie so wenig, wie ich es bin!"

„Gut! Wir wollen nicht streiten, Eduard. Aber Du wirst mir einräumen, daß es nicht in der Ordnung ist, Dinge, die uns — ich nehme an, uns ganz allein — betreffen, vorher mit anderen zu besprechen. Du stellst mich dadurch in ein falsches Licht und beweisest mir zudem, daß Du nicht das rechte Vertrauen zu mir hast. Gieb unbefangen und ehrlich zu, daß ich darin recht habe!"

„An sich, ja, Ebba. Aber im Leben entscheiden doch lediglich und allein die Umstände! — Ich war tief bedrückt, aber nicht Mangel an

Vertrauen, sondern die Peinlichkeit des Gegenstandes ließ mich zögern, mit Dir zu reden! Höre also, was mich beschäftigt, und laß mich Deine Ansicht wissen. Je länger ich über unsere Beziehungen nachdenke, desto mehr türmt sich vor mir die Schwierigkeit einer baldigen Verbindung zwischen uns auf. Ich habe und bin zur Zeit nichts. Da möchte ich denn erst etwas sein und Dir materiell etwas bieten können, bevor wir an den Altar treten. Ich weiß, daß Du mir darauf erwidern wirst — und es wäre unnatürlich, wenn Du's nicht thätest —: Du habest genug für uns beide zum Leben! Aber das befreit mich durchaus nicht von dem drückenden Gefühl. Es widerstrebt mir, zu empfangen, ohne etwas dafür zu leisten. Anders läge die Sache —" Eduard stockte, er erwartete, daß Ebba ihn unterbrechen werde, und verlor, da es nicht geschah, schon wieder die glücklich gewonnene Unbefangenheit.

„Nun? Anders läge die Sache —?" wiederholte Ebba, nicht gerade einlenkend.

„Nun ja! Wenn ich in Deinem Interesse thätig sein könnte, Deine Bergwerke, Dein Vermögen zu verwalten hätte, mit raten und thaten könnte. Ich hätte dann das Gefühl, etwas zu leisten, und — und — empfinge zugleich einen Beweis von Vertrauen, über dessen Mangel nicht

Du, sondern ich mich wohl ein wenig zu beklagen habe! Ist es nicht unnatürlich, daß Du mich bisher in nichts eingeweiht hast? Wir wollen uns zusammenthun, und fürs Leben vereinigen, Lust und Leid mit einander teilen, — ich meine, da sollte es nichts zwischen uns geben, von dem der andere nicht weiß."

Ebba hatte während Eduards Rede teils beipflichtend, teils abwehrend den Kopf bewegt. Als er nun abermals inne hielt, gab sie ihm Antwort:

„Es ist sehr viel Richtiges in dem, was Du sagst, Eduard. Und ich freue mich, daß Du gesprochen hast. Aber nun höre auch mich an. Daß Du erst Dir etwas erwerben willst, und daß wir so lange die Heirat aufschieben sollen, ist — sei nicht bös, wenn ich's sage, — ein mehr philisterhafter, als erhabener Gedanke! Auf solche Einfälle kommen kleinliche Geister, und ich bin auch überzeugt, das stammt gar nicht aus Dir. Die Menschen glauben oft, daß sie durch solche Anschauungen eine besondere Solidität der Gesinnung an den Tag legen. Ich will das das auch nicht als unrichtig an sich bestreiten. Aber die Umstände sind doch entscheidend. War's Dir damit wirklich so ernst, — verzeih', wenn ich ganz offen spreche, — so fand sich die Gelegenheit zu einer solchen Über-

legung besser vor der Verlobung. Jetzt und unter den bestehenden Verhältnissen ist ein solcher Gedanke künstlich und beweist nur, in welch' geringem Zusammenhang Du Dich noch mit mir fühlst! Ich bin doch kein Schatzwächter, der sagt: Halt, hier ist kein Eingang! Im Gegenteil, mein Vermögen soll uns glücklich machen, und Arbeit wirst Du schon hinreichend finden. Aber — lieber, guter Eduard, — ich muß Dich erst einführen! Mit dem bloßen Willen ist's nicht gethan. Wenn Du meinst, das sei alles so einfach und leicht, irrst Du gewaltig. Glaubst Du denn die Verantwortung übernehmen zu können, daß die Geschäfte unter Deiner Leitung so gut gehen, wie unter der meinen? Ich bin ein Weib! — Natürlich, da glaubt Ihr Männer, daß die Schürze, die wir tragen, Verstand und Überlegung in geschäftlichen Dingen ausschließt. Aber das ist eben nur Eure Selbstüberschätzung, Eure Mißachtung der Frauen. Ein gutes, sanftes, dummes, kleines Gänschen, wie sie hier in Föhrde zu Dutzenden umher laufen, bin ich nicht. Glücklicherweise wurde ich für das praktische Leben erzogen, und nicht mit so unklaren Ideen über die Pflichten eines Weibes in die Welt gesetzt, wie's gemeiniglich der Fall ist. Tante Guldang erzählte mir vor ihrer Abreise, in welcher Weise Bolten, als er ihr seinen Antrag gemacht, sich

über die Ehe ausgelassen hat. Das waren goldene Worte! Doch davon ein andermal. Vernimm also, wie ich mir die Dinge denke, und wie's mit meinen Ideen aussieht.

Über meine Vermögensverhältnisse wollte ich vor unserer Hochzeit nicht mit Dir sprechen, weil ich den Glanz der schönen Zeit nicht durch Erörterungen über materielle Dinge verwischen wollte. Du hast mich um meiner selbst willen gewollt. Ich weiß das, und das machte und macht mich glücklich. Also nicht Mangel an Vertrauen leitete mich, sondern eben dieses berechtigte Gefühl des Weibes — ja, auch Zartheit der Gesinnung. — Ich weiß nicht, ob Du mich verstehst, Eduard — —? Natürlich sollst Du später von allem wissen, wirst mit mir raten und thaten, wie Du sagst. Ich habe Pläne bezüglich der Mobilisierung und Vermehrung meines Vermögens. Das und anderes wollen wir reiflich mit einander überlegen. Und hier sei's gesagt! Wir werden Gütergemeinschaft pflegen, nur bedinge ich mir aus, daß ich gleiche Rechte habe, in Angelegenheiten unseres Vermögens mitzureden, und daß bei Ungleichheit der Ansichten die meinige entscheidet. Davon gehe ich nicht ab, nicht aus Eigensinn und Herrschsucht, sondern aus Pflichtgefühl gegen uns beide!

Und nun noch eins: Ich weiß, daß Dein Vater Dich knapp hält. Verfüge von heut' an —

verzeih', wenn ich diesen Punkt berühre, — über meine Kasse, als wäre sie Deine eigene. Brauchst Du Geld, so schreibe an mein Bankhaus in Hamburg. Nur für die thörichten Ausgaben Deines Vaters will ich meine Schatulle nicht öffen, und — und — auch das wollte ich Dir noch sagen: hier in Föhrde ganz bleiben, möchte ich in keinem Fall. Ich würde mich nur ungern Deinem Wunsche fügen, wenn Du mit solchen Absichten umgehst.

So, und nun glaube ich, mein teuerer Eduard, daß alles zwischen uns klar ist! Nicht wahr? Und Du giebst mir Dein Ehrenwort, mit der Doktorin Kartheuser nicht wieder über unsere Angelegenheiten zu sprechen? — Dagmar plauderte es in ihrer Unschuld heraus, daß Du dort hingegangen, da wußte ich Bescheid! Also, immer, wenn Du was auf dem Herzen hast, komm zu mir, zu mir allein!"

Und in einen neckenden Ton übergehend, schloß Ebba: „Nebenregierungen dulde ich nicht in meinem Königreich! So, Du lieber, Du thörichter Mensch —"

Darauf umarmte sie Eduard, der bewundernd ihrer gewandten Rede zugehört hatte und gerührt allem beipflichtete, zärtlich und zog ihn mit sich fort.

Dreizehntes Kapitel.

In des Grafen Caffaroni schönen Räumen stand Felix und blies auf der Ebenholzflöte, und neben ihm stand der Besitzer des Hauses mit seinem silbernen Instrument in der Hand und dirigierte.

„Es sind Triolen! Rascher! Rascher, kleiner Mann! Wiederhole! — So, das war schon viel besser. Und nun wollen wir diesen Satz noch einmal spielen!“

Alsbald fielen beide Flöten ein, und die Spielenden entlockten ihnen reizvolle Töne.

„Du hast viel — sehr viel Begabung fürs Flötenspiel, meine Junge. Dein Ansatz ist gut. Selbst die Flageolettöne weißt Du zart zu behandeln. Das ist schon eine Kunst an sich! Wenn Du täglich fleißig übst, wirst Du was Tüchtiges leisten.“

„So hübsch, wie Sie, werde ich nie spielen

lernen," gab der Knabe in ehrlicher Überzeugung und fast etwas mutlos zurück. „Bitte, wenn es Sie nicht ermüdet, Herr Graf, wiederholen Sie noch einmal das Adagio von Cherubini!"

„Gern!" erwiderte der Graf, stellte sich von neuem an das Notenpult und blies das Gewünschte mit wahrer Meisterschaft.

„O, o, wie schön!" rief feurig Felix Kartheuser, nachdem das Spiel beendet, und ehe sich's der Graf versah, sprang er auf ihn zu, neigte sich herab und berührte seine Rechte mit den Lippen.

Der Mann aber strich über des Knaben blondes Haar und zog ihn dann rasch und zärtlich an sich.

„Mein guter Junge!" stieß er weich heraus und hielt ihn eine Weile stumm in seinen Armen. Dann aber wandte er sich ab und trat in sein Arbeitsgemach, in dem heute allerlei umherlag, das des Knaben Auge bereits von ferne angezogen hatte.

Auf einem Stuhl fand sich ein vom Buchhändler gesandtes aufgeschnittenes Packet mit neuen, noch scharf nach Druckerschwärze riechenden Büchern. Auf dem Tische standen offene, ersichtlich erst mit der Post eingetroffene Pappschachteln, aus denen seidene Tücher, weiße Wäsche, Parfüms und Seifen hervorschauten, und

daneben lag eine kleine, goldene Uhr, die Felix' Aufmerksamkeit besonders erregte.

Als er, von dem Grafen herbeigerufen, näher trat, wagte er einen Blick auf das Kunstwerk zu werfen und murmelte einige Worte, in denen sich sein Entzücken ausdrückte.

„So, gefällt sie Dir?" begann der Graf und hob sie prüfend empor. „Nun, dann wollen wir sie dem geben, für den sie bestimmt ist. Hier! Trage sie zur Erinnerung an den Einsiedler im weinumrankten Häuschen."

„Herr Graf!" stieß Felix Kartheuser, sein Glück kaum fassend, hervor. „Für mich? — Ich? Diese kostbare Uhr? — O nein — nein! — Das ist zu viel!" und mit ängstlicher Bescheidenheit legte er die Uhr wieder auf den Tisch.

„Sieh, mein kleiner Freund, Deine unverdorbene Freude schafft mir ein weit größeres Vergnügen, als die Gabe Dir gewähren kann. So denke denn nicht, daß ich Dich beschenke, sondern Du mich!"

Die zarte Wendung erfüllte Felix mit Rührung, und in dem Drange, seinen Gefühlen Ausdruck zu verleihen, rief er:

„Nun wird mir Ihr Geschenk doppelt wert, Herr Graf! — Ich sehe, daß Sie mich ein wenig lieb haben!"

„Ja, mein kleiner Freund, ich bin Dir gut!

Und komm oft, wann Du willst. Stets bist Du mir willkommen! Hilf mir, die einsamen Tage verkürzen, die trüben Gedanken verwischen — Du, mein Kind, bist glücklich. — Ich — ich —"

Der Graf wandte sich bewegt ab und trat ans Fenster. Große Dampfwolken, die er beim Rauchen hervorstieß, zogen langsam durchs Gemach.

Der Knabe aber stand stumm, er vermochte und wagte nichts zu sagen. Wie konnte jemand unglücklich sein, den so viel Schönes und Herrliches umgab? Er faßte es nicht, und beschloß, seine Mutter danach zu fragen.

Der Graf aber reichte ihm, durch Zeichen an den Tag legend, das er ihn verlassen solle, die Hand, und als Felix in der Thür noch einmal sich umwandte, und ein „Dank, nochmals tausend Dank" über seine Lippen strömte, da traf ihn wiederholt ein gütiger Blick aus dem Auge seines Gönners.

In seiner Freude über das Geschenk lief Felix zunächst zu Betty Truelsen, erbat ein Buch, obgleich ihm aufgegeben war, stets erst das vorher geliehene zurück zu bringen, zeigte ihr glückstrahlend die Uhr und hörte noch, wie sie sagte: „Teure Uhr, teure Uhr, mein guter Felix. Nimm sie nun auch nur recht in acht und laß sie nicht fallen!" Dann rannte er zu Uz, legte sein Kleinod — ohne etwas zu sagen — auf den Kleistertisch

und ließ Uz raten, von wem er es erhalten habe, hörte auch noch, wie dieser kopfschüttelnd hinwarf, „so lütte Klokken, de gahn man slecht!“ — Weiter eilte er zu Valentinis und verkündete im Laden Marie und Theodor sein Glück, die nach ihrer Auffassung Bemerkungen daran knüpften und seltsamerweise Zweifel an den Tag legten, ob es ihm gestattet sein werde, die Uhr vor der Konfirmation zu tragen. Endlich stürmte er, Fritjhoff hinter sich, die Haustreppe hinauf, um seinen Eltern von dem Geschenk Mitteilung zu machen.

Wegen der Wasserpartie mit Minna lag noch immer eine Wolke zwischen ihm und seiner Mutter. Am Tage nach der Bootfahrt hatte die Stadträtin gebeten, daß Felix ein solcher Verkehr mit Minna untersagt werde, und da auch Kartheusers an jenem Abend eine nicht geringe Angst wegen des Fortbleibens ihres Sohnes ausgestanden hatten, waren sie Felix mit den strengsten Verweisen entgegengetreten.

Marie, das Ladenmädchen, und Theodor, der Konditorgehülfe, hatten übrigens einen praktischen Blick. Frau Dr. Kartheuser entschied in der That, daß die Uhr bis auf weiteres nicht getragen werden solle! Kinder müßten nicht alles haben wollen, was Erwachsene besäßen. In jener Zeit stand man noch nicht auf dem erziehlichen Standpunkt, daß frühzeitiges Tragen einer Uhr

Ordnungssinn und Pünktlichkeit bei Kindern fördert.

Nachdem der Unmut über diese „Härte“ sich in Felix einigermaßen gelegt hatte, ging er nachmittags zu Karl Valentini.

Karl war in der letzten Zeit wieder in sehr ungleicher Stimmung. Die Neigung zu Minna bedrückte sein Knabenherz und schuf ihm trübe Gedanken. Es war auch begreiflich, daß bittere Empfindungen gegen Felix in ihm aufstiegen. Dem letzteren fiel gleichsam alles von selbst zu. Er aber mußte am Wege stehen und nehmen, was ihm zufällig geboten ward.

Karl kämpfte nach Kräften gegen seine eifersüchtige Stimmung und war ehrlich bemüht, seinen Kameraden unter derselben nicht leiden zu lassen, und weil wiederum Felix dies fühlte und würdigte, hielt er treu zu ihm und gab auch, wenn er sich für den Gekränkten hielt, immer wieder das erste Wort.

Karl besaß ein nettes Zimmer, dessen Wände er malerisch zu schmücken bemüht war. Neben zwei weißen Schmetterlingskätschern hingen an der Wand zur rechten ein Flitzbogen und zur linken ein großer, bunter Papierdrache, darüber ein Kuhhorn mit blankem Mundstück und unterhalb ein alter, hellpolierter Dragonersäbel, eine kleine Flinte und bunte Klassenmützen, während Möbel,

Bilder und Bücher das hübsche Gesamtbild vervollständigten.

Karl hatte stets Geld, rauchte kaum mehr versteckt und ward im ganzen wenig beaufsichtigt. Er that fast, was er wollte, aber ein ihm angeborener Sinn für Beschränkung ließ ihn Maß halten.

An diesem Nachmittage berichtete Karl viel von einem Schauspieler Adolph Fips, der sich bei seinen Eltern einlogiert hatte, und schilderte ihn als einen so thörichten und geckenhaften Menschen, daß Felix äußerst begierig war, ihn kennen zu lernen.

Als dies am folgenden Nachmittage im Billardzimmer geschehen, — Fipps war ein sehr eifriger Spieler, — lief Felix sogleich in die Backstube zu Theodor, der gerade Vanilleeis in einem Kübel quirlte, und rief:

„Sagen Sie mal, Theodor, welche sonderbaren Hosen hat denn dieser Herr Fipps an! Was ist das für ein Stoff?“

„Dat sind Gummibüksen!“ erwiderte Theodor, und in seiner trockenen Art fügte er hinzu: „De möt mit Strippen dal trukken warn! Wenn se an de Wand häng'n, sünd se so lüt als Schwimmbüksen!“

Diese Mitteilung interessierte Felix ganz

außerordentlich. Aber als er in Folge dessen zu allerlei spöttischen Bemerkungen anhob, zeigte ihm Theodor, wie so oft, die Thür.

„Mak, dat Du weg kümmst! Quassel nich so veel! Hol Din Mul!"

Fipps gehörte zu jenen renommierenden, verkannten Genies, die mit großer Verächtlichkeit von ihren Kollegen sprechen, alles besser können und wissen, und doch auf der Bühne die allerkläglichste Rolle spielen.

Ohne daß er es in seiner Eitelkeit merkte, ward er fortan die Zielscheibe des allgemeinen Spottes. Namentlich Theodor war unermüdlich erfinderisch in Neckereien gegen ihn, und sein Beispiel wirkte auf Felix und Karl so ansteckend, daß fortan fast kein Tag verging, ohne daß irgend ein Schabernack an dem Schauspieler verübt ward.

Fipps hatte die Gewohnheit, nach Tisch zu schlafen, und mit Theodors Bewilligung legte er sich dann in ein mittelst einer engen Treppe von der Backstube aus zu erreichendes, schmales Gemach, das ein einziges Fenster nach der Straße besaß. Es wurde das Dragantzimmer genannt, da hier am Schluß des Jahres, im November und Dezember, die Dragantwaren und das Zucker- und Marzipan-Konfekt für

den Weihnachtsverkauf angefertigt wurden. Sonst diente der Raum als ein gemeinsames Konversationszimmer nach des Tages Lasten.

Eines Nachmittags rief Theodor die beiden Jungen, die eben auf dem Hofe einen vom alten Valentini erworbenen Fuchs neckten, mit einem: „Kummt mal herin!“ zu sich und bedeutete ihnen, als sie rasch herbeieilten, ihm leise zu folgen.

Was vor sich gehen sollte, ahnten die Jungen nicht, schlichen aber, Theodors Wink gehorchend, auf den Zehen hinter ihm die Treppe zum Dragantzimmer hinauf.

Adolph Fipps lag auf einem langen, links an der Wand sich bankartig hinziehenden Sitz und schnarchte, daß die Fenster klirrten.

Theodor nahm nun Konditorfarben und einen kleinen Pinsel zur Hand und bemalte die Nase des Fipps sehr vorsichtig mit Weiß, Rot und Blau. Es konnte wenig Nasen geben, die sich für eine Verzierung so gut eigneten wie diese, aber es mochte sich wohl auch selten jemand finden, der eine solche Gleichgültigkeit gegen eine derartige, doch mit einem stark kitzelnden Gefühl verbundene, künstlerische Thätigkeit an den Tag legte, wie Fipps.

Nur einmal, — es war gerade, als Theodor das Vorderteil der Nase mit Ultramarin ver-

sehen und zur besonderen Verzierung noch die äußerste Spitze vergoldet hatte, — schüttelte Fipps im Schlaf den Kopf, als ob er von einem häßlichen Traum gequält werde oder eine Fliege verscheuchen wolle.

Aber diese Bewegung gab auch den Dreien das Zeichen zum Aufbruch. Noch einmal überschauten sie das Kunstwerk, dann schlichen sie so leise und vorsichtig, wie sie gekommen, wieder hinab.

Als sich Adolph Fipps nach einer halben Stunde noch nicht rührte, drängten die ungeduldigen Knaben Theodor, ihn durch irgend ein Geräusch zu wecken. Aber grade in diesem Augenblick hörten sie zu ihrer Freude die Dragantstubenthür gehen und alsbald auch Fipps mit schwerfällig müden Schritten die Treppe herschreiten.

Theodor, der eben beim Mandelreiben beschäftigt war, ließ bei dem überwältigenden Anblick — Fipps schritt völlig ahnungslos und würdevoll vornehm, wie immer, einher, — den Mörser aus der Hand fallen und wandte sich ab. Die Knaben aber, nicht im Stande, sich zu beherrschen, nahmen reißaus und rannten die Treppe zum Vorratskeller hinab.

„Was haben diese verdammten Bengels wieder

für Streiche in ihrem Dösbattelkopf?" fragte Fipps gereizt und mißtrauisch.

„Weet nich!" gab Theodor gleichgültig zurück und machte in demselben ruhigen Tone Fipps darauf aufmerksam, daß er im Billardzimmer erwartet werde.

Während sie noch sprachen, hörte der Schauspieler nebenan das Geräusch der aneinanderschlagenden Bälle und ging, befriedigend nickend, von hinten über den Hof in die Restauration.

Alsbald erschienen Felix und Karl, die unten an der Treppe lauschend die Ohren gespitzt hatten, und liefen in den vorderen Korridor, von wo aus man durch ein Schiebefenster, durch welches in der Küche bereitetes Butterbrot hineingereicht ward, in den Billardraum sehen konnte. Sie wollten Fipps Auftreten von dort aus beobachten und versprachen sich einen seltenen Genuß! Und der wurde ihnen auch in der That zu teil! Wie Fipps, da er nicht Freunde, sondern Fremde vorfand, kurz und vornehm grüßend, einherschritt; dann im Gefühl seiner Würde sich niederließ; das ihm unbegreifliche Lächeln der Billardspielenden bemerkend, in eine unbehaglich mißtrauische Stimmung geriet; an der Krawatte zupfte; seinen Anzug musterte; endlich eine Zeitung ergriff, aber, statt zu lesen, fortwährend versteckt die

Mienen der Spieler beobachtete; zu seiner Wut und seinem Entsetzen bemerkte, daß das Lachen sich nicht legte, sondern solchergestalt zunahm, nahm, daß die Herren unfähig waren, ihre Stöße zu machen; endlich aber bei weiterer Umschau die auf ihn gerichteten, teuflisch grinsenden Gesichter der beiden Buben hinter dem Schiebefenster erblickte, und nun begriff, er müsse doch etwas Außerordentliches an sich haben, — das war in der Gesamtwirkung überwältigend.

Das Beste aber folgte noch, als Fipps, wild aufspringend, in den Spiegel schaute und die schönen Malereien auf seiner Nase erblickte. Wie ein Eber schoß er hinaus an die Hofpumpe und suchte die übrigens sehr fest haftenden Gummifarben zu entfernen. Er unterbrach jedoch seine Thätigkeit, als die Jungen, ihre unmäßige Freude keineswegs verbergend, vorüberschossen, ergriff in seiner unbezähmbaren Wut einen neben der Pumpe stehenden, leeren Häringstopf und warf ihn Felix mit solcher Gewalt an die Schulter, daß der Knabe auf das Pflaster fiel, sich gehörig am Schienbein verletzte, und humpelnd und vor Schmerz wimmernd, von Karl nach Hause geschleppt werden mußte.

„Ist Dir schon ganz recht!“ erklärte seine Mutter, obgleich sie mit seinem Weh Mitleid

hatte. „Wenn Du's diesmal nicht warst, so bist Du es oft genug gewesen, und die Strafe kam Dir zu!“

Dieser den Knaben fast eine Woche ans Bett fesselnde Vorfall bewirkte, daß er nicht ein einziges Mal ins Theater kam. Aber die Lust dazu fehlte auch; es ergriff ihn wieder einmal ein brennender Eifer nach Arbeit, und da er während der Krankheit geistig frisch blieb, suchte er den Ausfall in der Schule durch ernste Thätigkeit auszugleichen.

Er fand auch Zeit, mehrere namentlich an Minna gerichtete Gedichte zu schreiben. Das schönste derselben war „Du und ich!“ und lautete:

„Ich weiß, Du leidest, da ich leide;
Was mich, was Dich betrifft,
Wir dulden's beide.
Zum Schmerz, der Deine Wangen bleicht,
Hab' ich die Farben und den Pinsel Dir gereicht!

Du weißt, ich jauchze, fühlst Du Freude;
Was mich, was Dich erhebt,
Beglückt uns beide!
Die Lust, die meine Wangen färbt,
Hab' ich von Deinem Frohsinn, Deinem Glück geerbt!'

Felix sann viel darüber nach, ob er dieses die Beziehungen zwischen sich und Minna in so erschöpfender Weise darlegende Gedicht nicht in ihre Hände gelangen lassen könne. Aber er

fand keinen Weg dazu, und so stopfte er es zu den übrigen: „Felix' Klage“, „An meinen Sonnenstrahl“, „Dumpfer Schmerz“, „Die schönsten Perlen sind die Thränen“, „An Minnas Augen“, „Fritjhoffs Treue“ und ähnlich überschriebenen Poesieen tief unter die Bettmatratze.

Vierzehntes Kapitel.

Dem Stadtrat Jahn ging vielerlei durch den Kopf. Am 1. Oktober sollte die Trauung zwischen Eduard und Ebba stattfinden, und es ward Zeit, sich mit dieser Angelegenheit zu beschäftigen.

Zwar wollte Ebba für die Ergänzung ihrer aus der ersten Ehe noch vorhandenen Einrichtung sorgen, aber es blieb trotzdem noch vieles, was Jahns schon des Anstands halber zur Ausstattung beisteuern mußten, und natürlich fielen ihnen, da Ebba in Föhrde keinen Haushalt hatte, auch die Kosten für die Hochzeitsfeier zu.

Der Stadtrat hatte einen Überschlag gemacht, wie viel Geld er wohl für diesen Zweck in die Hand nehmen müsse, und die Summe, die sich herausgestellt, war nicht klein. Halbwegs hatte er erwartet, daß Ebba ihm diese Last erleichtern und ihm vielleicht einen Betrag zur Verwendung nach bestem Ermessen zur Verfügung stellen werde.

Aber bei der einzigen Erörterung, die über diesen Gegenstand zwischen ihnen stattgefunden, hatte sie ihren Absichten einen sehr deutlichen Ausdruck gegeben.

„Mit Eurer Erlaubnis übernehme ich also die gesamte Einrichtung," hatte sie geäußert. „Wollt Ihr dagegen das Fest geben, — aber bitte, recht einfach, lieber Papa, — dann darf ich ja nicht nein sagen und bedanke mich schönstens."

Schon lange war es des Stadtrats Wunsch gewesen, einmal mit Eduard über Ebbas Vermögensverhältnisse zu sprechen. Man wollte doch wissen, wie eigentlich die Dinge standen! Ahne Guldang zu fragen, hatte sich der Stadtrat nicht überwinden können, obschon sie ihn vor der Reise beiseite genommen und mit einem Anerkennung fordernden Blicke gefragt hatte, ob sie ihre Sache gut gemacht habe?

Die Stadträtin war eine zu feinfühlende Natur, die Geldangelegenheit ihrem Sohne gegenüber zu berühren, und Eduard hatte sich über diesen Punkt bisher völlig ausgeschwiegen. Seit seiner Verlobung mit Ebba war sein Verhältnis zu seinem Vater insofern ein besseres geworden, als kein Streit wieder zwischen ihnen ausgebrochen war. Aber Eduard war nicht minder verschlossen gegen seinen Vater, als früher, und seinem eigenen Sohne gute Worte zu geben, das

konnte wiederum dem herrschsüchtigen Jahn nicht beikommen!

Nun handelte es sich aber doch um so ernste, des Stadtrats Verhältnisse selbst berührende Angelegenheiten, daß letzterer es notwendig erachtete, Klarheit zu gewinnen. Er war auch begierig zu erfahren, welche Rechte Ebba Eduard in Zukunft einzuräumen gesonnen sei. Was den Bräutigam in letzter Zeit so sehr beschäftigt hatte, das trat auch in des Stadtrats Gedanken, und namentlich wünschte er zu wissen, wo sie sich dauernd niederlassen wollten.

Freilich war's nicht gut, daß Jahn mit einer gewissen, durch Ebbas jüngste Haltung verschärften Reizbarkeit und mit der ihn selten verlassenden unmutigen Stimmung gegen Eduard an die Unterredung heranging. Er fühlte selbst, daß er möglicherweise nicht ruhig bleiben werde, wenn ihm etwas gegen seinen Kopf gehen würde. Aber wenn er jetzt nicht zum Sprechen gelangte, dann geschah's, allen Teilen zum Schaden, am Ende gar nicht.

Und so wärf denn der Stadtrat morgens beim Frühstücke hin, daß er mit Eduard nachmittags einen Spaziergang machen wolle, da er allerlei mit ihm in Ruhe zu bereden wünsche.

„Heute nachmittag?" entgegnete Eduard zaudernd. „Da habe ich mich allerdings schon mit

Ebba verabredet. Aber", fügte er einlenkend hinzu, da er einer finsteren Miene in seines Vaters Angesicht begegnete, „ich kann ihr ja durch Ohlsen absagen lassen, wenn die Sache dringlich ist. Natürlich!"

„Gut also, so sage ab!" entschied der Stadtrat, bei seinem Willen beharrend, kurz. Aber als er nun einer Enttäuschung und einem verdrossenen Ausdruck in Eduards Gesicht begegnete, fügte er schulmeisternd hinzu: „Es ist auch ganz gut, daß Ihr nicht jeden Tag zusammenhockt! Laden sich die Wolken allzu heiß, so entstehen leicht Gewitter mit Blitzen. Ich spreche natürlich" — nun kam ein diese Bemerkung in Worten wieder aufhebender, den Sinn der Rede aber erst recht erhärtender Satz — „nicht von allzu großer Gemütswärme, die Ihr weise in Schranken haltet, sondern —"

Aber weiter kam er nicht; denn Eduard erhob sich plötzlich vom Tische, stieß den Stuhl so heftig gegen die Kante, daß die Teller und Tassen klirrten, und ließ ein: „O Gott, o Gott, ewig diese Sticheleien —" mit wuterstickter Stimme über seine Lippen gleiten.

„Bist Du toll geworden, Bursche?" schrie nun der Stadtrat, dessen Augen funkelten. Ja, Worte und Benehmen seines Sohnes brachten ihn so sehr auf, daß er mit noch lauterem Tone

hinzufügte: „Hinaus mit Dir, Du insolenter Flegel, bis Du gelernt hast, Dich zu zügeln, wenn ich mit Dir spreche!"

„Hinaus? Gewiß! Und für immer!" rief Eduard Jahn, nun auch alle Besinnung verlierend, und trotzte erhobenen Hauptes gegen seinen Vater auf. „Und dem lieben Himmel will ich danken, wenn ich endlich Deinen verletzenden Äußerungen entgehen kann! Ich bin kein Knabe mehr, ich bin kein Bursche und kein Flegel!

Fehler habe ich, — ich erkenne sie an, — aber Du treibst mich förmlich, sie zu äußern, statt mir zu helfen, sie zu überwinden. Ja! Du tötest die Gefühle der Liebe, die ich für Dich empfinden sollte.

Ich erklärte mich ja bereit, Deinem Wunsch und Befehl zu folgen. Was soll's denn noch? Weshalb die Bosheiten gegen mich und meine Braut? Du gabst mir das Leben und erzogst mich. Habe ich mich nicht nach Deinem Wohlgefallen entwickelt, so bist Du vielleicht selbst schuld daran, da Du mich nicht durch Freundschaft und Liebe zu leiten gesucht hast. Nie, nie geht ein gütiges Wort für mich über Deine Lippen.

„O, Mutter, Mutter!" schloß schluchzend der junge Mann und lehnte sich an seine wie er-

starrt dreinblickende Mutter. „Wie lieb, wie grenzenlos lieb habe ich Dich — und wie unglücklich, wie namenlos unglücklich fühle ich mich!“

Da sich in den letzten Worten ein ehrlicher Schmerz kundgab, in dem auch, wie es schien, eine stumme Anklage gegen Ebba zum Durchbruch gelangte, stutzte der eben zu einer Entgegnung anhebende Stadtrat, trat, sich bezwingend und ohne etwas zu erwidern, ans Gartenfenster und schaute hinaus. Eine lange Pause entstand. Keiner sprach. — Zuletzt nahm die Stadträtin das Wort und sagte flehend:

„Ich bitte, ich beschwöre Dich, Eduard, gieb Deinem Vater ein gutes Wort. Nimm die im Zorn gesprochenen Worte zurück und versöhne Dich mit ihm: — Und Du, Jahn, mein lieber, teurer Mann, verzeihe! Habe Nachsicht. — — O, werdet Freunde! Denn mir ahnt, — ich fühle es, — Ihr werdet Euch beide noch einmal im Leben gebrauchen und nach einander verlangen!“

Aber der Stadtrat schüttelte bleichen Angesichts den Kopf und sagte:

„Gebrauchen? Nein! Nie! Ich schwöre es hier in dieser Stunde: nie werde ich von meinem Sohne oder von seinem Anhange auch nur das Geringste annehmen. Dieses Gespräch trennt unsere Herzen für immer!

Wie ich ihm aber bis zu seiner Vermählung mein Haus offen halten will, so soll er eine Freistatt hier finden, wann immer er wieder kommt.

Seine Mutter hat ein Anrecht auf ihn, und um ihretwillen will ich vergeben, was geschehen. Vergessen aber kann und werde ich es nicht.

Selbst dem höchsten Zorn zieht die kindliche Ehrfurcht Grenzen. Wo sie aber fehlt, da kann fortan nur noch Unkraut wachsen."

Und damit öffnete der Stadtrat die Thür und ging hinaus. —

Am Nachmittag beim Kaffee rief der Stadtrat Dagmar und Minna gegen seine sonstige Gewohnheit zu sich heran, sprach freundlich auf sie ein und nahm sie liebkosend in die Arme. Er empfand nach der stattgehabten Szene mit Eduard ein heißes Bedürfnis nach Zärtlichkeit; es verlangte ihn, zu fühlen, daß wenigstens seine Töchter mit ihren Herzen noch bei ihm seien.

Bei Dagmar brauchte er sich dessen freilich nicht erst zu versichern. Wann immer sie ihm entgegentrat, war sie voll Ehrerbietung und eifrig beflissen, ihm ihre Liebe an den Tag zu legen.

Als er sie an sich zog und mit freundlichem Blick mit ihr redete, da las er schon in ihren Augen die Antwort auf seine Frage.

Minna war dagegen sehr überrascht, als ihr

Papa ihr in solcher Weise begegnete. Sie umfaßte ihn ganz fest und küßte ihn herzhaft auf Wangen und Mund. Aber nach Kinderart entwand sie sich ebenso rasch wieder seiner Umarmung und nahm, die ungewöhnlich gute Laune ihres Vaters benutzend, diese Gelegenheit wahr, ihm die Erlaubnis zur Tanzstunde abzubetteln.

Jahn konnte seinen Kindern eigentlich nie etwas abschlagen; sein Herz war zu gut, und der Drang, zu geben und Freude zu bereiten, lag in seiner Natur. Aber diesmal wollte er eine Ausnahme machen. In einer sorgenvollen Stimmung hatte er jüngst nein gesagt, und nun doch die Erlaubnis zu erteilen, fand er aus prinzipiellen Gründen unrichtig.

Als Minna nun aber mit ihren dunklen Augen vor ihm stand und ihn so bittend und zugleich so herausfordernd anblickte, ward er von ihrer trotzigen Schönheit so fortgerissen, daß er nach kurzem Besinnen mit einem „Na, ja, ja, ja, Du Bettelhans! Ich muß denn doch wohl nachgeben!“ den Kopf neigte.

Jetzt herzte sie ihn noch einmal stürmisch und rief: „Danke! Danke! Du bist ja mein aller — aller — allerbester Papa!“ —

Aber auch Dagmar hatte einen Wunsch und äußerte ihn, bevor der Stadtrat das Zimmer wieder verließ.

„Hat Mama Dir schon gesagt, lieber Papa, daß ich gern zum Oktober die Schule verlassen möchte?"

„Die Schule verlassen?" gab der Stadtrat befremdet zurück. „Ich dachte, Du wolltest womöglich noch ein Jahr über die Zeit darin bleiben? Und vorige Ostern, wo Du konfirmiert werden solltest, batst Du so lange, daß — bis —"

„Ja, ja, das war früher!" fiel Dagmar rasch ein. „Aber ich finde jetzt doch manches ganz anders! Und wenn Du deshalb erlaubst, Papa —"

„Nun, ich habe nichts dagegen. Was meinst Du?" wandte sich Jahn an seine Frau. „Ich muß sagen, ich finde es sogar richtig! Dagmar gehört nicht mehr auf die Schulbank und könnte Dir im Hause zur Hand gehen."

Die Stadträtin nickte in ihrer sanften Weise.

„Auch ich war aus denselben Gründen Dagmars Wünschen nicht entgegen, aber natürlich wollte ich erst Deine Ansicht einholen."

„Schön, gut denn!" entschied der Stadtrat und erhob sich eilig, um die versäumte Zeit im Kontor nachzuholen. „Am Tage, an dem Dein Bruder Hochzeit giebt, schließest Du die Schulthüren hinter Dir zu. Ist's recht so?" Und da näherte sich Dagmar ihrem Vater und herzte und küßte ihn stürmisch. Seitdem das Geheim-

nis der Liebe in ihrer Brust ruhte, mochte sie kein Kind mehr sein. — —

Nach dem zwischen ihm und dem Vater stattgehabten Streite hatte sich Eduard, obgleich's noch früh am Tage war, sofort zu Ebba begeben. Die flinke Bertha war sehr erstaunt, als Herr „Djahn“ zu so ungewohnter Stunde erschien, und begegnete seiner etwas hastigen Frage, ob er seine Braut schon sprechen könne, mit der zögernden Erwiderung, daß Frau Gyldenstern noch nicht aufgestanden sei, ja, wohl noch schlafe, da sie bisher nicht einmal nach der Jungfer geklingelt habe.

So hinterließ denn Eduard den Bescheid, daß er dagewesen sei und in einer Stunde wiederkommen werde, und dann trat er, um sich die Zeit zu verkürzen, in den Garten und von dort in die Kastanienallee.

Während er dieselbe durchschritt, kamen ihm viele, sehr viele Gedanken, und in sie mischte sich auch tiefe Reue. Es war ihm bekannt, daß sein Vater wohl bis zu einem gewissen Punkte nachgiebig, aber über diesen hinaus unversöhnlich war! Und unversöhnlich würde er gegen ihn, Eduard, bleiben. Seine Worte waren kein leerer Schall gewesen.

Das Unnatürliche eines solches Verhältnisses drängte sich Eduard schmerzvoll auf, und er ver-

gegenwärtigte sich auch, wie seine Mutter durch das Geschehene bedrückt sein, und wie sehr sie in Zukunft darunter leiden würde.

Er wußte endlich, daß Ebba ihm sicher auf seinen Bericht entgegenhalten würde: „Du warst sehr unweise, Dich bis zu einem solchen Grade hinreißen zu lassen!“

Und wie peinlich mußten sich die letzten vier Wochen bis zu seiner Heirat gestalten, wie künstlich würde die Fröhlichkeit auf der Hochzeit sein, nachdem ein Zerwürfnis solcher Art zwischen ihm und seinem Vater stattgefunden!

Eine Person konnte ihm — er wußte und fühlte es — in dieser Sache raten! Sie würde unbefangen abwägen und auf seinen Wunsch auch so vermitteln, daß er nicht als der allein Schuldige aus dem Streit hervorging! Diese Person war die Doktorin Kartheuser.

Aus zahlreichen Äußerungen seines Vaters war's Eduard bekannt, wie hoch jener sie schätzte, und wie sehr er ihrem Urteil und ihrer Einsicht vertraute. Aber gerade sie aufzusuchen, war Eduard verboten, gerade sie mußte er doch nun einmal meiden!

Während seiner Überlegungen war er auf die Anhöhe des sogenannten Schloßweges gelangt, der sich in dem Zeitumfange einer kleinen Stunde von der Allee aus bis zum Gehölz fort-

zog Er blieb stehen, ließ sein Auge umherschweifen und gab sich ganz den Eindrücken der sich ihm bietenden Szenerie hin!

Ein Thal des glücklichen Friedens lag vor ihm! Zwischen sanft aufsteigenden, mit bunten Feldern, Wiesen, Eichen- und Buchenwäldern bedeckten Anhöhen schlängelte sich, wie eine windlose Silberstraße, der Strom hin und dehnte sich bis zum fernen, blauen Meer aus. Alle Ufer boten eine bezaubernde Mannigfaltigkeit: Kleine Häuser mit roten und blauen Schieferdächern, umzingelt von Grün; Höfe, schmucke Gärten, thätige Mühlen, schloßartige Gebäude mit hochaufstrebenden, weißen Mauern und Kirchen mit schlanken Türmen. Vor allem gen Osten der mächtige Dom mit seinem Riesenleib, und zur rechten das in der Sonne glänzende, gewaltige Schloß mit seinen zahlreichen Fenstern, Vorsprüngen und Zinnen.

Zudem mitten im Strom die sagenreiche, grüne Insel mit ihren schilfumkränzten Ufern und zierlich ausgestreckten Landzungen, die Möven-Insel, auf der einst eine stolze Burg sich erhoben, und spitze Türme im Abendlicht geglänzt hatten.

Von der Strombucht und ihrer Umgebung wandte sich Eduards Blick weiter gegen Westen. Da stiegen terassenartig Holzungen und Wälder

empor, so dicht im grünen Laube und so mannigfaltig in den Farben! Und auch zwischen ihnen blitzte hier und dort ein rotes Dach hervor, und die zu ihren Füßen ausgebreiteten, grünen Matten schimmerten so sammetweich, und grasende bunte Kühe und nicht selten stolze, sich emporreckende Eich- und Buchenbäume hoben das reizvolle, ländliche Bild.

Der junge Mann hätte in der Qual, die sein Inneres durchwühlte, sich der Natur in die Arme werfen, an ihr sich ausweinen mögen. Eduard Jahn hatte schwer mit seinem Charakter zu kämpfen. Und gegenwärtig durch stärker geweckte Gefühle weicher und empfindsamer gestimmt, fühlte er das Geschehene doppelt tief. Ein sanftes, zur Versöhnung und zum Frieden neigendes weibliches Geschöpf hätte eben jetzt, wo zwei Naturen in ihm rangen, und er nach dem Rechten suchte, einen bestimmenden Einfluß auf ihn gewinnen und sein Herz und Gemüt läutern können, aber eine Ebba Gyldenstern, die bei aller Anmut und Schalkhaftigkeit ihres Wesens doch nur sich kannte, war nicht der rechte Arzt für seine Seele.

Das fühlte Eduard Jahn halb bewußt, halb instinktiv. Er liebte ihren Verstand, ihre Art zu sein, ihre Schönheit, aber nicht ihr Herz, das kalt und berechnend war. Wenn sie seiner

Mutter, wenn sie Dagmars fühlende Seele zu all ihren Vorzügen hätte, welch' ein Juwel würde sie sein! —

„Nun, mein lieber Eduard, was ist's? So früh? Aber um so besser!" — rief Ebba, die in strahlender Frische am geöffneten Fenster im Speisezimmer beim Frühstück saß, als ihr Verlobter, von seinem Gange zurückgekehrt, bei ihr eintrat.

Sie erhob sich, ihrer bequemen Art entsprechend, nicht, sondern streckte ihm nur, fröhlich gelaunt, die zierliche Hand über den Tisch entgegen.

„Ach, nichts Gutes!" gab der junge Mann zurück. Er küßte seine Braut und ließ sich neben ihr nieder. Und dann hielt er auch mit seinem Bericht nicht zurück.

Nur einmal ließ Ebba, während er sprach, den kleinen, silbernen Theelöffel fallen, mit dem sie die Eier zerteilte, und blickte fragend und überrascht empor. Nachdem er geendet, lehnte sie sich zurück, sann eine Weile nach und sagte dann:

„Ich kann begreifen, was Du gethan, Eduard. Dein Vater hat eine Art und Weise, die selbst einen toten Gegenstand zum Widerspruch reizen könnte. Und gewiß ist auch das meiste *inhalt*lich richtig, was Du ihm gesagt. Aber, Lieber,

wollte man stets im Leben seinem berechtigten Unmut Ausdruck geben, dann würde man bald verloren sein.

Es kommt hinzu, daß Menschen nur in einer gewissen Abhängigkeit von einander überhaupt gedacht werden können. Auf Herrschen und Dienen kommt alles hinaus, und man soll stets eingedenk bleiben, daß man vielleicht das Wasser, das man heute verschmäht, morgen trinken muß.

Da es nur noch wenige Wochen sind, bis Du mein Herr wirst, liebster Schatz," — Ebba sprach die Worte mit einer bezaubernden Liebenswürdigkeit — „so wäre es besser gewesen, Du hättest Dich so lange noch als Diener Deiner Umgebung angesehen!

Aber nun ist's einmal geschehen, und ich denke — was meinst Du? — ich spreche heute einmal mit Deinem Vater.

Mit der Zurückweisung jedweden Liebesdienstes ist's am Ende nicht so schlimm gemeint. Möglicherweise hat er Geldsorgen und ist deshalb so reizbar gestimmt. Na, laß mich nur machen. Vielleicht — um Deinetwillen, Eduard, um Deinetwillen — entschließe ich mich, meinen Geldschrank zu öffnen und — und —"

„O, Du Seele!" — rief Eduard geschmeichelt und gerührt. Sie stellte sich auf seine Seite, sie wollte sich ihm unterordnen — er deutete ihre

Rede so — und nun sogar die Hand öffnen, um seinem Vater zu helfen!

Aber Ebba dachte auch ihr Teil, und zwar vornehmlich wiederum, welch' ein Kind Eduard doch eigentlich noch sei! Aber das mißfiel ihr nicht; ihre herrschsüchtige Natur brauchte einen solchen Mann. Da sie niemanden fand, der ihr so sehr an Verstand, Erfahrung und Willen überlegen war, daß sie sich seinem Übergewicht gern und widerstandslos gefügt hätte, war ihr jemand recht, den sie nach ihrem Gefallen lenken konnte.

Am Nachmittag machte sich Ebba auch wirklich zu dem Stadtrat auf den Weg, und da sie schon auf dem Flur von Dagmar hörte, daß er im Kontor sei, wandte sie sich sogleich dahin.

Christian Ohlsen stand mit Minna auf dem Stätteplatz und zeigte ihr ein von ihm selbst für sie angefertigtes, kleines Schiff, eine Brigg mit Deck, Luken, Masten, Steuer und Segeln, und Minna sah neugierig zu, wie er den von seiner Frau zugeschnittenen und zierlich umsäumten Leinwandstücken den rechten Platz gab.

Seit ihrer Meeresfahrt mit Felix schwärmte sie für alles, was Wasser und Schiff hieß, und konnte es nicht erwarten, das flotte Fahrzeug auf dem Strom segeln zu lassen. Auch Agnes von Rosen und Emma von Thünen standen dabei und verfolgten ebenso aufmerksam Ohlsens Thätigkeit.

Als Minna Ebba ankommen sah, lief sie sogleich auf ihre Tante-Schwägerin, die ihr stets und besonders auch heute durch ihre gewählte Toilette Bewunderung einflößte, zu und hängte sich schmiegsam an ihren Arm. Gegen die beiden Jahnschen Mädchen war Ebba von einer stets gleichmäßigen Freundlichkeit; besonders interessierte sie das rasche und selbständig ausgeprägte Wesen der jüngeren, die stets ohne Besinnen zutreffende Antworten gab und oft sehr drollige Einfälle hatte.

„Ist Dein Papa im Bureau?“ fragte Ebba, Minnas Wangen streichelnd und auch den anderen beiden artig knixenden Mädchen freundlich zunickend.

„Ja, der Beherrscher aller Bretter, Balken, Dachpfannen und Drainröhren befinden sich in seinem Arbeitszimmer und denken darüber nach, ob die kleine Minna nicht ein neues Kleid für die morgen beginnende Tanzstunde haben müsse!“ lachte Minna und zog in allerliebster Weise den Mund.

„Na, das will ich übernehmen!“ gab Ebba wohl aufgelegt zurück. Sie holte auch sogleich die Börse hervor und überreichte dem Kinde einige Goldstücke. „Die Hälfte für die Sparkasse, Minna, und die andere für das neue Kleid. Aber laß mich den Stoff vorher sehen, den Du wählen möchtest.“

Minna tanzte glückstrahlend auf und ab und unterbrach die Ausbrüche ihrer Freude erst, als nun eben der Stadtrat, der sichtlich sich anschickte, einen Spaziergang zu machen, aus dem Kontor hervortrat.

Jahn lüftete bei Ebbas unerwartetem Anblick ernst, aber mit unbefangener Zuvorkommenheit den Hut und neigte — man sah nicht, ob angenehm oder peinlich berührt, — wiederholt den Kopf, als Minna ihm frohlockend von dem Geschenk berichtete.

„Ich sehe, Sie wollen ausgehen!“ hub Ebba, um dem Dank auszuweichen, rasch an. „Erlauben Sie, daß ich Sie ein wenig begleite? Eduard scheint nicht da zu sein, so wende ich mich denn an den nächstbesten Teil, an den — Herrn Stadtrat Eduard Jahn senior.“

Auf diese unbefangene und launig vorgebrachte Rede wußte der Stadtrat nicht anders als mit einer artigen Verbeugung zu antworten. Er nickte den drei knixenden Mädchen freundlich zu, gab noch rasch Ohlsen einen Auftrag und wandte sich dann mit Ebba durch den Langenweg der Fischerstadt zu. Man konnte von dort einen prächtigen Spaziergang über die Stromwiesen machen, und diesen zu wählen, schlug er Ebba vor.

Ebba hatte sich bezüglich des Stadtrats einen

festen Plan gemacht. Daß er jetzt kein Geld von ihr annehmen werde, schien ihr zweifellos, und solches für nichts hinzugeben oder es unsicher anzulegen, lag auch durchaus nicht in ihrer Absicht. Sie wollte, entsprechend den Mitteilungen, die ihr Ahne Guldang seiner Zeit gemacht, den Vater ihres Verlobten fragen, ob er bereit sei, Eduard als Teilhaber in sein Geschäft aufzunehmen. Dann trug ihr Kapital Zinsen, und sie befreite sich von Ansprüchen, die sicher doch später an sie in Form von Darlehen, welche aber nichts anderes als Geldgeschenke sein würden, an sie herantreten könnten.

Freilich wollte sie in solchem Falle Einsicht in die Bücher gewinnen; am liebsten aber war's ihr, wenn sie mit den Jahnschen Geldaffairen überhaupt nichts zu thun bekam. Sie war einmal nicht sentimental veranlagt und wollte Eduard heiraten, nicht aber Jahn und Kompagnie.

Als sie nun mit dem Stadtrat dahinschritt, ging sie gleich auf ihr Ziel los und sagte:

„Ich dachte, lieber Papa, wir müßten doch einmal über Künftiges reden, und deshalb habe ich die Gelegenheit heute wahrgenommen, Sie zu einem Spaziergange aufzufordern.

Erstens möchte ich Ihnen sagen, daß Eduard und ich uns entschlossen haben, nicht in Föhrde

zu bleiben, wohl aber von Zeit zu Zeit einen Teil des Jahres hier zuzubringen, und da meine ich, daß es für Eduard gut und nützlich wäre, wenn er Beschäftigung hätte, und wollte Sie fragen, ob es Ihnen recht ist, und Sie es für nützlich für beide Teile halten, wenn er als Partner in Ihr Geschäft eintritt. Ich habe mir gedacht, daß er vielleicht ein drittel Anteil erwerben könnte. Was meinen Sie dazu?"

Dem Stadtrat war Ebbas Rede sehr überraschend, und er gab auch nicht gleich eine Antwort. Er fühlte durch, daß sie einerseits durch ihren Vorschlag zwischen ihm und Eduard eine Brücke schlagen, andererseits den Eindruck hervorrufen wollte, sie denke so gut an ihn wie an Eduard, während sie natürlich lediglich seines Sohnes Interesse im Auge hatte, ja, sicherlich die Absicht damit verband, ihn, den Stadtrat, allmählich zum Amboß, Eduard aber zum Hammer zu machen. Doch selbst wenn sich Vorteilhaftes für ihn aus der Annahme dieses Vorschlages ergeben konnte, ließ nun sein falscher Stolz nicht zu, denselben anzunehmen.

Er wollte kein Mitleid und keine Unterstützung von ihr! — Meinte sie es ehrlich mit ihm, konnte sie ihm Betriebskapital anbieten; sie wußte, daß er es brauchte. Solche Offerte würde er vielleicht annehmen! Das war ein Ge=

schäft, darin lag nichts, was ihn, selbst nach der Szene mit seinem Sohn, demütigen konnte, wodurch er seinem Schwure untreu ward. Aber am besten war's schon, mit Frau Ebba überhaupt keine ‚Geldrelationen' zu haben. Bei dem Gedanken, die Annahme eines Darlehns könne sie als eine Inkonsequenz von seiner Seite ansehen; sie werde spöttelnd hinwerfen, seine Worte seien eben doch nur Worte; wenn es sich um Geld handle, lenke er natürlich ein, überlief es ihn heiß, und sein hochtrabender Sinn lehnte sich gegen irgend ein Entgegenkommen auf. — Nein, mit ihrem Anerbieten war's nichts. Sich eine nagende, ihn selbst allmählich verzehrende Maus ins Futter zu setzen, konnte ihm nicht beikommen; nur in einer Ebba Kopf hatte ein solcher Gedanke entstehen können. Wie klug sie sich das alles ausgedacht hatte! Riskieren wollte sie nichts, aber doch den Anschein von Großmut erwecken. Butter möchte sie ihm aufs Brot streichen, — um ihn zu locken.

Er schüttelte denn auch den Kopf und sagte mit eisiger Stimme:

„Ich sehe keinen Vorteil darin, daß Eduard bei mir eintritt, weder für ihn noch für mich. Auch liegt mir ein solcher Gedanke nach dem was vorgefallen, und was Ihnen sicherlich bekannt ist, um so ferner.

Betriebskapital, das ich gut verzinsen könnte und würde, möchte ich wohl nehmen. Das ist ein Geschäft für beide Teile, und mir nützlich. In Ihrem Vorschlag sehe ich aber, unumwunden gesprochen, nur eine Quelle von Unzuträglichkeiten. Ich bin zu alt geworden, um mir noch hineinreden zu lassen, und das würde nicht ausbleiben; und materiell hat's keinen Sinn. Ich werde die eigentliche Arbeit doch thun müssen und verliere die Einnahme zu einem drittel. Ich muß also, zu meinem Bedauern, die Proposition dankend ablehnen."

Ebba war keineswegs enttäuscht, im Gegenteil; aber ihre Zuneigung zu Jahn wuchs allerdings nach dieser Rede durchaus nicht. Er hatte eine unerträgliche Art, besaß eine unbequeme Klugheit und durchschaute sie bis ins Herz.

Aber wohlan! Dann mochte es sein! Sie hatte das ihrige gethan. Vollzog sich sein Schicksal, so hatte er es mit sich selbst abzumachen. Es war jedenfalls das letzte Mal gewesen, daß sie über Geldangelegenheiten mit ihm gesprochen. Und seine Hinweise auf Betriebskapital überging sie und erwiderte mit gewohnter Klugheit:

„Nun gut! Dann sprechen wir nicht weiter über die Sache. Meine Absichten waren gute

für beide Teile. Aber Sie können die Nützlichkeit und Annehmlichkeit des vorgeschlagenen Arrangements für Sie ja natürlich besser beurteilen als ich. In jedem Falle lassen Sie mich hoffen, lieber Papa, daß Sie Eduard jetzt und für die Folge mit Ihrer gewohnten Nachsicht begegnen und ihm rasche Reden, die der Zorn hervorgerufen, nicht nachtragen werden.

Und noch eins: Die Hochzeit müßte doch eigentlich bei mir, oder richtiger bei Tante Guldang stattfinden. Ich habe, offen gesagt, nicht gegen ihre Pläne gesprochen, ja, wie Sie sich erinnern, früher bereits Ihrer Absicht dankend zugestimmt, weil für ein großes Fest, wie Sie es sich denken, die Räume im Guldangschen Hause nicht ausreichen. Bitte, überlegen Sie, ob wir die Hochzeit nicht einfacher herrichten und dabei doch den hiesigen Gewohnheiten und meinen Wünschen folgen können."

Jahn schüttelte den Kopf, der Ärger nahm bei ihm zu. Sie wollte auch in dieser Angelegenheit wieder die Großmütige spielen, aber es sollte natürlich nichts kosten! War's ihr wirklich ernst, so konnte sie ja den Vorschlag machen. das Fest in einem öffentlichen Lokal zu geben, Auch sonst fand sich leicht ein Weg, ihm die Kosten abzunehmen, wenn sie nur wollte. Und so setzte sich durch dieses Gespräch nur noch

mehr der Gedanke in ihm fest, nichts, gar nichts von dieser Frau anzunehmen, ihr vielmehr zu beweisen, daß er sie durchaus nicht brauche und vor einer kostspieligen Hochzeit nicht zurückschrecke.

Schon die Opposition gegen ihre filzigen Überlegungen trieb ihn, daran festzuhalten! Beschämen wollte er sie, recht tief beschämen!

„Nein! Ich denke, wir lassen die Dinge, wie sie einmal beschlossen sind," gab er äußerst kühl zurück. Und seine Schwiegertochter mit scharfen Stichen verwundend, fügte er hinzu: „Man hätte ja vielleicht überlegen können, statt Tante Guldangs Räume zu benutzen, die großen im Klub zu mieten, aber ich glaube, es sollen dort um die Zeit gerade neue Gardinen aufgesteckt werden, und da — geht es denn natürlich nicht!"

Ebba verstand nur zu gut und biß die Zähne zusammen. Sie sagte nichts, wohl aber leistete sie einen stummen Schwur, einen, den sie halten wollte, und wenn auch Stadtrat Jahn einst in Lumpen einhergehen sollte!

Fünfzehntes Kapitel.

Eduard Jahns Hochzeitstag kam allmählich heran. Aber frohe Mienen gab's dabei nur äußerlich, und zu der herrschenden, bedrückten Stimmung paßte das seit acht Tagen aufgekommene Herbstunwetter. Es regnete Tag und Nacht. Die Sonne war verschwunden, Wolken in trostlosem Grau bedeckten von früh bis spät den Himmel, und dazu stürmte ein Westwind mit rauher Kälte daher. Was man im Hause anfaßte, war feucht angehaucht, denn der Sturm, namentlich wenn er nach Südwest drehte, schlug die Nässe durch die Ritzen der Mauern und Fenster, und wenn er sich eben ein wenig ausgetobt zu haben schien, begann er von neuem.

Und das war auch kein Regen mehr, Ströme flossen vom Himmel herab. Alle Wege standen zeitweilig unter Wasser, der Stätteplatz bei Jahns schwamm, die Arbeiter wateten in der Flut, und

der angeschwollene Strom war mehrmals schon auf die Wiesen des Präsidentenweges und der Hafenstraße getreten.

Jeden Morgen richtete sich der Blick auf die Wetterfahne, ob nicht der Wind umgeschlagen sei, und sich eine Besserung erwarten lasse, aber über der ganzen nordischen Halbinsel blieben die Regenwinde konstant, und aus vielen Orten trafen schon Berichte ein, die von Überschwemmungen erzählten.

Die leichter gebauten Schuppen, Ställe und Nebengebäude und die leichtgedeckten Dächer der Wohnhäuser hielten schon nicht mehr stand. Das Wasser sickerte durch die Pfannen und an den Schornsteinen entlang auf die Dachböden, durchdrang die Decken, malte in unheimlichen Konturen seine Spuren auf die weißen Flächen, löste Mörtel und Kalk, strömte aus den überfüllten Dachrinnen, überflutete die Regentonnen und ergoß sich in selbstgesuchten Bahnen auf die Plätze und Straßen.

In den hoch aufsteigenden Nebengassen Föhrdes riß das Wasser das Pflaster auf, und wo es Widerstand fand, bohrte es sich in das Erdreich und wühlte es von unten auf. Das war nachts ein Klappern, Pfeifen, Stöhnen und Poltern! Die Wetterfahnen kreischten, schlecht verschlossene Thüren schlugen auf und zu, das Vieh brüllte

in den Ställen; die Hunde wimmerten, und den Dachstuhl der Häuser umflatterten die unsichtbaren Geister des Sturmes und ließen ihr höhnendes Geheul erschallen.

Der Stadtrat befand sich in der denkbar schlechtesten Laune. Es schien, als ob das eben herangenahte Glück schnell wieder den Rückzug angetreten habe. In den letzten zwei Wochen hatten sich mehrere bedeutende Geschäfte zerschlagen. Der reiche Stadtrat Jahn mit der noch viel reicheren Schwiegertochter hat es ja nicht nötig; weshalb Bäckerkindern Backwerk schenken? mochten die Leute wohl denken. Die Ausstände gingen schlecht ein, selbst mit den zu zahlenden Wochenlöhnen haperte es, und um die laufenden Anforderungen zu decken, mußte der seinerzeit auf die Bank getragene Rest des Caffaronischen Darlehns abgehoben werden.

Und wenn Jahn die Kosten der Hochzeit überschlug, graute ihm. Es war ein Mummenschanz, bei dem die Sorge sich in bunte Gewänder hüllte und eine Maske vorsteckte. Aber er wollte — er mußte! Der Drang zum Unverständigen saß in ihm wie eine Krankheit. Während sein Kopf schmerzte, und sein Herz unruhig pochte, seine Gedanken sich mit den Wechseln beschäftigten, die zu bezahlen waren, und die sich schleichend, aber unabweisbar näherten wie gierige Schlangen,

schrieb er die Einladungen auf die goldumränderten Karten, korrespondierte und konferierte, fertigte Boten ab und ließ Gärtner und Tapeziere kommen, welche die Villa für die Feier herrichten sollten.

Mitten unter diesen Vorbereitungen — an einem Nachmittage — machte die Doktorin Kartheuser trotz des bösen Unwetters einen Besuch bei Jahns. Sie wollte fragen, ob sie in irgend einer Weise behülflich sein, etwa mit Silberzeug, Leuchtern, Lampen aushelfen und ihre Mädchen zur Aufwartung anbieten dürfe.

„Na, meine liebe Jahn? Mich dünkt, Sie sehen angegriffen und sehr ernst aus! Was ist?“ hob sie teilnehmend an, als Dagmar und Minna auf einen Wink ihrer Mutter ins Nebenzimmer getreten waren. „Nein! Freundlichen Dank! Kaffee habe ich schon getrunken, liebe Stadträtin,“ unterbrach sie ihre Rede. „Ich wollte nur hören, ob ich mich hier vielleicht nützlich machen könnte.“ Und innehaltend richtete sie abermals ihre freundlichen Augen auf die Ehegatten. Aber der Stadtrat zuckte nur die Achseln, und die Stadträtin seufzte tief auf, und ihre Augen standen plötzlich in Thränen.

Ja, die Sorge, der Kummer hatten Wohnung im Jahnschen Hause genommen, und Jahn und Frau verlangte es nur zu sehr nach Mitteilung, nach Aussprache.

Und da die Doktorin fühlte, wie die Dinge standen, legte sie ihre Hand auf des Stadtrats Schulter und sagte:

„Es wird noch alles gut werden, lieber Jahn! Seien Sie nicht mutlos. Wenn erst die Hochzeit vorüber ist, werden Sie auch das Gleichgewicht zurückgewinnen und — und —“

„Ach, liebe Doktorin, es ist ja nicht das allein!“ stieß nun die Rätin, endlich Worte gewinnend, heraus. „Wir sehen voll Sorge in die Zukunft wegen Eduards. Sie — sie — hat keinen guten Einfluß auf ihn. Ich fürchte, es ist doch nicht das rechte. — Und Jahn und er verstehen sich garnicht mehr. Mein Mann ist natürlich reizbar bei den Eigenschaften, die beide herauskehren, und die seiner Charakter-Veranlagung so sehr widerstreben. Und ob Eduard nicht jetzt schon unglücklich ist, ob er nicht schon bereut, ich weiß es nicht —“

Die Frau sprach das alles, als ob's gar nicht zweifelhaft sei, daß die Freundin, auch ohne vorhergegangene Eröffnungen, Einsicht in die Verhältnisse gewonnen habe, und der Stadtrat wehrte ihr auch nicht. Er wußte, es war gut bei der Doktorin aufgehoben, es blieb bei ihr ruhen, und wenn sie sprach, so leitete sie nur der Wunsch, die Dinge zum besseren zu lenken.

„Ja, es ist ein Teufelsweib!“ brach nun

auch er finster und zornverbissen heraus. „Ihr Geld liebt sie mehr, als irgend etwas in der Welt. Man könnte ihr, glaube ich, eher sagen, sie solle ihr Herz — freilich, sie hat keines, und das Beispiel ist schlecht gewählt, — aber sagen wir, ihr Herz hergeben, als daß sie sich von einigen Thalern trennte, es sei denn, sie dienten ihrem eigenen Wohlleben.

Und Eduard — meine Frau sprach recht — ist von ihr schon ganz beeinflußt. Der Junge hat einen Ton angenommen, für den er verdiente, geohrfeigt zu werden."

Alsbald nahm die Doktorin das Wort und trat in versöhnendem Sinn für Eduard ein. Weil eben Jahns wüßten, daß Ebba ihn beeinflusse, müßten sie ihn milder beurteilen. Der arme Junge sei in einer unglücklichen und schwierigen Lage; sie wisse, wie sehr er leide.

Sie berichtete nun, daß er bei ihr gewesen, ihr sein Inneres ausgeschüttet habe. Sie riet dem Stadtrat, nicht den Erzürnten und Abweisenden zu spielen, sondern frei mit dem Sohne zu sprechen und — und — auch einmal in offener Weise geschäftlich mit Ebba Rücksprache zu nehmen. Es scheine ihr doch, daß es seine Pflicht gegen die Familie sei, die einmal vorhandenen günstigen Chancen zu nutzen.

Was Ebba denke, sei gleich! Jahn wolle ja

keine Geschenke von ihr, aber wenigstens doch die gebotenen Vorteile möge er sich sichern. Und mit Eduard sei durch eine Unterredung zweifellos ein Ausgleich herbeizuführen, der doch so wünschenswert und auch so natürlich sei.

Der Stadtrat hörte die Freundin sprechen und unterschrieb im Grunde jedes ihrer Worte. Ja, sie hatte recht; so entsprach's der Vernunft und der Klugheit. Aber es war zu spät! Sie, die da saß mit ihrem guten, teilnehmenden Herzen, wußte ja nicht, welchen Charakter die Verstimmung bereits angenommen hatte, wie durch die jüngste Unterredung das letzte Band zwischen ihm und Ebba zerschnitten war. Nein, es unterlag keinem Zweifel, jetzt, im Augenblick, war jeder Versuch einer Versöhnung erfolglos, und sein Stolz bäumte sich noch immer dagegen auf, das trotzige Wort zurückzunehmen, das er seinem Sohne hingeschleudert.

Er gab deshalb auch in diesem Sinne Antwort, aber faßte seine Rede so, daß sie ihm selbst Beruhigung gewährte:

„Sie irren sich, verehrte Freundin, wenn Sie meinen, daß momentan auf die beiden einzuwirken sei. Auch verbieten die stattgehabten Vorgänge, daß von meiner Seite ein Schritt dazu gethan wird. Sie haben aber recht. Wenn wir nur erst wieder im alltäglichen Geleise sind, so

werden wir auch ruhiger denken. Vielleicht, hoffentlich mildert die Zeit die Gegensätze, und wenn ich auch weiß, daß ich pekuniär niemals eine Stütze an den beiden finden werde, so wird sich doch wohl ein leidlich gutes Verhältnis herstellen. Das ist ja auch schon ein Gewinn. Ich wollte nur, daß die Hochzeit erst vorüber wäre. Sie macht Unruhe, Sorge und Kosten, und — dabei ist's nicht einmal ein rechtes Freudenfest."

„So machen Sie's doch in aller Stille ab, lieber Stadtrat," schob die Doktorin, eindringlich sprechend, ein. „Weshalb wollen Sie ein großes Fest geben, wenn Sie selbst nicht einmal Geschmack daran finden?"

„Ja, nun ist einmal alles vorbereitet!" entgegnete der Stadtrat mit trübem, aber entschlossenem Ausdruck. Und ebenso ernst und bitter fuhr er fort: „Es ist dann der letzte Abschied von aller Thorheit, aus der doch einmal das Leben besteht!"

Die Doktorin wollte gern etwas erwidern, aber sie unterdrückte die Worte. Sie fürchtete, durch weitere Einwände über die Rechte der Freundschaft hinauszugehen.

Sechzehntes Kapitel.

Alle Nähmamsells in Föhrde waren in Bewegung, um die Kleider für das Jahnsche Hochzeitsfest fertig zu stellen. Alle Wagen, die in der Stadt vorhanden, waren im voraus bestellt, ja, einige Familien mußten sich sogar zusammenthun, weil nicht genügend Fuhrwerk aufzutreiben war. Die Kunstgärtner hatten vollauf zu schaffen für die Blumenbouketts, die als Geschenke dienen und das Haar oder die Brust der Frauen schmücken sollten. Die in Föhrde wegen ihrer unvergleichlichen Kunst, aber auch wegen ihrer Grobheit bekannte Kochfrau Lauerwald — in nichts ließ sie sich hineinsprechen, in garnichts! — schwang ihr Szepter, und mit Kartoffelschälen, Erbsenpalen, Hasenabziehen, Hühnerrupfen und Kuchenbacken waren am letzten und vorletzten Tage vor der Hochzeit viele Hände eifrig beschäftigt.

In der Villa ging's Trepp auf und ab und

aus und ein, die Hausthür klappte den ganzen Tag; die Handwerker legten die letzte Hand an die Ausschmückung der Räume, die Stadtlieferanten brachten, was noch bestellt war, und die Postboten lieferten die Sendungen von auswärts ab.

Mittags zwei Uhr sollte die Trauung stattfinden, um drei ein halb Uhr das Diner, um sieben Uhr der Ball beginnen, um zehn Uhr ein Souper an kleinen Tischen eingenommen, und um zwölf Uhr der Tanz fortgesetzt werden. Achtzig Personen waren geladen worden, und vor vier oder fünf Uhr morgens war an kein Nachhausekommen zu denken. Nur das junge Paar wollte sich gleich nach dem Souper in der Stille verabschieden, die Nacht im Hôtel zubringen und am nächsten Tage in der Frühe nach Hamburg abreisen.

Endlich war der bedeutungsvolle Tag erschienen; die Glocken läuteten vom Dom; Hunderte und aber Hunderte strömten hinein; die Wege vor dem Portal und im Inneren waren mit Blumen bestreut; Wagen fuhren vor und eilten wieder fort. Die Häuser ringsum und in den Nebenstraßen waren beflaggt; viele Schiffe im Hafen hatten den gleichen Schmuck angelegt, und die Jahnschen Kontore auf dem Stätteplatz waren geschlossen. — Christian Ohlsen hatte seinen langen, schwarzen Bratenrock mit den vielen

Knöpfen angezogen, Eisberg das ins Grau schimmernde, blonde Haar an die Stirnseiten gekämmt und seinen Frack angelegt, die Kontoristen waren geschniegelt und gebürstet, und die beiden schönsten Mädchen in Föhrde, — ja, vielleicht im Lande, — Dagmar und Minna Jahn, hatten sich mit weißen Kleidern und Rosen geschmückt.

Der einzige, der abgesagt hatte, obgleich ihn Jahn persönlich eingeladen, war Graf Caffaroni. In seiner überaus verbindlichen Weise hatte er sich bedankt und geäußert, er besuche keine Gesellschaften. Wenn ihm aber gestattet sei, durch Übersenden einiger bescheidenen Blumen der Braut eine kleine Aufmerksamkeit zu erweisen, würde er sehr glücklich sein. Die Blumen, die eintrafen, waren denn aber so schön, daß Ebba mit einem Teil derselben ihr Hochzeitskleid schmückte.

Wenn nur der Himmel ein freundlicheres Angesicht gezeigt hätte! Aber es schien fast, als wolle sich die Natur schon im voraus gegen diese Hochzeit auflehnen. Ein scharfer, oft umspringender, meist aus Nordwest wehender Wind fuhr um die Kirchenmauern, als ob er sie zertrümmern wolle, und einmal stürzte sogar eine Dachpfanne herab, die den Herrn Baron und die Frau Baronin von Bolten beim Aussteigen aus dem Wagen beinahe auf den Kopf getroffen hätte.

Mit solchem Ungestüm fegte der Sturm über den Domplatz, daß Felix Kartheuser und Karl Valentini ihre Freundinnen Emma von Thünen und Agnes von Rosen, die gleich ihnen in den Dom eilen wollten, beim Eingang an den Arm fassen mußten. Geradezu boshaft verfing sich der Wind in ihren Kleidern. Nur mühsam entstiegen die älteren weiblichen Teilnehmer an der Kirchenfeier ihren Wagen. Die rasende Gewalt des Windes faßte ihre Gewänder, zerrte an den Hauben und Hüten und eiste sie in ihren leichten Roben an. Die Domkirchenthür schlug wiederholt mit lautem Getöse auf und zu, und ein kalter Zug erfüllte den Raum. Aber trotz dieser entfesselten Naturkräfte wurden Eduard und Ebba getraut, die Orgelklänge übertönten die wilde Musik draußen, und nachdem die Feier vorüber, die Ringe gewechselt, das Vaterunser gesprochen, und der Gesang verstummt war, eilten die Lohndiener mit ihren weißen, baumwollenen Handschuhen an die Wagen, waren erst dem jungen Paar beim Einsteigen in den Wagen behilflich und gehorchten dann den drängenden Zurufen der Übrigen, die frierend und Erkältung fürchtend, im Eingang harrten. Als endlich die letzte, die fünfundzwanzigste Kutsche abgefahren, eilten auch sie davon, und mit ihnen verließen die letzten Neugierigen den sturmdurchwehten Kirchenplatz.

Vor dem Jahnschen Hause, wohin die Wagen den Weg genommen, wiederholten sich dieselben Ungelegenheiten. Der Sturm pfiff und raste vom Wasser herüber, als ob er die Aussteigenden umwerfen wolle, umsauste die Köpfe der sich unruhig geberdenden Tiere, schlug gegen die Mauern der Villa und heulte um den Dachstuhl. Ein wildes und noch immer mit Regen vermischtes Wetter!

Aber in der Villa war's um so erquicklicher! Ein anheimelnder, belebender Hauch schlug den Eintretenden entgegen. Die Gemächer strahlten in ihrem Schmuck, im Speisezimmer glänzten auf langen Tischen die Gläser, die silbernen Leuchter und Aufsätze, ein feiner Hauch von Eau de Cologne und Blumenduft durchdrang die Räume, und die warme, reizvolle Behaglichkeit und die Aussicht, bald trefflich zu dinieren, hob die stark gesunkene Stimmung der Gesellschaft.

Das war ein Gratulieren, Schwatzen, Bewundern und Komplimentieren! Ein großer Tisch brach fast unter den Geschenken, die von allen Seiten eingelaufen waren. Einer hatte den andern zu überbieten gesucht. In den Gesichtern des jungen Ehepaares zeigte sich die glückliche Stimmung, der Stadtrat war scheinbar in der allerbesten Laune, Frau Jahn entzückte durch den freundlichen Ausdruck in ihren milden Zügen, und

Dagmar und Minna sahen wahrhaft bezaubernd aus.

Aber nicht nur Eduard und Ebba drängten sich mit ihren Herzen zusammen. Noch vier andere Augen suchten sich mit brennender Sehnsucht, und vier Hände verlangten danach, sich ineinander zu legen.

Erst spät, aber endlich — endlich — gelang's!

Eben hatte sich der Schwarm der Bewunderer vom Hochzeitstisch fortgezogen, um den im Nebenzimmer besonders aufgestellten, vergoldeten Blumenkorb des Grafen Caffaroni in Augenschein zu nehmen, da trat Doktor Adler rasch auf die zurückgebliebene Dagmar zu, faßte ihren Kopf mit beiden Händen und drückte einen langen, zärtlichen Kuß auf ihre reine Stirn.

„Mein Liebling, mein Kind —," flüsterte er weich und innig, „bist Du mir gut?"

„Unendlich — unendlich —" klang's aus ihrem Munde, und während sie ihre tiefen, Liebe suchenden und Liebe gewährenden Augen mit mädchenhafter Bangigkeit zu ihm aufschlug, durchflogen bei seiner nochmaligen, schnellen Umarmung süße Schauer der Glückseligkeit ihren Körper.

Rasch fand auch Adler noch ein Wort, zu dem er bisher niemals gelangt war. „Sowie

Du im Dom vom Prediger eingesegnet bist, meine kleine Dagmar, rede ich mit Deinen Eltern. So lange müssen wir unser Geheimnis noch bewahren. Aber die Zeit vergeht rasch, und die Hoffnung auf eine schöne Zukunft wird uns die Tage der Trennung erleichtern. Ist's recht so, mein liebes, süßes Kind?"

Ja, es war recht!

Sie nickte ihm zu und sah ihn zärtlich an. Wie Du es willst, wie Du es sagst, so soll es sein, stand in ihren Blicken geschrieben. Wenn Du es wünschest, gehe ich draußen mit Dir in den Sturm, wie ich mit Dir wandeln will durch Sonnenschein. Du bist mein Alles auf der Welt. Ich habe nur noch Gedanken für Dich, Du bist ein Mann, ein rechter Mann, ein stolzer, kräftiger Baum, und ich schlinge mich an Deinen Stamm und bitte, daß Du mich dort wachsen und gedeihen läßt.

Zwischen diesen beiden Menschen gab's noch nichts von dem Ekeln, das das Leben vergiftet. Da war keine ungelöste Frage, kein nüchternes Erwägen, kein Mißtrauen, kein Zweifel, kein Entzweien und klugbedachtes Versöhnen, kein Geld und Rechnen, nicht Äußerliches, das Laune und Leidenschaft gebiert. Da war jene reine Liebe, die schon durch einen sanften Kuß die Heiligkeit der Gesetze der Sitte zu überschreiten fürchtet,

die immer nur zu geben bedacht ist, die glaubt und hofft, sich versteht ohne viele Worte, zarteste Rücksicht übt aus innerem Muß, und in dem anderen ein Abbild jener Vollkommenheit erblickt, die zu erreichen die Menschheit erstrebt. —

Plötzlich ertönte ein Trompetentusch aus der Gegend des Speisesaals; der Stadtrat erschien und bat die Herren, denen vorher Karten mit den Namen ihrer Damen überreicht worden waren, sich zum Tischgang zu ordnen. Unter den rauschenden Klängen der Musik nahm die Gesellschaft Platz, die Diener eilten auf und ab, die Suppe wurde aufgetragen, und alles gab sich dem fröhlichsten Genießen hin.

Draußen aber lauerte ein furchtbarer Geist, der Riesenkobold des Sturmes mit großen, wilden Augen und aufgeblasenen Backen! In seinen Lungen hockten die Stoßwinde, die es nicht erwarten konnten, hervor zu brechen. Noch drückte der Riese die Fäuste auf die Eisenbrust und suchte ihnen zu wehren, aber nun eben drängte sich der Ost vor und stieß den brausenden West gewaltsam zurück, daß diesem für Sekunden der Atem verging, und eine völlige Windstille in der Natur eintrat. Und als der West sich schnaubend und seine furchtbaren Glieder rührend, dennoch auftrotzte, packte ihn der Ost mit eisernen Klammern ins Genick, preßte ihn in die tiefste

Brusthöhle des Kobolds hinab, brach dann selbst mit heulendem Sausen und rasender Gewalt, alles vor sich niederwerfend, aus des Riesen Rachen hervor und stob dahin über Meer und Land.

Nun so sei's! Tobe Dich aus! schrie der Geist, selbst über seine Kraft frohlockend. Und da war denn auch kein Halten mehr!

Die von West hinausgedrängten Wasser des Stromes fing der Oststurm in seinen Armen auf und schleuderte sie gen West zurück. Aus der großen See holte er riesige, endlose Wasserberge und wälzte sie vorwärts. In die entstehenden, hohlen Schlünde goß er neue Fluten, machte ihre Leiber schwellen und stemmte sich hinterrücks mit stürmender Ruhelosigkeit gegen ihre rundgewölbten Rücken.

Vorwärts! Vorwärts! Immer vorwärts! Einmal ins Rollen gekommen, stürzten die Ströme unaufhaltsam einander nach, überfluteten die Ufer und legten Häuser und ganze Dorfschaften unter Wasser.

Und näher und immer näher kam auch der Stadt Föhrde die schreckliche Gewalt der Wasser. Höher und höher stieg das Naß auf den Wiesen der Fischerstadt, und gegen den Spätabend, wo der Sturm zeitweilig sogar einen orkanartigen Charakter annahm, ward fast im Nu die halbe Stadt von der Flut überschwemmt.

Während eben die fröhlich ausgelassene, vom Champagner erhitzte und angeregte Hochzeitsgesellschaft in den lichtfunkelnden Räumen nach dem Souper sich zum Tanz rüstete, und die Musik abermals ihre lustigen Klänge ertönen ließ, rasten plötzlich die Wogen über den Holzstätteplatz, hoben die Bretter, Balken und Bohlen empor, drangen in die Schuppen, deren Wände sie zertrümmerten, und schwemmten mit sich fort, was keinen Widerstand zu leisten vermochte. Auch das Kontorgebäude ward mitgerissen, und was darin enthalten war, versank in dem Naß.

Und dann drangen wilde Schreie von unten aus dem Souterrain herauf, und der Gesellschaft oben bemächtigte sich eine entsetzliche Panik, die zunahm, als nun Ohlsen in den Tanzsaal stürmte und das Schreckliche, das sich vollzogen, verkündete.

Ein ungeheurer Wirrwarr entstand. Unter Rufen, Jammern und Schreien eilten die Gäste wie auf einem sinkenden Schiffe umher. Alles nahm den Weg zunächst nach dem Flur.

Da die Musik schwieg, hörte jeder die Stimme des Sturmes draußen, die Männer faßten ihre Frauen an der Hand und eilten an die Garderobe. Aber schon war's zu spät, die Villa zu verlassen, das Wasser stand bereits bis an die Treppenstufen.

Was thun? Bleiben? Versuchen, die Flut zu durchschreiten? Aller Gedanken richteten sich auf das eigene Haus, auf die Kinder. Wenn's dort ebenso war?! Eine unbeschreibliche Ratlosigkeit und Angst, ja, völlige Fassungslosigkeit bemächtigte sich der meisten, fast aller.

Die Glücklichen, Ebba und Eduard, waren schon lange fort; sie waren in Sicherheit. —

Aber zwei Männer im Hause bewahrten doch ihre Besonnenheit und Ruhe, Doktor Adler und Christian Ohlsen. Von gleichen Gedanken erfüllt, brachten sie zunächst die beiden Kinder in die oberen Gemächer, wobei Adler Dagmar stützte, die sich zitternd an ihn schmiegte; — dann beruhigten sie die Gäste und geleiteten die Ängstlicheren ebenfalls hinauf.

Freilich, das alles geschah unter großer Unruhe. Namentlich der Stadtrat, der anfänglich, als ihm klar geworden, was auf dem Stätteplatz geschehen, wie vernichtet zusammengebrochen war, wurde umringt und bestürmt, Anstalten zu treffen, daß Boote ausgerüstet würden. Aber wo waren die jetzt zu bekommen? Wer sollte sich danach umsehen, wer wollte sich überhaupt in die Dunkelheit und in den Sturm hinauswagen?

Endlich gegen Morgen, nach langen, schweren Stunden der Angst und Qual trat Ohlsen ins Zimmer und meldete:

„Der Wind ist nach Westen umgeschlagen, Herr Stadtrat! Die Gefahr ist vorüber!

Und so war's in der That!

Grauenhaft freilich waren die Verwüstungen, die sich, als es hell geworden, dem Auge boten, und als Stadtrat Jahn, der Festgeber, hinausschaute, sah er von seinem Eigentum so viel wie nichts mehr. Alles, bis auf ein kleines, aus Backsteinen aufgeführtes Gebäude, hatten die Wogen zerstreut. Draußen schwammen, vom Westwind hinausgetrieben in die See: Bretter, Balken, Bohlen, Pulte, Geschäftsbücher, Papiere — und das war denn das Ende der Hochzeit Eduard Jahns und Ebba Gyldensterns. — —

Siebzehntes Kapitel.

Zahlreicher Wochen bedurfte es, um die durch die Sturmflut hervorgerufenen Schäden an den Häusern, Höfen und Gärten zu beseitigen. Sämtliche nach der Stromseite belegenen Gebäude waren mehr oder minder demoliert worden, und in den dem Hafen zunächst liegenden Straßen hatte das Wasser einen kaum zu berechnenden Schaden angerichtet.

Unter der Wirkung dieses unerwarteten und furchtbaren Ereignisses befanden sich die Einwohner von Föhrde noch wochenlang in einer äußerst bedrückten Stimmung. Sehr viele mußten ihre Sparpfennige angreifen, Angst und Schrecken in jener Nacht hatten mehrere Personen aufs Krankenbett geworfen, und die kleinen Leute befanden sich, da sie um ihr Alles gekommen, entweder vor dem Nichts oder waren vorläufig in ihrem Erwerb völlig behindert. Doktor Kar=

theuser, Adler und der Bürgermeister thaten sich sogleich zusammen und ergriffen geeignete Maßregeln, um der Not zu steuern. Aufrufe wurden erlassen, und Sammlungen angestellt, um die nächsten, dringenden Bedürfnisse zu decken, und Felix' Mutter erwirkte von der Regierung die Erlaubnis zu einem mit einer Lotterie verbundenen Bazar, bei dem sie bald eine sehr erfolgreiche Thätigkeit entwickelte.

Freilich — einer Familie, die Kartheusers und Dr. Adler vor allem gern aufgerichtet hätten, war nicht zu helfen. Jahn schien ruiniert; er selbst hatte im vertrauten Freundeskreise geäußert, daß er diesen Schlag nicht überwinden könne. Er entwickelte zwar eine staunenswerte Energie, setzte sich mit seinen Lieferanten und mit seiner Kundschaft in Verbindung, richtete den Stätteplatz und die Schuppen wieder her, ließ rasch das Kontor von neuem aufführen, suchte sich Aufschub für seine Verpflichtungen zu verschaffen, und traf Anstalten, von dem fortgeschwemmten Material noch zu retten, was zu retten war.

Aber gerade ihn hatte das Unglück am schwersten getroffen! Auch die Villa hatte stark gelitten. Die Fußböden im Souterrain waren aufgerissen, von den Wänden hatte sich der Mörtel gelöst, die Nässe war anfänglich gar

nicht zu beseitigen, und der Garten mit den herrlichen Blumen glich einer Sandwüste.

Fritz Stadtkassierers Schadenfreude über seines Bruders Verlust und Not würde noch größer gewesen sein, wenn nicht auch Toni Nest von der Sturmflut stark heimgesucht worden wäre. Die in den Anbau ihres Hauses eingedrungene Nässe konnte auch hier nur allmählich entfernt werden; und fast kein Möbel in der ganzen Wohnung war unverschont geblieben. Garten und Wiesen bildeten noch lange Zeit einen See, und erst nach und nach zog sich das Wasser, durch den anhaltenden Westwind gedrängt, zurück oder trocknete ein.

Als endlich alle Spuren der Flut verwischt waren, der beginnende Winter statt des Frostes oft fast warme Tage brachte, und sanfter, goldener Sonnenschein Strom und Landschaft durchleuchtete, da erschien's fast wie eine Sage, daß Sturm und Wasser so verheerend gewirtschaftet hatten. Und die Welt stand auch nicht still; nach und nach traten, wie immer, die Eindrücke des Geschehenen in den Hintergrund, die Menschen wandten sich wieder anderen Dingen zu und sahen sich neben ihrer Arbeit nach Abwechslung um. Nur mit Jahn beschäftigten sich die Einwohner Föhrdes fortgesetzt sehr eingehend. Es sei noch ungewiß, hieß es, ob er den Schlag

überwinden könne; bald ward Ebba als Helferin genannt, bald ward's entschieden bestritten; auch des Grafen Caffaroni Name tauchte auf, obgleich Jahn nur mit Eisberg über das ihm von jenem gewährte Darlehn gesprochen hatte.

Jedenfalls fand es der Durchschnitt seiner Bekannten — da sich jetzt unzweifelhaft herausgestellt hatte, daß Jahn in größter Bedrängnis sei, — richtig, nun nach und nach den Rückzug von ihm anzutreten.

Erstens war bei ihm jetzt ja doch nichts mehr zu holen, und andererseits konnte man sogar vielleicht noch in Anspruch genommen werden! Und Sittenrichter zu sein, hatte jeder auf der Universität des Lebens gelernt. Der Mann hatte es ja nicht anders verdient, ja, selbst seine für die Armen stets offene Hand zeigte doch nur seinen Leichtsinn, nicht sein hülfsbereites Herz. Und Fehler hatten die Herren Sittenrichter wohl auch, aber die waren doch eben ganz anderer Art. Alle Untugenden konnte jemand besitzen; aber kein Geld haben oder mit Geld nicht so vorsichtig umzugehen wissen, wie Herr Peter und Paul, das war ein unsühnbares Verbrechen. Das hieß sich der bisher unbekannten Sünde gegen den heiligen Geist schuldig machen! Geschäftsverluste hatten ihn auch betroffen? Ja, weshalb paßte der Mann nicht auf! Die Firma

hatte durch Konkurrenz gelitten? Wohl, dann mußte doch Dagmar nicht mit einem neuen Hut umherlaufen! Fleißig, rührig, thätig war der Mann, zum Stadtrat hatte man ihn gewählt wegen seiner Intelligenz und seines unermüdlichen Interesses für den Ort; Unehrenhaftes konnte man ihm nicht nachsagen, zuverlässig und prompt war er bisher in allen geschäftlichen Dingen gewesen, und gegen Naturgewalten konnte sich niemand schützen; ja, ja, aber er war eitel, hochfahrend und — brauchte mehr als andere.

Er war eben nicht ganz genau so, wie der fehlerlose Peter und Paul es sich bei der Pfeife ausgedacht hatten, daß er sein sollte. Und weil er das nicht war, so verdiente er auch sein Schicksal. —

Das nächste, hochinteressante und wiederum die Familie Jahn in den Vordergrund des Gesprächs stellende Ereignis war die Verlobung Fritz Stadtkassierers mit Toni Nest!

Diese Nachricht erregte alle Welt aufs Äußerste, und man brachte mit Recht den Schritt, der so rasch dem Unglück des Stadtrats gefolgt war, mit dem Zerwürfnis zwischen den Brüdern in Verbindung. Fritz wollte sich selbst den Weg abschneiden, Eduard zu helfen. Nun hatte er für Toni Nest zu sorgen! Auch fand sich bald eine Anzeige im Wochenblatt, in der Fritz seine

Wohnung zum Vermieten, im Fall auch das Haus zum Verkauf ausbot. Er zog also zu ihr, gab sein eigenes Gewese preis. Das ließ darauf schließen, wie sehr Toni ihn beeinflußte. Bald nachher hieß es sogar, Fritz wolle seine Stellung als Stadtkassierer niederlegen, er und seine Braut hätten Reisepläne, würden vielleicht sogar später Föhrde verlassen!

Diese Neuigkeiten beschäftigten auch die kleine Baronin von Bolten außerordentlich. Immerfort hörte Ahne nach dem schrecklichen Hochzeitsabend eine Stimme in ihrem Innern, die ihr zuflüsterte, nun sei es Pflicht für ihre Verwandten einzutreten. Was damals im Frühjahr der Stadtrat von ihr erbeten, müsse sie unaufgefordert ihm nun gewähren.

Aber wer trennt sich gern von seinem Gelde? Und jetzt, jetzt war ja auch alles anders! Sie hatte doch für ihren Konrad zu sorgen, der seinen Abschied nehmen wollte, ihn einreichen mußte, wenn er nicht seine Gesundheit schädigen wollte, und da brauchte sie selbst jeden Schilling! Boltens Vermögen war so gering, daß man es in der Brusttasche bei sich tragen konnte. Ein paar tausend Thaler in Papieren, das war das Ganze! Aber trotz dieser schwerwiegenden und so sehr stichhaltigen Gründe ließ sich die Stimme mit ihrem flüsternden Ton immer wieder vernehmen!

So bedrückt, so tief bedrückt sah die Stadträtin aus, so blaß war das Gesicht Dagmars, so ganz anders ging Minna umher. — Aber waren denn nicht Ebba und Eduard da? Der Sohn hatte doch die ersten und nächsten Pflichten, für seinen Vater einzutreten, und Ebba war reich, besaß wohl eine Million! Was konnte es ihr ausmachen, wenn sie eine größere Summe ins Geschäft gab!

Am besten wäre es vielleicht, Jahn löste die Firma auf, setzte sich zur Ruhe, und Eduard gäbe ihm ein Jahresgehalt zu den Einnahmen, die er als Stadtrat bezog. Möglicherweise fand sich auch sonst noch ein Posten für ihn. Wenn Fritz abging, konnte Jahn vielleicht — Stadtkassierer werden.

Eduard Jahn, der große Eduard Jahn — Stadtkassierer?

Nein, nein, das war doch wohl nichts. Auch hatte Ahne lieber einen Verwandten in Föhrde, der einen Rang und eine gewisse Stellung einnahm. — —

Wie doch die Gedanken in dunkler Nacht hin- und hergehen gegen des Menschen Willen. Und doch fand Ahne nicht das Rechte! Aber sie konnte an Ebba schreiben und ihr Jahns Lage schildern.

Freilich, sie wußte, Ebba hatte wiederholt

ausgesprochen, ein Pensionsfond für ihren Schwiegervater wolle sie nicht werden. Aber jetzt lagen doch Dinge vor, die ganz besonderer Natur waren, bei denen es als Pflicht erschien, zu helfen. Allerdings, wenn dem so war, dann mußte doch auch sie, Ahne, in die Tasche greifen. Ebba würde am Ende fragen: „Was thust Du? Wie viel gebt Ihr her?“ Da war's denn doch wohl besser, die Dinge ihren Lauf gehen zu lassen. — Vielleicht fand Jahn auch sonst Hülfe. Er war ja rührig und geschickt und wußte immer ein Loch zum Durchschlüpfen zu finden. Besser, erst einmal abwarten, nichts überstürzen. — Dagmar konnte bald aus dem Hause gehen und sich ihr Brot selbst verdienen! Dann war schon ein Mund weniger. Ja, ja! —

Nach diesen Erwägungen legte sich Ahne auf die andere Seite. Weshalb sollte sie sich eigentlich den Kopf zerbrechen? Thorheit! Bald schlief sie auch ein, und zwar ebenso ruhig und fest wie neben ihr der Baron Konrad von Bolten —

Achtzehntes Kapitel.

„Wetter! Welch' ein Haufen Bücher! Alle zum Einbinden?" fragte Felix Kartheuser, als er mittags nach der Schule zu Uz in die Werkstatt trat.

Uz war eben beschäftigt, die während der Vormittags-Marktstunden vor dem Hause ausgelegten antiquarischen Werke wieder an ihren Platz zu stellen. Jeden Mittwoch und Sonnabend schichtete er seinen Vorrat dort auf, und es kam, wenn auch eben nicht häufig, vor, daß er mit Lehrern vom Lande, mit Schülern oder Fremden einen Handel abschloß.

Als Uz die Stimme hinter sich hörte, wandte er sich um und sagte, ohne die ihm lose und schwankend im Munde hängende lange Pfeife aus dem Munde zu nehmen:

„Hebt Ji denn morg'n Afdansball in't Schuspeelhus?"

„Ja, von fünf bis neun; nachher kommen die Großen!“

„So? Da mug ik wull tokiken! Kannst Du mi en paar Billets besorgen?“ fuhr Uz fort und mühte sich, noch einige schmale Hefte zwischen die bereits sehr eng gestellte Reihe von Büchern einzuräumen. Dann aber unterbrach er seine Thätigkeit, nahm endlich die Pfeife aus dem Munde und holte tief und gleichsam zu neuen Thaten Atem. Die Pfeife schmeckte jetzt plötzlich bitter und mundete ihm nicht mehr.

„Ach, lang mi mak de Kopp ut de lütte Piep bit Finster her!“ rief er Felix infolge dessen zu.

Nachdem der Junge seinem Wunsche nachgekommen, bückte sich Uz zu einem Schnippel Papier hinab und ballte ihn zu einem kleinen Kügelchen.

„De kunn, kannst mi glöwen, nich smekken, Felix. De wär slecht stoppt. — Paß up, wo man dat maken deiht. Ers en lütte Papierkugel, denn gans licht stoppen, un je wider man kummt, üm so faster. Nu steck mal en Fidibus an. Up de Disch steiht de Liemputt öwer Für!“

Auch dieser Aufforderung entsprach Felix mit einem gewissen Behagen. Als aber Uz eben über die Reize des Pfeifenrauchens sich weiter auslassen wollte, erschien unerwartet von nebenan Betty

Truelsen, noch zupfend an einem Umschlagtuch, das sie bei eiligem Fortlaufen über die Schultern gehängt hatte.

„Tag, Uz! — Tag, guter Felix! Ich komme wegen der Einbände, Uz. Ich kann nun nicht länger warten. Wie weit sind Sie?“ Und: „Wie? Noch nicht fertig?“ fuhr sie unmutig und enttäuscht, mit der Zunge Dük—Dük— machend, fort. „Können Sie mir denn nicht wenigstens morgen einen Band vom Ritter vom Geist abliefern?“

„Ritter vom Geist?“ erwiderte Uz, der die eben angezündete Pfeife beiseite gestellt hatte, in völliger Unkenntnis und wühlte in dem großen Haufen, der bereits Felix' Aufmerksamkeit erregt, hin und her.

„Mein Gott, Uz — das sind ja meine Bücher! Ich sehe, sie sind ja noch nicht einmal angefangen! Ach — ach — ach! — Und der Graf hat schon mehrmals nach den Rittern geschickt, und ich hab' ihn immer wieder vertröstet und die beiden ersten Bände nun bestimmt für morgen früh versprochen. Das ist doch sehr unrecht von Ihnen, Uz!“

„Geben Sie dem Grafen doch erst ein geheftetes Exemplar, Betty“ — fiel nun Felix ein. Er hatte sich an den Arbeitstisch gestellt und rührte mit einer Holzleiste im kochenden Leim herum.

„Ja — ja — das ist ein guter Einfall. Das ginge. Was meinen Sie, Uz?"

Uz nickte phlegmatisch. Er ließ sich nie durch irgend etwas aufregen, am wenigsten durch Vorwürfe über seine Nachlässigkeit.

Nun trat Betty, durch seine Bereitwilligkeit beruhigt, Felix näher und sagte:

„Na, was machst Du denn da, Felix?"

„Uz kocht hier Schneckenbrei, und der muß gerührt werden!" erklärte der Junge mit ernsthaftester Miene.

„Schneckenbrei?" fragte Betty höchst überrascht.

„Ja, er sammelt Schnecken, die großen schwarzen, kocht sie und füttert seine Hühner damit. Dann legen sie jeden Tag zehn bis zwölf Eier. Es braucht dann gar kein Hahn dabei zu sein."

Mit Staunen hörte Uz die Geschichte, die ihm da untergeschoben ward, an, aber weil Felix ihm rasch mit den Augen zuwinkte, verstand er bald, und da er Humor hatte, schmunzelte er nur und sagte nichts.

„Ist's wahr, wirklich wahr, Uz?" fragte Betty halb ungläubig, halb hoffend, da sie selbst einen Hühnerhof hatte.

„Wahr?" nahm Felix wieder das Wort. „Hat ihre schwarze Henne nicht gestern elf Eier gelegt, schon nach wenigen Stunden, Herr Uz?"

Betty forschte in Uz' Angesicht. Blieb er

so ernsthaft wie bisher, dann hatte es am Ende wirklich seine Richtigkeit mit dem Schneckenbrei.

„Aber es riecht ja ganz wie Leim,“ fuhr Betty, die aus Uz' Mienen nicht klug werden konnte, fort und näherte sich dem Topfe.

Zum Glück steckte in diesem Augenblicke die alte, taube Frau Uz den Kopf zur Thür herein und rief, nicht wissend, daß Besuch da war:

„Eten, Uz! De Supp steiht up de Disch!“

Dadurch ward der Buchbinder einer Antwort überhoben, und Felix lenkte, als er unmittelbar darauf mit Betty über die Straße schritt, das Gespräch auf etwas anderes.

„Ich geh' heut nachmittag zum Grafen hinüber, Betty. Soll ich ihm von Ihnen sagen, daß er morgen die Ritter vom Geist erhalten wird?“

„Ja, ja, sei so gut, Felix!“ Und „Tag, Herr Paulsen!“ unterbrach sie sich und erwiderte des vor dem offenen Laden stehenden Zigarrenhändlers Gruß.

Paulsen schien heute besonders guter Laune zu sein, denn er nickte ganz wie in der alten Zeit des guten Einvernehmens auch Felix zu, ja, machte eine Bewegung, durch die er ausdrückte, daß er sich ihm nähern solle.

Das veranlaßte den Jungen, nachdem er auf seine Frage nach Sophiens Befinden von Betty

noch die gewohnte klagende Antwort empfangen, von ihr Abschied zu nehmen und zu Paulsen in den Laden zu treten.

„Sie wollten mich sprechen, Herr Paulsen?“

„Ja, Felix! — Sag' doch um alles in der Welt, wo steckst Du denn eigentlich? Ich wollte, daß Du mir helfen solltest, Zigarren zu sortieren und in Kisten zu packen, aber Du läßt Dich ja gar nicht mehr sehen.

Und Deine Mama, was macht die? Du! Die Rede, die Dein Papa neulich im Bürgerverein hielt, war sehr, sehr brillant! Allgemein anerkennende Stimmen darüber! — Na, und morgen ist Abtanzball?“ — Paulsen hatte sich auf den Ladentisch gesetzt und schlenkerte mit den Beinen. „Und nachher die Großen?“

Bei den letzten Worten Paulsens erschien Fritjhoff, der Felix bereits gesucht hatte, in der offenen Thür und sprang ihm, wie nach langer Trennung mit einem gewaltigen Freudensatz an die Brust.

„Kusch Dich, Fritjhoff! — Willst Du! — So — so — schön, — schön, Fritjhoff!“

Aber ehe noch Paulsen die üblichen Reden über den „verdammten Köter,“ den er nicht leiden konnte, herausgestoßen, wandte Fritjhoff den Kopf schon wieder der Straße zu, sprang wie rasend hinaus und bellte aufs furchtbarste.

Cäsar vom Kammerjunker von Tormälen, ein mittelgroßer, brauner, bissiger Köter mit Glotzaugen, mit dem Fritjhoff schon lange in Fehde lag, hatte ahnungslos am Ladeneingang herumgeschnüffelt und war eben von Fritjhoff entdeckt worden.

Es erhob sich denn nun auch sogleich ein von fürchterlichem Gebell begleiteter Kampf, an dem zunächst Rahns Bello, ein schwarzer Teckel, der stets erhobenen Schwanzes, mit gesträubtem Rückenhaar und im sogenannten Kameelgang einhertrottete, Teil nahm. Aber auch noch andere zu Thaten aufgelegte Hunde aus der Nachbarschaft fanden sich ein, die einen Höllenlärm anstimmten und teils für, teils gegen Fritjhoff Partei nahmen.

Erst nach geraumer Zeit und mit großer Mühe gelang es Felix, Fritjhoff am Halsband zu fassen, ihn aus dem Kampfgewühl fortzuzerren und dadurch auch die übrigen zum Rückzug zu veranlassen. Freilich standen die Streitenden noch längere Zeit, dumpf knurrend oder in Absätzen bellend, vor ihren Hausthüren und brachten die Nachbarschaft durch ihre lauten Zornausbrüche in Verzweiflung.

Als Felix, nachdem er versprochen, Paulsen Billete zum Zuschauen beim Tanzschulball verschaffen zu wollen, den Laden verlassen hatte,

lief er sogleich in die Küche und fragte die Mädchen, ob sein Ballanzug und seine Lackschuhe gekommen seien. Er konnte das Eintreffen des Staatsgewandes nicht erwarten, und überhaupt beschäftigte alles, was mit diesem Balle zusammenhing, seine Gedanken ausnehmend.

Aber auch für die übrigen Knaben und Mädchen war's ein ganz außerordentliches Ereignis. Die schöne Zeit der Proben hatte nun ein Ende, und es fand sich nicht leicht wieder eine Gelegenheit zu einer so engen Berührung zwischen ihnen.

Da gab's kein kleines Mädchen, das nicht im stillen für einen der Knaben schwärmte, und keinen Knaben, der nicht den sehnsuchtsvollen Wunsch hegte, sie, eben sie, möge ihm morgen beim Kotillon den ersten — den entscheidenden Orden bringen!

Für diesen Abtanzball wurden überall in den Familien eifrigst Vorbereitungen getroffen. Sämtliche Eltern wollten erscheinen und sich davon überzeugen, wie weit es ihr Theodor, ihre Mine, ihre Anna gebracht hätten.

Felix war gleich nach den Anfangsstunden vom Tanzlehrer Strambo als erster in die vorderste Reihe gestellt worden, und unter den Mädchen hatte Emma von Thünen dieselbe Auszeichnung erhalten. Emma schien auch wirklich

mit einem besonderen Talent fürs Tanzen auf die Welt gekommen zu sein. Wie eine Feder lag sie den Knaben im Arm, und wenn sie aus dem Takt kamen, brachte Emma sie durch einen leichten Druck rasch wieder hinein.

Herrlich sah es aus, wenn sie Walzer tanzte, und bei der Franzaise konnte man das Auge nicht von ihr wenden. Die Bevorzugung, die Felix für sie an den Tag legte, bewirkte denn auch bei Minna Jahn und Agnes von Rosen eine fortdauernde Eifersucht, die sich bei ersterer durch äußerst trotziges, und bei Agnes durch ein stilles, einsilbiges Wesen kundgab. Der Junge folgte ganz seinem lebhaften Temperament, indem er Emma bei jeder denkbaren Gelegenheit aufforderte. Aber erst kürzlich noch hatte dies zur Folge gehabt, daß Minna, fast erstickend vor Wut, hinter den Bühnenvorhang gelaufen war, um sich dort auszuweinen. Der Vorhang bildete die Rückwand des durch aufgelegte Bretter hergestellten, durch Fortnahme der Eckbrüstungen und durch Einschieben von Treppen mit den Logen in Verbindung gebrachten Tanzsaales.

Emma von Thünen nahm übrigens mit souveräner Rücksichtslosigkeit die Huldigungen entgegen, die ihr in Folge ihres „kiebigen“ Tanzens von allen, und namentlich von seiten Felix’ dargebracht wurden.

Sie hatte sich in ihrer Haltung gegen den Knaben seit Beginn der Tanzstunden völlig geändert. So bald sie merkte, daß er sich für sie zu interessieren begann, schürte sie die aufsteigende Flamme, zeichnete ihn in jeder Weise aus, lachte versteckt mit ihm und spielte überhaupt alle Trümpfe aus, die sie in Händen hatte. Agnes von Rosen stand dann mit traurigen Augen da und schaute zu, wie die beiden dahinflogen, Minna dagegen streifte mit zornig funkelnden Blicken ihre Rivalin, und so schlecht war oft ihre Laune, daß die Knaben, die sie zum Tanz engagiert hatten, kaum wagten, sie anzureden. „Diese Minna Jahn ist ein ekliges, patziges Gör!“ erklärten die Jungen. Freilich, sobald Minna sie einmal wieder anlachte, fielen sie trotzdem in den Bann ihrer trotzigen Schönheit zurück.

Und doch litt Karl Valentini noch größere Qualen als Minna. Die Neigung zu ihr saß wie eine Krankheit in dem Knaben und wuchs durch grenzenlose Eifersucht, die er auch während der Tanzstunden empfand. Er wußte und fühlte, nur aus Ärger über Felix hatte Minna ihn in der letzten Zeit wiederholt ausgezeichnet. Sie lachte mit ihm laut und übermütig, aber lediglich ihr Groll war's, ihre gereizte Stimmung, die dadurch zum Ausdruck gelangten. Und das

Unglück, das ihren Vater betroffen, und über das die ganze Stadt sprach, schien sie nicht im geringsten sanfter oder gar demütiger gemacht zu haben. Sie war und blieb Minna Jahn und stand mit ihrem steifen Nacken und ihrer stolzen Miene über den Menschen und Dingen!

Aber das eben gefiel Karl Valentini, gerade dadurch fühlte er sich mit ihr verwandt. Je stärker er durch die Verhältnisse bedrückt ward, um so mehr wuchs auch sein Stolz.

Über alles, was sein Kamerad Felix that, empfand er einen grollenden Ärger; es gab Augenblicke, wo er ihn tötlich haßte, und sogar das, was ihm selbst zum Vorteil gereichen konnte, zog er in den Bereich seines Tadels! Da besaß dieser Felix ein Juwel wie Minna und lief der herzlosen Emma von Thünen nach! Alles erlaubte sich dieser Übermütige und zog doch nie den kürzeren.

Anders war's mit Agnes von Rosen. In ihrer anspruchslosen Bescheidenheit nahm sie jede kleinste Aufmerksamkeit, die Felix Kartheuser ihr erwies, dankbar entgegen. Immer erschien sie sanft und freundlich. Das Kind besaß die Seele eines Engels und hatte in ihrem Naturell viel Ähnlichkeit mit Dagmar Jahn.

Übrigens hatte sich, den Vorgängen entsprechend, auch in Felix ein starker Unmut fest-

gesetzt. Wenn Minna, so urteilte er, bei jeder Gelegenheit an ihm zweifelte und ihm Szenen machte, so war doch sie, und nicht er, an der daraus entstehenden Verstimmung schuld. Er durfte die anderen kleinen Mädchen nicht einmal angucken und sollte insbesondere Emma von Thünen gänzlich meiden, während doch der Platz, der ihnen von dem Tanzlehrer, Herrn Strambo, angewiesen war, eine fortwährende Annäherung zwischen ihnen bedingte. Auch tanzte Minna sehr ungleich. Wenn sie schlechter Laune war, hängte sie sich wie ein Mehlsack an seinen Arm.

„Gott, Minna tanz doch ordentlich! Es ist ja, als ob Du Blei in den Taschen hättest."

Und „Nein, nein! ich will nicht, ich will nicht!" stieß sie dagegen heraus. „Du brauchst mich ja nicht zu nehmen! Geh doch zu Deiner alten, püsterigen Emma mit den großen Elephantenfüßen. (Emma hatte sehr schmale, aber allerdings etwas lange Füße). Ja, ja! Geh' nur! Du bist mir so, so verhaßt, daß ich Deinen Namen nicht mehr aussprechen mag!"

Der Knabe hätte ebenso heftig antworten mögen. Diese übertriebenen Zornausbrüche machten auch ihn trotzig. Aber wenn er dann fern von ihr war, hörte er eine Stimme in seinem Innern, die ihm zuflüsterte: „Jetzt, da es ihren Eltern so schlecht gehen soll, da sich die Menschen von ihnen

zurückziehen, da auch sie in diesem Kreise so mancherlei zu erdulden hat, solltest Du doppelt aufmerksam und nachsichtig gegen sie sein. Eben jetzt mußt du dich als ritterlicher Freund bewähren! Wenn du nicht zu ihr hältst, wer soll's denn thun? Und du willst durch deine Haltung gar Karl Valentini ein Recht auf sie geben? Nein, nimmermehr!"

Solche Gedanken hatten sich gerade in den letzten Tagen in dem Knaben festgesetzt und den Entschluß in ihm gekräftigt, Minna auf dem Abtanzball jede denkbare Genugthuung zu verschaffen. Er hatte sich das vorgenommen, obgleich er sich durchaus nicht schuldig fühlte! Er gönnte doch auch ihr neidlos, mit allen zu tanzen, die ihr gefielen. Und es war ein ungerechter Vorwurf, den sie ihm machte: Er hatte Emma nicht umworben, sondern nur sich der Freude des Tanzens mit ihr hingegeben. Aber er besaß bereits ein klares Gefühl dafür, daß er als der Stärkere auch der Besonnenere, und aus Liebe stets der Nachgebende sein müsse. So standen die Dinge, und so sah es in den Herzen der Kinder am Tage vor dem Abtanzball aus. — —

Nach Vollendung seiner Schularbeiten begab sich Felix zunächst zu Valentinis und brachte Karl ein Werk, das ihm sein Vater vor einiger Zeit geschenkt hatte: Das Buch der interessantesten

Spiele. Diese Gabe, mit den Worten: „Felix seinem lieben Karl“ versehen, schien diesen sehr zu rühren.

Von dort lief er zu Theodor in die Backstube. Theodor hatte sich die linke Hand verletzt, und Marie war ihm beim Auflegen eines Verbandes behülflich. Neuerdings hatten sich, wie Felix schien, die beiden außerordentlich angefreundet; es entging ihm auch nicht, daß sie ihn heute zu allen Teufeln wünschten. So bot er denn auch nur einen kurzen „Guten Tag,“ konnte es aber nicht unterlassen, bevor er die Backstube verließ, eine neckende Bemerkung zu machen: „In der Zeitung steht ja heute: ‚Als Verlobte empfehlen sich Theodor Hm Hm und Marie Hm Hm!‘ Wer mag das wohl sei — —“

Aber weiter kam er nicht. Von Theodors gesunder Hand geschleudert, flog ihm ein hartes Stück Mandeltorte an den Kopf.

Nun lief der Junge zum Grafen, um ihn zu besuchen und Bettys Bestellung auszurichten.

Der Graf war nicht anwesend, als Felix die ihm von dem alten Pierre geöffneten Räume betrat.

Nachdem er eine längere Weile vergeblich gewartet, trat er ins Arbeitszimmer und schaute sich hier suchend um.

Auf dem Schreibtisch lag ein vergilbtes, auf-

geschnürtes und mit grünseidenen Bändern versehenes Konvolut, das einem der unteren Fächer desselben entnommen war. Felix bemerkte in der hervorgezogenen Schublade, an welcher ein Schlüsselbund herabhing, noch andere Aktenstücke ähnlicher Art.

Unwillkürlich warf der Knabe einen Blick auf die Mappe und las, langsam buchstabierend: ‚Comte de Rossambeau.‘ Dann sich aber bewußt werdend, daß seine Anwesenheit hier falsch gedeutet werden könne, trat er rasch zurück, begab sich wieder in das Nebengemach und wartete, Bilder und Möbel betrachtend, des Grafen Ankunft ab.

Endlich hörte er seines Gönners Stimme auf dem Flur. Sie klang heute ungewöhnlich laut, fast herrisch, und als sich nun die Thür öffnete, vernahm Felix die gedämpft gesprochenen Worte: „Sie wissen doch, Marie,“ so hieß das Dienstmädchen, „daß ausnahmslos niemand meine Gemächer betreten soll, wenn ich nicht anwesend bin.“

Des Knaben Verlegenheit ward dadurch erhöht, und mit etwas unsicherer Miene trat er dem alten Herrn entgegen.

„Ich bitte um Vergebung, wenn ich störe“ — stieß er heraus und verneigte sich ehrerbietig vor dem Grafen.

‚O non, non, non,‘ entgegnete dieser rasch und abwehrend, aber in dem Ton seiner Stimme klang doch noch der Unmut über die Nichtbefolgung seiner Befehle nach.

Und: „Setze Dich, mein lieber Junge. Gleich bin ich bei Dir!“ fuhr er dann, ganz wieder in die gewohnte, gütige Sprechweise zurückfallend, fort und wandte sich mit einer gewissen Eilfertigkeit in sein Arbeitszimmer. Aber als er hier alles fand, wie er es verlassen, berichtigte er seine Aufforderung, rief Felix zu sich herein und sagte, während er sich mühsam herabbückte und das erwähnte Aktenstück wieder in den Schreibtisch schob:

„Ich wollte eben hinüberschicken und fragen lassen, ob Du Zeit hättest, mir den Abend zu schenken. Ich möchte Dich zum Souper erwarten, acht Uhr. Paßt Dir das, mein kleiner Kerl?“

Felix nickte überglücklich. Aber da er in dieser Äußerung einen Hinweis zu erkennen glaubte, daß er sich vorläufig wieder entfernen solle, machte er eine dahingehende Bemerkung.

„Ja, sehr schön, mein Junge, das ist mir sehr recht. Dann komme also gegen acht Uhr. Jetzt erwarte ich auch noch Besuch —“

In diesem Augenblick erschien Pierre und meldete, daß Herr Stadtrat Jahn um die Ehre bitte.

Nun machte Felix ungesäumt den letzten Diener und eilte davon. In der Thür streifte er den Stadtrat, und dieser sagte, seine auffallend ernste Miene wechselnd, in der freundlichen Weise, die er meistens gegen kleine Leute und Kinder an den Tag legte:

„Ei, sieh! Felix Kartheuser! Was machst Du, mein Junge? Wie geht's zu Hause? Sag' Deinem Vater und Deiner Mutter, es habe mir so sehr leid gethan, daß sie mich gestern bei ihrem Besuch nicht angetroffen hätten. Adieu — Adieu — Ah, Herr Graf, entschuldigen Sie geneigtest, daß ich Sie erst jetzt begrüße."

Es war ein schwerer Gang, den Jahn an diesem Spätnachmittag zu dem Grafen unternahm. Es handelte sich um nicht mehr und nicht weniger als um die Erklärung, es sei nun der Zeitpunkt eingetroffen, von dem ihm Mitteilung zu machen, Caffaroni den Stadtrat auf Ehrenwort verpflichtet hatte. Bereits am Mittag war er da gewesen, hatte aber von Pierre den Bescheid erhalten, der Graf würde außerordentlich verbunden sein, wenn Herr Jahn am Spätnachmittag seinen Besuch wiederholen wolle. Er sei zufällig verhindert, ihn zu empfangen.

Nachdem die Herren Platz genommen, stockte das Gespräch anfänglich ein wenig.

Mit größter Teilnahme habe ihn der Unfall

erfüllt, der Jahn betroffen, äußerte der Graf, und es sei schon seine Absicht gewesen, sich persönlich nach den näheren Umständen zu erkundigen. „Aber," fuhr er zart betonend fort, „ich nahm davon Abstand, weil ich nicht den Eindruck hervorrufen wollte, mich leiteten etwa geschäftliche Motive."

„Und dennoch komme ich heute zu meinem Schmerz gerade in geschäftlichen Angelegenheiten!" hub Jahn, in tiefer Bewegung, an. „Ich muß Ihnen die Mitteilung machen, daß ich nicht imstande sein werde, mein Geschäft aufrecht zu erhalten. Einen Teil des mir anvertrauten Geldes habe ich bei mir; so Gott will, wird der Rest noch vor Ausgang des Jahres in ihre Hände zurück gelangen. Aber ich bekenne offen, nach dem Unglücksfall, der über mich gekommen, vermag ich nicht sicher dafür einzustehen, und das bedrückt mich ganz außerordentlich."

Nach diesem Bekenntnis, das allerdings der Graf nicht erwartet zu haben schien, erörterte Jahn des weiteren die Sachlage.

Unter den buschigen Augenbrauen des Alten drang ein forschender, fast strenger Blick hervor, als Jahn innehielt. Aber eben so rasch glätteten sich seine Mienen wieder, und zuletzt erhob er sich mit einem langgezogenen „hm—hm—," ging sinnend auf und ab, blieb endlich vor dem be-

drückten Stadtrat stehen und sagte, in der ihm eigenen, scharfen Weise das r sprechend:

„Warrum — warrum — nahmen Sie nicht lieber mein Geld ‚nach‘ der Katastrophe? Fühlten Sie sich damals schon schwach, so war's unweise gegen Sie und mich, es in Gefahr zu setzen. Wer hat nun gut davon? Sie sagen, Sie haben einen Teil bei sich? Wohl, ich werde ihn reservieren und auch auf den Rest Ihres Vermögens Beschlag legen zu Ihren Gunsten. Wenn Sie sich mit Ihren Gläubigern geeinigt haben, soll alles wieder zu Ihrer Verfügung stehen — —“

Jahn hörte mit Staunen, was der Graf sprach. Er tadelte seine Handlungsweise und trug ihm doch ein Wohlwollen entgegen, das beispiellos erschien.

Aber bevor er zu einer Gegenrede gelangen konnte, nahm Caffaroni noch einmal das Wort und sagte:

„Ich will ihnen verdeutlichen, was Ihnen in meinen Worten seltsam und ungewöhnlich erscheinen mag. Daß mein Geld nicht all zu sicher bei Ihnen plaziert sei, wußte ich, als Sie mich vor Monaten darum angingen. Ich entschloß mich, Ihnen zu helfen, weil mich eine treffliche, menschenfreundliche Frau, die Doktorin Kartheuser, darum ersuchte. Ich nahm mir vor, mit einem größeren Kapital Gutes zu stiften, es

so anzuwenden, daß einer ehrenwerten Familie dauernd damit geholfen werde. Weder die Frau Doktor noch ich wußten allerdings, daß Sie — verzeihen Sie den offenen Ausdruck — auf ‚so' schwachen Füßen standen. Da ich nun aber mal beschlossen habe, Ihnen durch Hergabe von Kapital wirklich zu nützen, so möchte ich auch nicht auf halbem Wege stehen bleiben. Sagen Sie mir deshalb, ob es ein rechtschaffenes Mittel giebt, das von mir hergegebene Geld aus Ihrem Geschäft herauszuziehen. Sie sehen, ich will's nicht zurückfordern, es soll Ihnen zu Ihrer Wiederaufrichtung dienen. Und noch eins. Ich weiß, Sie werden mir erwidern, daß sich die Dinge durch die außergewöhnlichen Naturereignisse so ungünstig gestaltet haben, daß Ihnen dadurch die Möglichkeit, Ihr Geschäft fortzusetzen, abgeschnitten ist. Ich zweifle auch nicht daran, da Sie wohl gegen Feuer, aber nicht gegen Wasser versichert waren. Aber ich verstehe nicht recht, weshalb Sie Ihre reichen Verwandten nicht heranziehen, damit die Ihnen helfen; sie sind doch die nächsten nach solchem Unglücksfall —"

„Ja, das ist's —" stieß Jahn finster heraus. — „So sollte man denken, Herr Graf. Aber eben von ihnen habe ich nur Härte und Demütigungen erfahren. Und da Sie selbst diesen Punkt und die ganze Sachlage berühren, so ge-

statten Sie mir, offen und in kurzen Worten Ihnen das Nachstehende zu sagen. Vorerst aber nehmen Sie meinen tiefempfundenen Dank für Ihr großes, unverdientes Wohlwollen. Es fehlen mir die Worte, zu sagen, wie sehr Sie mich überrascht und beglückt haben. Es ist auch begreiflich, denn wir leben in einer Welt, in der nicht der eine des anderen Fehler milde rügt, in der man nicht das Gute ins Auge faßt und die Schwächen entschuldigt, sondern mit maßloser Überhebung den Nächsten aburteilt, ja, in einer Welt, in der nur eine Freude die meisten ganz und schrankenlos durchdringt: die Schadenfreude!

Mein Bruder verweigert mir Hülfe aus Neid und Mißgunst, Frau Baronin von Bolten, deren Beziehungen zu mir Sie kennen werden, Herr Graf, ist so verschwenderisch mit weisen Ratschlägen, wie sie sparsam mit Thalern ist, und meine Schwiegertochter ist ein Geldmensch in der krassesten Bedeutung. Gewisse Vorfälle mit meinem Sohn verbieten mir auch die Annahme von Hülfe von dort. Es ist also von der Seite nichts, gar nichts zu erwarten.

Ich komme nun zu Ihrem hochherzigen Anerbieten, zu Ihrer Frage. Ich kann, ehrlich gesprochen, nicht sagen, ob sich Ihr Kapital, ohne Vorberechtigte zu schädigen, völlig aus der Masse herausziehen läßt. Und ferner, so grausam schwer mir diese

nüchterne Erkenntnis wird, ich vermag auch nicht zu übersehen, ob ich wieder von neuem beginnen kann. Bedenken Sie, daß ich durch den Verlust fast meines ganzen Lagers lahm gelegt bin, daß mein Geschäftsumsatz seit geraumer Zeit gleich null ist, und daß meine Konkurrenten mir natürlich Balken zwischen die Füße werfen, wo sie können. Ich vermag heute schon nicht mehr zu beurteilen, ob ich noch eine feste Kundschaft habe. Da ich augenblicklich nichts liefern kann, wenden sich die Leute an andere Firmen. Ich will versuchen, mich außergerichtlich zu arrangieren. Vor allem Ihnen zurück zu erstatten, was immer möglich, wird mein vornehmstes Bestreben sein.

Freilich, was aus mir, aus meiner Familie werden soll, ich weiß es nicht. Ah —" schloß Jahn mit grenzenlos bedrückter Miene, während seine Augen sich feuchteten, — „wenn Sie wüßten, Herr Graf, welche Stunden ich verlebe, wie es in meinem Innern aussieht, wie mich die Sorgen, die Angst nicht schlafen lassen, wie ich unter der Erbärmlichkeit derer, gerade derer leide, denen ich stets ein gewissenhafter Geschäftsverbundener und im Privatleben ein wohlwollender, hülfbereiter Freund gewesen, wie mich die Scham drückt, hier in meiner Vaterstadt ein — Bankerotteur zu werden, — — Sie würden trotz Ihrer gerechten Vorwürfe Mitleid mit mir haben."

„Ich habe Ihnen keine Vorwürfe gemacht, Sie irren, Herr Stadtrat," entgegnete der Graf, der Jahns Rede mit einem sanften Ausdruck in den Mienen angehört hatte. „Und ferner. Ich empfinde mit Ihnen von ganzem Herzen. Ich weiß, was Seelenqualen sind; — — ich weiß es — lieber Freund. — Doch genug davon! Lassen Sie uns überlegen, wie wir es am besten für Sie anfangen. Wie viel Geld bringen Sie mir?"

„7000 Thaler!"

„Wohlan. Legen wir sie bei mir nieder, damit Sie und die Ihrigen nicht Not leiden. Sie mögen davon für Ihren Lebensunterhalt abheben, was Sie brauchen. Ich weiß, Sie werden nichts Unnützes verausgaben —"

„Herr Graf — Herr Graf —" stieß der Stadtrat zitternd heraus. — War's möglich? Kein Roman war's, den eine lebhafte Phantasie erdacht!? Nein, wirklich, ein Mann von Fleisch und Blut stand vor ihm, der mit Geld nicht mehr geizte als mit guten Ratschlägen, und der ersteres gab mit beispielloser Selbstverleugnung und in denkbar zartester Form! Er fragte nicht nach dem Was und Wie. Er sagte nur: „Hast Du Not, mein Bruder, so bin ich da, und warst Du bisher nicht weise, so werde es jetzt aus den Erfahrungen des Lebens."

Nachdem Jahn zunächst vergeblich nach weiteren Worten gesucht hatte, gewann er endlich Fassung und sagte: „Hätte ich nicht meine Familie, an die ich denken, an die ich mich erinnern muß, so würde ich Ihr hochherziges Anerbieten um keinen Preis annehmen, Herr Graf. Ein solches Beispiel von Edelmut, wie Sie es geben, würde selbst in der härtesten Brust bessere Gefühle wecken, und ihre Güte kann nur meinen heiligen Willen befestigen, die Schuld gegen Sie nicht zu mehren, sondern alles daran zu setzen, dieselbe zu tilgen. Wenn es irgend in meiner Macht liegt, so werde ich auch von Ihrem Anerbieten keinen Gebrauch machen. Sollte es aber dennoch geschehen, so glauben Sie mir, daß nur die Not mich treibt. Und nun will ich gehen. Meine Familie will ich lehren, Ihren Namen hoch zu halten für alle Zeiten, und unauslöschlich wird der Dank sein, den wir Ihnen bewahren werden. Leben Sie wohl!“

Der Graf, der abwehrend den Kopf geschüttelt, nahm die Hand, die Jahn ihm bot, und hielt sie lange.

Und dann sagte er ernst: „Ich bin nicht der edle Mensch, als welchen Sie mich rühmen! Aber Sie haben recht, gutes Beispiel weckt gute Vorsätze und Thaten. Der braven Frau, die an jenem Tage so warm für Sie gesprochen, derer

wollen wir gedenken und ihr danken. Übrigens hoffe ich, alles wird sich zum Guten wenden. Lassen Sie, Herr Stadtrat, den Mut nicht sinken. Im Mut liegen bekanntlich die Erzstufen der Leiter, die zu neuem Gelingen führt. Adieu! Adieu! Empfehlen Sie mich gütigst den Ihrigen. Auf Wiedersehen!"

Neunzehntes Kapitel.

Der neue Anzug, eine Jacke von blauem Tuch mit kleinen, goldenen Knöpfen, — um jene Zeit trugen die Knaben noch Jacken, — ein Beinkleid und eine Weste von demselben Stoff und die tags vorher vergeblich erwarteten Lackschuhe mit schwarzen Bändern waren gekommen, und Felix Kartheuser stellte sich in ihnen seiner Mutter vor.

„Sitzt der Anzug gut, Mama?“

„Ja! Sehr gut!“

„Und sind die Schuhe hübsch!?“

„Ich sah nie etwas Ähnliches,“ nickte die Doktorin, fast ohne hinzusehen, mit gutmütigem Spott.

Nun trat auch Doktor Kartheuser ins Zimmer, und der Knabe verabschiedete sich von beiden unter einem „Auf Wiedersehen nachher!“ Voll erwartungsvoller Ungeduld lief er über die Straße ins Schauspielhaus, sprach aber vorher noch bei

Uz und Paulsen vor, um ihnen die Eintritts-Billette zum Zuschauerraum, von denen allen Kindern zuerteilt worden war, einzuhändigen.

Der Theatereingang war mit Blumen und Grün bekränzt. Zwei weiße Gipsstatuen, eine Flora und ein Apoll, die im Kassen-Vorraum die Wände schmückten, waren von Theodor einige Tage vorher neu geweißt worden und hoben sich von dem in pompejanischem Rot gehaltenen Hintergrund hellschimmernd ab; aber auch die Thüren zum Parterre und die Korridorpforten, die es sehr nötig gehabt, glänzten in neuen, lebhaften Farben.

Schon drängten sich die Knaben und Mädchen mit ihren Angehörigen, namentlich mit ihren Müttern, durch den Eingang und wandten sich den Garderoben zu.

Die Doktorin Kartheuser hatte der alten Stille das einträgliche Amt einer Garderobenfrau verschafft. Dieselbe stand sauber gekleidet, eine neue Mütze auf dem Kopfe, und infolge der ihr gewordenen Auszeichnung glückstrahlend da, knixte mit vielen Verbeugungen und nahm unter Beihülfe einer Nichte, einer gewandten Person, die in Föhrde Schneiderin war, die Mäntel, Hüte und Schirme entgegen.

Äußerst wichtig traten die kleinen Mädchen in ihren tadellos sauberen, hellen Ballgewändern

an die Ablegetische heran, entledigten sich ihrer Kleidungsstücke und drängten sich an die beiden schmalen Spiegel, um Verschobenes zu ordnen oder noch einen Blick auf die Toilettte zu werfen. Es war ein gewaltiges Drängen und Schieben, und ein Geruch von Handschuhleder, Parfüm und Eau de Cologne erfüllte die Luft. „Bitte, Frau Stille, Fräulein Krach!' Ich habe meine Handschuhe vergessen!“ ertönte es nachträglich. — „Jawohl, einen Augenblick. — Sogleich, Fräulein Malchen! — Beide Sachen auf eine Nummer? Gewiß, gerne! Ich assistiere die beiden Mäntel zusammen, Frau Doktor, Frau Amtsrichter!“ So ging es rasch und dienernd nach verschiedenen Seiten aus der Alten Munde. Und Fräulein Krach steckte die Nummern mit Nadeln fest und hängte auf und war überaus fix und rührig. Als aber Emma von Thünen in die Garderobe trat, wichen die kleinen Mädchen unwillkürlich zurück. Emma nickte Fräulein Krach, die neugierig das von ihr tags vorher angefertigte Kleid betrachtete, so gnädig, ja, so herablassend zu, als sei sie heute ein anderes, höheres Wesen, auch dankte sie sehr von oben herab, als die alte Stille ihr den beiseite gelegten Fächer überreichte.

„Er hatte sich hier an die Seite wegfisementiert! Ja, ja — ich sah ihm auch erst eben,“ erklärte die Alte, und Fräulein Krach ärgerte sich über

Emmas Hochmut und griff mit verdrossener Miene in einen Wall von Kleidungsstücken und Regenschirmen, der von anderer Seite aufgetürmt worden war.

Zwischen die Mädchen drängten sich die Knaben, die meist verlegen dreinschauten, an ihren Handschuhen knöpften und an den Uhrketten zupften, deren blitzende Ringe ihr Ansehen erhöhen konnten. Immer noch neue Scharen strömten herbei, und auch die Zuschauer, denen Plätze auf den in Weiß und Gold gemalten Logen angewiesen, stellten sich bereits ein.

Der sauber gefegte Saal schien heute noch einmal so groß; von oben hing der mächtige, glänzend geputzte Kronleuchter mit funkelnden Lichtern herab, die Wand-Kandelaber in den Rängen strahlten, und eine gewisse, jeden Übermut dämpfende Feierlichkeit war über allem ausgebreitet.

Der Tanzlehrer, Herr Strambo, war im Frack und hatte eine blendend weiße Kravatte angelegt; er empfing seine Schüler mit vertraulichem Kopfnicken und die Mütter und Väter mit einem tiefen, devoten Diener.

Als Felix eintrat und sah, daß es vollauf Zeit war, lief er vorher noch einmal in die Backstube zu Theodor. Der Konditorgehülfe schenkte eben kalten Punsch, den er bereitet hatte,

in eine Anzahl gläserner Krüge und sagte, als er Felix gewahr wurde, zu dessen anfänglichem Verdruß:

„Na, Du sühst ja ut as en Kakadu, de Hochtid geb'n will." Aber beruhigend fügte er hinzu: „Na ja, awers doch fein, fein!"

Auch Marie, die sich heute wieder in der Backstube zu schaffen machte und mit zwei leeren Glasgefäßen erschien, um sie mit roten Zuckermandeln und Pfeffermünzkuchen füllen zu lassen, gab ihrer Bewunderung über die Lackschuhe Ausdruck.

„Tanz nur nicht zu viel!" scherzte sie, „Und Du machst wohl auch mit den Großen mal eine Tour? Eben ging Fräulein Betty Truelsen mit einer neuen seidenen Haube, herrlich aufgeputzt, in den Saal! Die erwartet gewiß, daß Du einen Galopp mit ihr versuchst."

„Ja, natürlich!" spottete der Junge. „Betty liebe ich ja überhaupt zum Rasendwerden, und wenn sie erst etwas mehr herangewachsen ist, soll die Hochzeit sein."

Während sie noch scherzten, rief die Konditorfrau aus dem Laden nach Marie, und zugleich ertönte der erste Orchestertusch aus dem Schauspielhaus. Ah! Das machte sich doch ganz anders, als der Klang der eintönigen Violine, die bisher bei den Proben die Tänze begleitet

hatte. Es kribbelte dem Knaben in Händen und Füßen, fortzukommen, und rasch eilte er über den Hof direkt in das Schauspielhaus auf die Bühne und von dort in den Saal. Alsbald sah er sich nach Minna, Emma von Thünen und Agnes von Rosen um. Die beiden letzteren entdeckte er sogleich, näherte sich ihnen und versicherte sich unter allerlei Komplimenten und Neckereien zweier Tänze.

„Ist Minna noch nicht da?" warf er dann nachlässig hin, obgleich er sehr unruhig war, sie noch nicht gesehen zu haben.

Emma machte ein hochmütiges Gesicht und zuckte mit einem kurzen „Weiß nicht!" die Achseln.

Die liebenswürdige Agnes aber nickte und zeigte Felix die Gesuchte, die, von einem Schwarm Knaben umgeben, sich in der Nähe der Logen einen Platz gewählt hatte.

Nun schoß der Junge dorthin, unterwegs seinen Kameraden zunickend und den eben auch eingetretenen Karl Valentini unter den Arm nehmend und mit sich fortziehend.

„Komm, wir wollen uns Tänze von Minna holen!"

Als Minna die beiden herantreten sah, stieg die Röte in ihr Angesicht, aber sie warf den Kopf trotzig zurück.

Nun drängte sich Felix vor.

„Es bleibt doch beim ersten Tanz, Minna?“ bat er, sich ihr vertraulich nähernd. „Und Tischwalzer und Kotillon? Hast Du die auch noch? Bitte!“

Aber ehe sie zu antworten vermochte, machte sich auch Karl Platz und stieß rasch und in einem sehr gereizten Tone heraus: „Na, und die übrigen Touren: Française, Schottisch, Redowa, Rheinländer, Mazurka verlangst Du womöglich auch!? Natürlich! Alles und das Beste mußt Du immer haben.“

Mit größter Überraschung blickte Felix seinen Kameraden an, aber da er sich so ungerecht geschulmeistert fand, gab er durchaus nicht klein bei, sondern sagte kalt und Karl Valentini von oben bis unten musternd:

„Deine hämischen Schnäcke lege draußen in der Backstube nieder, und dann komm manierlich zurück!“ Darauf kehrte er Karl den Rücken zu und wandte sich wieder zu Minna.

Karl Valentini aber ballte vor Wut die Hände und preßte die Zähne aufeinander.

Alles konnte er ertragen! Aber diese hochmütige Anspielung darauf, daß er nur des Konditors Sohn sei und eigentlich nicht in den Kreis gehöre, (freilich nur er selbst beschäftigte sich mit solchen Gedanken, da ihm nach dieser Richtung das rechte Selbstgefühl fehlte), brachte ihn außer sich.

„Ah! Du aufgeputzter Affe in den Lackschuhen!“ knirschte er und sah Felix mit zornfunkelnden Augen an.

„Na, Minna, entscheide Du, bitte,“ bat Felix zitternd und sich nur mit äußerster Mühe bezwingend. Was galt's ihm in seiner augenblicklichen Erregung, ob bei Karl Valentini schön Wetter war oder nicht. Wenn sie, seine Minna, nur gut war! — Minna kämpfte. Aber sie war einmal ein heißblütiges Geschöpf, und der in ihr angesammelte Verdruß und Ärger hatte heute sogleich wieder Nahrung gefunden, als sie gesehen, daß Felix zuerst auf Emma von Thünen zugegangen war.

„Den ersten Tanz habe ich bereits Karl zugesagt, — Kotillon will ich noch nicht vergeben, und Tischwalzer —“

„Bitte, bitte,“ rief Felix Kartheuser, sie unterbrechend. Das Herz schlug ihm so heftig und ungestüm unter der Jacke, daß er unwillkürlich die Hand drauf legte. „Bemühe Dich nicht weiter! Es giebt noch andere Mädchen hier! Aber eins will ich doch sagen: den ersten Tanz hast Du mir wiederholt und noch beim letztenmal versprochen, und konntest und durftest ihn deshalb an den — den — hier —, der sich immer meinen Freund nennt, wenn es ihm paßt, und der mich mit seinem Haß verfolgt, wenn er eifersüchtig wird, — nicht vergeben. Aber wie ——“

„Pah! Eifersucht auf Dich! Auf solchen Zierbengel —“ fiel Karl Valentini, bleich vor Erregung, seinem Kameraden ins Wort.

Aber nun war's mit Felix' Geduld aus!

„Nochmals Zierbengel und Schimpfreden?“ schrie er besinnungslos vor Wut und trotzte, des Ortes und der Anwesenden nicht achtend, mit geballten Händen vor Karl Valentini auf. So laut und ungestüm waren seine Reden und seine Bewegungen, daß sich alsbald eine große Aufregung im Saale bemerkbar machte. Aller Blicke wandten sich an den Ort, an dem die erregten Kinder standen, und mehrere Knaben eilten bereits herbei, um an der Entwickelung eines Kampfes ihre Augenweide zu haben.

Aber jetzt trat auch der Tanzlehrer hinzu und drohte den Knaben, wenn sie nicht Ruhe geben würden, mit sofortiger Entfernung.

„Schämt Ihr Euch nicht, solche Szenen aufzuführen?“ rief er.

Nun traten sie zornschnaubend auseinander, aber Felix warf noch einen raschen, traurigen Blick auf Minna, die bereits bitter bereute, daß sie sich hatte hinreißen lassen.

Sie war auch nicht zu finden, als die Klänge der Polonaise ertönten, als die Paare — die kleinen Mädchen in ihren steif geplätteten, weißen, durchsichtigen Kleidern, und die Knaben in ihren

hübsch sitzenden Jacken und weißen Handschuhen — sich zum Tanz ordneten. Karl Valentini, der sich fest auf Minna verlassen, stand ohne Dame, außer sich vor Beschämung, da, während Felix, rasch entschlossen, sich bereits die ebenfalls anwesende Dagmar geholt hatte.

Durch seine Wahl trat er, zu Karls ungemessenem Ärger, außerordentlich in den Vordergrund. Dagmar zählte doch schon zu den Großen und war heute wieder so schön, daß alle Mütter, die weniger schöne Sprößlinge besaßen, ihre Eifersucht nicht zurückhalten konnten.

Felix trug nun in seiner Erregung Dagmar, die dadurch unerwartet in die Geheimnisse seines Herzens eingeweiht wurde, die ganze Sache mit Minna vor und bat sie, ihr zu sagen, daß er sich beim Eintritt in den Saal vergeblich nach ihr umgesehen habe, und deshalb zuerst auf Emma und Agnes zugeschritten sei.

„Alles, alles — alles ist mir verdorben heute, wenn Minna wieder ihren ‚Bissigen‘ hat,“ schloß der Knabe unruhig und bedrückt, und Dagmar hörte das Bekenntnis seiner Liebe heraus und fühlte mit ihm.

Inzwischen war Frau Jahn, die nur auf dringendes Verlangen ihres Mannes die Kinder begleitet hatte, voll Sorge, wo Minna stecken möge. Sie stand ohnehin stets unter der angst=

vollen Befürchtung, daß das exzentrische Kind einmal im Zorn oder Trotz etwas sehr Thörichtes unternehmen könne. Aber als die Polonaise und der erste Walzer vorüber, kam Minna schon von selbst wieder zum Vorschein, entschuldigte sich erst bei ihrer Mutter und dem Tanzlehrer, indem sie erklärte, daß etwas an ihrer Toilette nicht in Ordnung gewesen sei und Marie im Laden es ihr genäht habe, und ging dann auf Karl Valentini zu und gab ihm unter artigen Entschuldigungen dieselbe Erklärung.

Minna war während der Zeit zur Besinnung gekommen. Sie hatte sich gesagt, daß sie sich und den Übrigen das Vergnügen verderben werde, und daß sie doch eigentlich allein an dem ganzen Streit schuld sei. Sie wollte es nun in unbefangener Weise wieder gut machen, und führte mit großem Geschick aus, was sie sich vorgenommen. Als nun auch Dagmar sie beiseite nahm und ihr den Inhalt des Gesprächs mit Felix erzählte, schmolz ihr Herz völlig, und sie beschloß, — die Übrigen mochten denken, was sie wollten, — sich gleich mit ihm auszusprechen.

Zu Paaren eingehakt, wandelten eben die Mädchen zischelnd, schwatzend und lachend auf und nieder, sammelten neue Kräfte zum folgenden Schottisch und waren stolz auf die Bewunderung, die ihnen gezollt wurde. Freilich, sie suchten den Eindruck

hervorzurufen, als seien sie ganz ausschließlich nur mit ihren Angelegenheiten beschäftigt, als bemerkten sie durchaus nicht, daß die Blicke sich auf sie richteten, daß die Mütter und die Zuschauer sie einer Kritik unterwarfen und jedenfalls ihre hübschen mit rosa oder blauen Schärpen geschmückten, weißen Kleider und ihre zierlichen, neuen Goldkäferschuhe anstaunten.

Und einige gebrauchten ihre Fächer wie die Großen, und in ihrem Kostüm verriet sich bereits das letzte Jahr vor der Konfirmation. Die ausgeschnittenen Ballkleider waren von Spitzen umsäumt, um die Tiefen des jugendlichen Halses zu schützen, die Röcke reichten bereits bis an die Enkel, und das Haar, das früher in zwei Zöpfen herabgefallen, war in einen einzigen mit einem seidenen Bande durchflochtenen Knoten geschlungen.

„Hör!" flüsterte Minna, während sie scheinbar auch in harmlosem Gespräch neben Felix einherschritt und eben an den Gruppen der Knaben, die noch den Schweiß von der Stirn trocknend und Atem holend dastanden, vorbeikam. „Ich war ‚ganz' — ‚ganz' — ‚ganz' schlecht gegen Dich. Du konntest doch nicht mehr thun, als mir die Haupttänze anbieten!" Und mit weicher Stimme fortfahrend: „Ach — ich hatte ja gerade gehofft, daß Du es thun würdest, daß Du diese drei Tänze verlangen würdest, — Felix, — aber

weil Du gleich auf diese ‚rüpelige‘ Emma mit ihren großen Morgenschuhfüßen losranntest, — da — da — dachte ich, — sie wäre — doch — doch — die —“

Nun waren sie ans Ende des Saales gelangt, und sie faßte versteckt seine Hand und drückte sie so heftig, daß der Junge hätte aufschreien mögen. Eine unbeschreibliche Seligkeit stieg in des Knaben Brust auf.

„Nein, — ich hätte auch anders sein sollen,“ flüsterte er großmütig und ein wenig altklug und wichtig zugleich. „Ich weiß ja, daß Du im Zorn Dir nicht bewußt bist, was Du thust.“

Aber das mochte doch nun Minna auch nicht hören.

„Ne Du —“ stieß sie, in einen anderen Ton übergehend, heraus — „ich wußte wohl, was ich that. Ich — ich — war nur schlecht, als ich auf Karl Valentinis Seite trat.“ Und schnell fortfahrend und dadurch nun Felix wieder besänftigend:

„Weißt Du, mit solchem ungebildeten Bengel solltest Du gar nicht verkehren. O, ich kann ihn nicht sehen, — und dann ist er im Sprechen auch immer so etepetete und zudringlich.“

Nach diesen Schlußworten war der Friede völlig wieder hergestellt, und glückstrahlend wandten sich die Kinder zurück.

Aber zwei Anwesende hatten sie beobachtet; es waren Emma von Thünen und Karl Valentini, und sie schwuren den Wiederversöhnten Rache. Karl Valentini freilich fühlte sich heute ohnmächtig, schützte starkes Kopfweh vor und verließ den Saal. Emma aber hatte etwas ausgeheckt, um Minna Jahn recht tief zu verletzen. Inzwischen aber hub wieder die Musik an, die von Strambo beorderten ersten Sechs tanzten aus, die Wahlen erfolgten, die Paare wirbelten durcheinander, die Geschickteren machten sich Bahn und stießen die schlechter Tanzenden beiseite, die dann mürrisch, oft zornig aufblickten und lange warten mußten, ehe sie wieder in Takt kommen konnten, und ein leichter Staub erfüllte den Saal. Auch die ganz Kleinen trippelten im engen Kreise so ausdauernd nach dem Takte der Musik, daß die Erwachsenen nicht müde wurden, sie in ihrer unbehülflichen Wichtigkeit zu bewundern; und der Tanzlehrer und Emma von Thünen erregten bei einer Wahltour so sehr die Aufmerksamkeit, daß man unter den Anwesenden Emma unbedingt den Preis zuerkennen wollte.

Aber dann tanzte auch Dagmar Jahn mit Agnes von Rosen eine Extratour, und dieser Anblick riß die Anwesenden geradezu hin. Dagmar war schön wie ein Königskind, und die sanfte Agnes lag in ihrem Arm, als ob sie

selbst eine schamhafte Verlegenheit empfinde, so unschuldig, lieblich und graziös dahin zu schweben.

Die Kinder amüsierten sich ‚prachtvoll‘ und gaben sich ganz dem Rausch des Vergnügens hin. Die Mädchen hatten kaum Zeit, wenn ihre Mütter sie herbeiriefen, um ihnen eine aufgegangene Schleife neu zu knoten oder das losgelöste Haarband im Zopf festzustecken; sie nickten, halb zuhörend, wenn ihnen noch Mahnungen auf den Weg gegeben wurden, und flogen wieder zu ihren Freundinnen, mit denen sie ihre kleinen, wichtigen Geheimnisse austauschten.

Die Knaben aber zupften an ihren Westen und strichen sich über das Haar und prahlten mit ihrem Taschengeld oder erzählten einander glücktrunken von ihren fortschreitenden Eroberungen. Dabei vergaßen sie aber das auf einer langen Tafel zur Rechten des Vorhanges aufgetürmte Naschwerk nicht. Sie schmausten wacker und handelten, nachdem manche vorher noch einen heimlichen Blick in ihr Portemonnaie geworfen hatten, auch von den Waren für ihre kleinen Damen ein und brachten ihnen eine Schaumtorte oder einen Apfelkuchen.

Allmählich lockerten sich der steife Ton und das förmliche Wesen immer mehr. Die Knaben mischten sich zwangloser unter die Mädchen;

schon tanzten die letzteren bisweilen ohne Handschuhe, und entblätterte Rosen wurden achtlos beiseite geworfen. Ein Tanz folgte dem anderen, und endlich um acht Uhr wurde der Vorhang mit den lustigen und drohenden Masken, mit denen er bemalt war, emporgezogen, und auf der Bühne zeigten sich zwischen den Koulissen lange, schmale, gedeckte Tische, auf denen belegte Butterbrote, Heringssalat, Wein, Punsch und Milch aufgestellt waren.

Das war ein Gewühl, als die Kinder sich zum Tischgehen gruppierten, und das war ein schwirrendes Leben, als sie endlich Platz gefunden hatten! Freilich, viele saßen auch stumm und ernsthaft da, sie besaßen keinen rechten Humor und keine rechte Lebendigkeit. Die meisten aber waren in bester, heiterster Laune, ja, in ausgelassener Stimmung, und vergaßen zudem nicht, es den Großen nachzuthun, indem sie anfänglich die Handschuhe in die Weingläser stopften und die Kleider beim Niedersitzen zimperlich an sich rafften.

Felix führte seine Minna und hatte es so einzurichten gewußt, daß Agnes an seiner anderen Seite zu sitzen kam. Das war sogar von Minna angeregt worden! Seitdem sie auf Emma von Thünen eifersüchtig war, fand sie Agnes völlig ungefährlich, und es ward dadurch verhindert, daß die „rüpelige“ Emma sich herandrängen konnte!

Sehr feierlich war's, und Minnas Herz schwoll, als Felix Kartheuser aufstand, den „allverehrten“ und beliebten Tanzlehrer Herrn Strambo leben ließ und ihm seinen Dank im Namen aller aussprach!

Hurrah! Hoch! Gläserklirren, Schurren mit den Stühlen, Aufstehen! Hin- und Herwandeln! Anstoßen, Lachen und Wiederniedersitzen!

Freilich, bei der letzten Gelegenheit brach die Lehne von Minnas Stuhl, und sie wäre sicher sehr unglücklich hintenüber gestürzt, wenn Felix und Agnes sie nicht gehalten hätten. Als man nachsah, stellte sich heraus, daß man ihr einen alten, zerbrochenen Theaterstuhl hingestellt hatte, und Minna erklärte aufs bestimmteste, das habe sie der boshaften, „hinterrückschen“ Emma zu verdanken! Sie habe gesehen, wie sie sich vorm Essen hinter den Vorhang geschlichen.

„Und wo wir saßen, wußte sie ja, da wir unsere Zettel hingelegt hatten!“ erklärte sie.

Agnes schüttelte den Kopf. Sie begriff nicht, wie man so Schlechtes von einer anderen denken konnte.

Nach dem Tischwalzer ward der Kotillon getanzt, und bei diesem hatte Emma beschlossen, ihr Mütchen zu kühlen.

Sehr raffiniert war ihr Plan. Sie wollte Felix gleich einen Orden bringen. Das würde

natürlich Minna wieder mit solcher Eifersucht erfüllen, und sie würde Felix solche Szenen machen, daß ihnen beiden der Rest des Abends verdorben werden würde! Ah! Wie sie diese ‚ziegelrote Patsche, diese Minna mit ihren dicken Beinen und dem unausstehlichen Dorfschmund' haßte. Und Felix Kartheuser! Wie eine Puppe ließ er sich schleifen und merkte gar nicht, wie Minna Jahn mit anderen schön that und ihm einbildete, er sei der Auserwählte!

Für alle Kinder kam nun der entscheidende, große Augenblick! Bei der ersten Wahltour im Kotillon mußte es sich zeigen, wie es in dem Herzen eines jeden aussah! Brachte Christian Anna das Boukett, statt Frida, dann war's entschieden, daß Anna die beste war. — Agnes hoffte, daß sie von Felix das zweite Boukett erhalten werde. Sicher, Emma würde es nicht bekommen! Es traf sich nun zufällig, daß Minna, Agnes und Emma zu gleicher Zeit austanzten. Die erstere hatte mit Felix verabredet, daß sie gleich nach der Auswahl von Orden und Boukett auf einander zugehen, sich gegenseitig beschenken und dann weiter tanzen wollten. Aber als infolge dessen eben Minna ihrem Felix den größten goldnen Orden, den sie hatte erwischen können, an die Brust heften wollte, stürmten Emma und Agnes ebenfalls herbei und hielten ihre Auszeichnung dem Knaben hin.

Und ehe Felix noch recht zur Besinnung gelangen konnte, sprach Emma ein herrisches und ihren Befehl durch koketten Augenaufblick verstärkendes „Bitte,“ legte sich in seinen Arm und riß den halb Widerstrebenden zum Tanz mit sich fort.

So geschickt hatte sie das ausgeführt, daß in ihrem Benehmen durchaus nichts Aufdringliches lag, und so rasch geschah's, und so fest preßte sie den Knaben an sich, daß er, ohne sich einer schweren Unhöflichkeit schuldig zu machen, gar nicht anders konnte, als ihr zu folgen.

Um sich aber ihren Vorteil noch mehr zu sichern, flüsterte sie beim Tanzen:

„Magst Du denn gar nicht mehr mit mir tanzen, Felix Kartheuser? Nur einmal hast Du mich den ganzen Abend geholt! Ich — ich mag ‚nur‘ mit Dir tanzen.“

Wie das so überzeugend aus des schönen Mädchens Munde ging, durchzog's den Knaben berauschend. Seine Eitelkeit ward rege, und zudem wirkte ihre mädchenhafte Schönheit auf ihn ein.

Ein feiner Duft stieg aus ihrem Brustboukett und aus ihrem mit Ylang-Ylang parfümierten Tüchlein hervor und umstrickte ihn, ohne daß er selbst wußte, was und wie ihm geschah.

Und schon wollte er anheben und ihr ihre

Schmeicheleien zurückgeben, aber, sich besinnend, flüsterte er nur:

„Ich tanze auch mit Dir sehr gern, — und wenn ich nicht gekommen bin und Dich geholt habe, so war's, weil ich jemanden damit zu kränken fürchtete."

Emma biß sich auf die Lippen. Die Antwort paßte ihr durchaus nicht. Aber sie unterdrückte ihren Zorn und ließ sich mit demselben koketten Ausdruck aus seinem Arm gleiten.

Nun eilte Felix zu Minna. Aber er fand sie nicht auf ihrem Platz, und trotz allen Suchens war sie nicht zu entdecken.

Der Knabe wußte, was vor sich gegangen.

Er hörte sie sprechen, jedes Wort kannte er im voraus.

Aber dieser erneute Zweifel an seiner treuen Gesinnung, dieses Aufbauschen rein gleichgiltiger, äußerlicher Dinge verletzte und kränkte ihn solchergestalt, daß er für Augenblicke überlegte, ob er nicht einmal „ein Exempel statuieren müsse" und Minna durch Gleichgiltigkeit strafen!

Dann dachte er jedoch wieder, daß sie nun einmal eine so heiße, feurige Seele habe, daß er „der Stärkere und Besonnenere" und sie das schwächere Geschlecht sei! und daß doch eben nur ihre Liebe sich dadurch an den Tag lege.

Aber nun würde wieder dieselbe Sache von

vorne angehen! Es würde langer Erklärungen und Versicherungen bedürfen, bis alles im alten Geleise war. Daß Minna so über die Maßen eifersüchtig war, stellte sich doch als eine böse Zugabe heraus!

So unbemerkt wie möglich schlich sich der Knabe aus dem Kreise der Tanzenden fort und lief hinter den inzwischen wieder herabgelassenen Vorhang.

Noch waren die Lohndiener und Mädchen beim Abräumen der Tische beschäftigt, die halb gefüllten und leeren Gläser waren zu Haufen gestellt, die Stühle in buntem Durcheinander beiseite geschoben, die mit Punsch und Wein begossenen Tischtücher sahen schmutzig und klebrig aus. Fort aus diesem unpoetischen Winkel!

Er suchte hinter den Koulissen und dem Hintergrund-Vorhang, fand aber Minna nicht und lief zuletzt in den Theaterkeller, der stets bei den Vorstellungen und auch heute erleuchtet war.

Nichts! Endlich — in der offenen Thür des Soufleurkastens sah er sie auf dem unteren Schemelabsatz sitzen — und heftig weinen.

„Mein Gott! Minna! Minna!“ rief der Knabe. „Was machst Du? Komm doch hinauf!“

Aber sie verneinte stumm, legte den reizenden Kopf in die schneeigen Hände und gab sich ganz ihrem Schmerz hin. Doch war sie nicht trotzig

wie sonst, sie weinte nur so bitterlich, daß sie keine Worte finden konnte.

Nun erklärte der Knabe den Vorgang mit Emma und flehte sie an, rasch zurückzukehren. Ihre Abwesenheit, sein Fortgang — mußten ja auffallen! Was die oben von ihnen denken sollten!

Aber sie hörte nicht. Da sprach der Knabe noch einmal auf sie ein, bat, daß sie gut sein möge; er wolle alles thun, um sie zu besänftigen; ob sie denn nicht wisse, daß sie seine Beste sei, daß er sich aus Emma gar nichts, gar nichts mache?

Nun schob sich plötzlich das Kind empor, zog den bettelnden Jungen zu sich herab und hielt ihn mit zitternden Armen umfangen.

„Ich will mit Dir weg — weit weg — heute — gleich — wir fahren mit der Eisenbahn nach Hamburg, ich habe mein Sparkassengeld, Du hast auch welches, dann gehen wir nach Amerika. — Ich will Dich allein, allein haben. Willst Du mit mir nach Hamburg reisen, Felix? O! wie ich sie alle, alle hasse — diese Emma, diese Agnes — und auch Marie Petersen, mit der Du die Redowa tanztest, — sie ist auch eine von denen —“

Nun nahten sich Schritte. Man kam die Treppe herab.

„Rasch! Rasch!“ rief der Knabe und zog unwillkürlich die Thür des Soufleurkastens hinter sich zu.

Aber fast in demselben Augenblick hörten sie auch schon rufen. „Fe—lix — Fe—lix — Min—na, Min—na!“ drang's langgezogen an ihr Ohr.

Sie lauschten, hielten sich umschlungen und bebten in der Erregung.

Und dann zu der Kinder Schreck ward die Thür aufgerissen, und — Frau Doktor Kartheuser stand vor ihnen.

„Ah! Ah!“ schrie Minna und preßte sich an des Knaben Brust. Sie wußte in ihrer Aufregung und Angst schon nicht mehr, was sie that.

„Kommt heraus! Was macht Ihr da! Was sind das wieder für Geschichten, Felix!“ rief die Doktorin kopfschüttelnd und mit strenger Miene. Und: „Schämst Du Dich nicht, Minna, so fortzulaufen und Deiner schlechten Laune zu folgen! Ich sah wohl, was Dich ärgerte. — Na, na, trockne Deine Thränen, Kind. — Geht auf Euren Platz, — eben sollt ihr tanzen, — und gebt nicht wieder Veranlassung zu Tadel.“

So sprach die Frau, statt durch übertriebene Scheltworte die Kinder irre zu machen.

Aber im stillen nahm sie sich vor, mit beiden

und insbesondere für ihren Teil mit Felix zu sprechen. Sie wollte ihm klar machen, daß er Ärgernis hervorrufe, wenn er mit einem kleinen Mädchen in solcher Weise verkehre, und daß er noch viel zu jung sei, um sich den Kopf mit den Launen seiner Spielkameradin zu verdrehen. Aber jedenfalls wollte sie erst hören, bevor sie urteilte, denn ihre Erfahrung sagte ihr, daß gewisse Dinge nicht als Staatsverbrechen, sondern eben als kindliche Thorheiten behandelt werden mußten, damit nicht durch zu große Strenge wirkliche Vergehen entständen.

Zwanzigstes Kapitel.

Der Dezember war herangekommen. Neben der Stadträtin im Wohnzimmer saß Adler und fühlte der Frau, die sich schon seit Tagen sehr leidend befand, den Puls. Draußen herrschte eisige Kälte mit Schneetreiben, und auch in der Villa war's nicht eben behaglich; die Räume durchwehte ein kalter, freudeleerer Hauch.

Der Stadtrat hatte das Lachen verlernt, Frau Jahn saß der Kummer wie eine schwere Krankheit im Herzen, Dagmar litt sichtbar mit ihren Angehörigen, und nur Minna, die zwar wußte, daß nicht alles wie früher sei, aber doch zu einem rechten Nachdenken über die Dinge noch nicht gelangt war, lief singend treppauf, treppab. — Jahns hatten von Eduard und Ebba nur ein einziges mal seit deren Abreise gehört. Ein Dankbrief für „alle Güte" und „inniges Bedauern" über das Unglück, von

dem sie in den Zeitungen gelesen, war gekommen, aber seitdem hatten sie nicht mehr geschrieben. Dagegen liefen bei Ahne von Bolten regelmäßig Berichte von Ebba ein, und aus dieser Quelle mußte die Stadträtin zu ihrer bitteren Kränkung Nachrichten schöpfen, von denen die letzten lauteten, daß ihre Kinder noch in Paris seien, dort außerordentlich interessante Bekanntschaften gemacht hätten und vorläufig an keine Weiter- oder Heimreise dächten.

Als Adler beim Verlassen der Villa auf den Flur trat, zog ihn Dagmar, die immer eine Gelegenheit zu finden wußte, ihrem Verlobten die Hand zu drücken, rasch in des Stadtrats Arbeitszimmer und forschte ihn voll Sorge über ihrer Mutter Gesundheit aus.

„Sag', sag'!" drängte sie. „Wie steht's? Du glaubst nicht, wie sehr ich mich ängstige. Oft war Mama in diesen Tagen so hinfällig und matt, daß ich dachte, ihr könne das Schlimmste begegnen. Hast Du ihr etwas verschrieben? Kann ich etwas thun? Und Papa! Findest Du nicht, daß auch er schlecht, sehr schlecht aussieht? Und so ernst ist er! Tagelang hören wir kein Wort aus seinem Munde."

Voll Betrübnis hörte Adler dem allen zu. Die letzten Ereignisse hatten die Stadträtin tief betroffen, ihr Gemüt war bedrückt, ihr fehlte die

Kraft, sich aufzuraffen, und Schwäche und Fieber wollten nicht weichen. Dagmar hatte nur den einen Gedanken, wie sie ihre Mutter wieder aufrichten könne. Die häuslichen Geschäfte hatte sie sämtlich übernommen, war morgens früh aus dem Bett und meistens die letzte, die abends Ruhe suchte. Außerordentlich waren die Energie und die Umsicht, die sie entwickelte. Adler kam täglich zweimal ins Haus und sah nach der Kranken. Aber er suchte nicht nur, der Arzt für ihren Körper zu sein, sondern auch für ihre Seele! Nichts ließ er unversucht, um Hoffnungen auf bessere Tage in ihr zu erwecken.

Aber die Herzlosigkeit, die Ebba und Eduard an den Tag legten, nagten an dem Innern der Frau, und die Sorge um ihren Mann ließ sie nicht schlafen.

Wiederholt waren auch Jahns Verhältnisse zwischen Dagmar und Adler berührt worden, und neuerdings hatte eine Äußerung von seiten Ohlsens das Mädchen belehrt, daß die Dinge sehr schlecht standen. Von den Kontoristen sollten, wie dieser berichtete, alle bis auf einen entlassen werden, und auch der und selbst Eisberg würden später abgehen.

„Dann ist's wohl sehr, sehr schlimm, Ohlsen? Papa spricht gar nicht —“ hatte Dagmar bebend herausgestoßen. Statt eine Antwort zu

geben, hatte der Alte sich über die Augen gewischt.

Und dennoch standen die Dinge noch weit schlimmer, als Dagmar sich vorstellte. Zu viel war's, das auf den Stadtrat eindrang und auf ihm lastete. Er sah auch, wie sehr seine Frau litt, und die Unmöglichkeit, ihr zu helfen, schnitt ihm ins Herz.

Bisweilen kam ihm der Gedanke, er könne sie verlieren, und der Atem stockte ihm vor Angst. Er wog ab, wen die Schuld traf, wollte sie auf Ebba und Eduard wälzen und mußte sich doch gestehen, auch er sei von ihr nicht freizusprechen. Und dasselbe vorwurfsvolle Gefühl bemächtigte sich seiner bezüglich der geschäftlichen Lage. Ihm fehlte auch der alte Mut. Die Kränkungen und Demütigungen, denen er ausgesetzt war, lähmten sein Vertrauen zu sich selbst.

Als eines Vormittags im Dezember der Bürgermeister mit verlegener Miene das Kontor betrat, wußte er schon, um was es sich handelte. Die neuen Stadtratswahlen standen vor der Thür. Caspar wollte ihm den Schmerz der Enttäuschung ersparen und kam, um freundschaftlich zu raten, daß er sich nicht wieder aufstellen lassen möge.

„Soweit ich sondiert habe, mein verehrter Herr Stadtrat," hub er an, „ist keine Aussicht

vorhanden, daß Sie wiedergewählt werden. Da ist's besser, Sie ermächtigen mich, zu erklären, daß Sie verzichten. Es ist mir sehr, sehr weh, und Sie in der Folge missen zu sollen, wird mir nur zu schwer. Ich gedenke auch der Einnahme, die Sie verlieren, und möchte sie Ihnen erhalten. Aber ich sehe keinen Weg, selbst wenn ich meinen ganzen Einfluß in die Wagschale werfen würde."

„Ja, ja, ganz recht. Ich danke Ihnen," nickte der Stadtrat. Er machte nicht einmal einen Einwand.

Am Schluß der Unterredung nahm der Bürgermeister noch einmal das Wort und berührte Jahns Verhältnisse.

„Sie wissen," hub er an, „daß mich aufrichtige Teilnahme leitet. Ich bitte, sagen Sie mir, wie die Dinge stehen. Ist es Ihnen denn gar nicht möglich, von Ihren Verwandten Hülfe zu erhalten? Ich möchte immer noch die Hoffnung nicht aufgeben. Und welch' ein Verlust für die Stadt, wenn ein so bedeutendes Geschäft eingeht! Ich höre, daß Sie alle Ihre Leute entlassen wollen, auf Liquidation der Firma ausgehen. Ist das wirklich der Fall?"

„Ja, ich werde müssen," entgegnete der Stadtrat. „Die Katastrophe, die über mich hereingebrochen, ist zu vernichtender Natur gewesen. Und Hülfe will ich von meinen Verwandten nicht,

vermag sie auch nicht zu erhalten. Ich will sehen, ob ich nach der völligen Abwicklung wiederum beginnen kann. Vorläufig bin ich gezwungen, nur auf erstere allein mein Augenmerk zu richten."

Alsdann hatten sie sich die Hand geschüttelt, und der Bürgermeister war mit ernster Miene davon gegangen.

Als Jahn am Nachmittag dieses Tages seinen gewohnten Spaziergang antrat, wählte er absichtlich einen abgelegenen Weg.

In seiner Vaterstadt sich zu zeigen, war ihm bereits peinlich. Scham und Unmut drückten ihn nieder. An die Fenster würden sie laufen und sich zuraunen: „Da, da geht er, der bankerotte Stadtrat Jahn!" Er fürchtete weniger die Schadenfreude, aber der Gedanke, bemitleidet zu werden, trieb ihm das Blut in die Schläfen.

Vor dem Einbiegen in einen Feldweg, außerhalb der Stadt, sah der Stadtrat einen Agenten mit Namen Karlsen herankommen. Diesem Manne hatte er seinerzeit bei der Geschäftsbegründung die Hand geboten, und war ihm auch später bei jeder Gelegenheit interesselos gefällig gewesen.

Noch kurz vor der Hochzeit hatte sich Karlsen, tief dienernd wie immer, im Kontor eingefunden und sich von Eisberg eine Empfehlung erbeten, die ihm von Nutzen sein konnte.

Sobald er aber an dem heutigen Tage den Stadtrat heranschreiten sah, that er, als ob er ihn gar nicht bemerkt habe, und schlug rasch einen Seitenpfad über die Felder ein.

Jahn lächelte bitter. Er kannte des Mannes Gedanken nur zu genau! Nun, da nichts mehr von ihm zu holen, war er ihm unbequem. Vielleicht fürchtete er gar, daß Jahn ihn in Anspruch nehmen könne.

Einen Augenblick schwankte der Stadtrat. Bei ähnlichen Fällen hatte er in den letzten Wochen stillschweigend die Achseln gezuckt und war vorübergeschritten. Heute aber beschloß er, einmal anders zu handeln. Er rief deshalb mit lauter Stimme: „Karl—sen! Karl—sen! Auf ein Wort!“

Der Mann — Jahn sah es — drehte bei dem Ruf unwillkürlich den Kopf zur Seite. Er hatte ihn also gehört. Aber trotzdem wandte er sich nicht um, sondern beschleunigte seine Schritte.

Da rief Stadtrat Jahn noch einmal und lauter über das Feld hinüber: „Karl—sen! Karl—sen!“ Er wollte die letzte Probe machen; es war doch denkbar, daß jener ihn vorhin nicht gesehen und den ersten Ruf nicht auf sich bezogen hatte.

Aber seine Worte verhallten; der Mann fuchtelte mit seinem Spazierstock und schlug auf

das Gras. Er wollte dadurch sichtbar an den Tag legen, daß er nur mit seinen Gedanken beschäftigt sei und von der Außenwelt nichts höre. Nun gab Jahn sein Vorhaben auf, und ein Zug tiefer Verachtung legte sich um seine Mundwinkel.

Es war schon dunkel geworden, als er von seinem Spaziergang zurückkehrte, und im Kontor auf dem Stätteplatz befand sich kein Licht mehr. Aber Jahn öffnete, trat in den kalten Raum, entzündete ein Licht und ließ sich an seinem Pult nieder. Schmerz und Schwermut übermannten ihn. Immer wieder drängte sich seine Frau in seine Vorstellungen, und die Thränen schossen ihm stromweise aus den Augen. Aber auch seiner beiden Mädchen gedachte er. Welche stolzen Pläne hatte er mit ihnen gehabt; wie hatte er sie verzogen und verwöhnt! Was winkte ihnen nun in der Zukunft? Ein furchtbares Weh auch um sie bemächtigte sich seiner. Angst, Reue und Mitleid wühlten in seiner Brust. Von Dagmar und Minna gingen seine Gedanken zu seinem Sohn, zu Ebba, zu seinem Bruder Fritz, zu Ahne Guldang. Steinfiguren! Keine Menschen! — Und doch Menschen, vielleicht die, mit denen später die Erde bevölkert sein würde, wenn die Möglichkeit, das Dasein zu fristen und vorwärts zu kommen, stets geringer werden, wenn der Verstand dereinst allein das Szepter schwingen

und die praktische Religion der Selbstsucht die allein herrschende sein würde. Jahn sah in der Zukunft den Verkauf der Villa, das Forttragen der Möbel und der übrigen Einrichtung, seinen Umzug in eine kleine, bescheidene Wohnung, die schmerzvollen Gesichter seiner Lieben, die Scham, die Trauer, die Demütigungen, kurz, den ganzen Jammer, der dem Unglück folgt, wie dem Herbst der Winter. Und dann! Und dann? Was würde alsdann geschehen? Er wußte es nicht! Er mochte auch schon nicht mehr denken.

Während er so da saß, den Kopf tief in die Hände vergraben, sinnend, grübelnd und sich verzehrend, mehr dem Tode als dem Leben zugewandt, ward plötzlich geklopft, und Christian Ohlsen stand vor dem tief Bedrückten.

„Entschuldigen, Herr Stadtrat, wenn ich störe," drang's unsicher aus des Alten Munde. „Ich ging über den Stätteplatz, und da sah ich Licht und — Licht — und meinte — meinte — daß vielleicht —"

Weiter kam er nicht, er stand verlegen da und schob nach seiner Art die Zunge hinter die linke Backe.

„Ja, ja, ich bin's, guter Ohlsen," gab Jahn langgezogen zurück und sah dem alten, treuen Freunde traurig ins Auge. „Und gehen Sie nur. Ich schließe dann ab" —

Aber mehr sagte er nicht, denn er sah, wie schwere Thränen langsam aus den Augen des Alten tropften, wie sie auf seine Hände fielen, und wie er sie in ungeschickter Weise abzutrocknen suchte. Er sah's, obgleich nur das kleine Licht den Raum erhellte.

„O, Herr Stadtrat haben Sorgen, schwere Sorgen. Ich weiß es," stieß Ohlsen heraus. „Und das drückt mich mein Herz ab. Könnte ich blots etwas thun. — Herr Stadtrat werden es mir nicht verübel nehmen, wenn ich bitten thu', daß Herr Stadtrat doch mein kleines Kapital ins Geschäft nehmen wollten, und könnte ich denn ja später, wenn allens wieder in Gang, später, später — vielleicht mal en büschen Zinsen kriegen. — Abers wenn das nicht ist, — denn, denn so thut das auch garniks. Wenn Herr Stadtrat blots geholfen wird — das, das —" Nun war's an Jahn, sich die Augen zu trocknen. Die Thränen wollten sie ihm schier verschleiern, und er war auch in seiner Rührung nicht imstande, dem braven Mann zu antworten.

Endlich streckte er mit einer heftigen, zitternden Bewegung die Hand aus, und als Ohlsen auf ihn zueilte und ihm seine Rechte bot, drückte er sie ohne Worte immer und immer wieder.

Es war einer von den Augenblicken, in denen der Schöpfer zu den Menschen niedersteigt und

sie des höchsten Glückes teilhaftig werden läßt, das in einer Menschenbrust Raum gewinnen kann; ein Augenblick, in dem der Vernunftbegabte fühlt, daß es doch noch etwas anderes in der Welt giebt als Speise, Trank und Sinneslust, und daß in einfältigen Seelen jene Gottheit wohnt, in der alle Quellen der Güte und Barmherzigkeit zusammenfließen. In solchen Stunden schaut er mit Verachtung auf das äußere Treiben, das ihn umgiebt, und in dem er selbst täglich eine Rolle spielt, wie die Menschen nach Rang und Würden streben, Titeln und Orden nachjagen, sich besser dünken als ihre Nebengeschöpfe, selbst im Gruß einen Unterschied machen, hier tief dienern, dort vornehm den Kopf neigen und vergessen, daß es einst für alle doch nur Ein Bett giebt, Ein Bett für Fürsten und Bettler: die Erde — —.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Am kommenden Morgen erhob sich der Stadtrat, der schon seit geraumer Zeit ein Schlafzimmer für sich bezogen hatte, früher als gewöhnlich und machte, da das Frühstück noch nicht bereit war, seinen Gedanken nachhängend, einen Spaziergang über den Stätteplatz. Das Anerbieten Ohlsens, so wenig er es zu nützen gedachte, hatte ihm gegenwärtig ein Gefühl freudiger Kraft verliehen. Er sah wie der Schiffbrüchige in der Ferne ein Segel auftauchen, und der alte Mut begann sich vorübergehend in ihm zu regen. In der Nacht waren allerlei geschäftliche Pläne in ihm aufgestiegen, über die er sich sogleich mit Eisberg beraten wollte.

Als er nach viertelstündiger Wanderung in die Villa zurückkehrte und das Speisezimmer betrat, sah er Dagmar dem Dienstmädchen in

großer Hast einen Auftrag erteilen, und als diese das Zimmer verlassen, fiel ihm seine Tochter, ehe er noch zum Wort gelangen konnte, mit verzehrendem Schluchzen um den Hals.

„Mama gehts sehr, sehr schlecht. Die ganze Nacht hat sie phantasiert; ich habe die größte Angst ausgestanden und Dich nur nicht geweckt, weil ich Deine Ruhe nicht stören wollte. Eben habe ich zu Doktor Adler geschickt. — Jetzt schläft sie ein wenig. Ach, ich bin so grenzenlos traurig, — ich fürchte — ich fürchte, lieber Papa —“

So ging's rasch und abgebrochen aus Dagmars zuckendem Munde, und weiteren Nachfragen von seiten ihres Vaters vermochte sie zunächst nicht Rede zu stehen.

Durch des Stadtrats Brust aber zog ein namenloses Gefühl. Nun hatte eben die Sonne wieder einen warmen Strahl herabgesandt, aber es schien, das Schicksal wollte doch, daß er jeglichen Schmerz bis zur Neige auskosten sollte.

Der Tag verlief in Sorgen und Ängsten. Ein furchtbares Nervenfieber raste in dem Körper der armen Frau und griff immer mehr um sich. Zwei Tage und eine Nacht lag sie mit wirren Reden, wollte aus dem Bett, hatte nur zeitweilig kurze, lichte Augenblicke und sah dann ihre Angehörigen mit Blicken an, die ihnen ins Herz schnitten.

Adler wich während dieser Zeit fast nicht aus der Villa. Er beauftragte einen Kollegen, seine Praxis wahrzunehmen, und widmete sich mit beispielloser Aufopferung der Pflege der Frau. Ihm zur Seite stand unermüdet Dagmar, die, wie er, weder das Bett suchte, noch sich sonst Ruhe gönnte.

Gegen abend des letzten Tages schlug das Fieber um, der Puls fiel von der gefährlichen Höhe herab, aber sank nun wiederum so tief, daß die Lebenskraft jeden Augenblick zu erlöschen drohte.

Im Nebenzimmer saßen der Stadtrat und Minna. Das Kind weinte und zitterte am ganzen Körper. Vorahnungsschauer hasteten durch ihre Seele und machten das tieffühlende Geschöpf fassungslos; der Stadtrat aber verharrte in einem dumpfen Schweigen. Er schien völlig gebrochen.

Der Doktor war, wie immer, äußerlich ruhig, litt aber schmerzlich darunter, daß er nicht helfen konnte. Ihm wollte scheinen, er habe kein Anrecht auf das liebliche Kind, das mit dem blassen Angesicht und den von Angst und Sorge kranken und doch so schönen Augen neben ihm stand, wenn er ihre teure Mutter nicht rettete. Nun eben hatte er der völlig Erschöpften Champagner eingeflößt und wartete die Wirkung ab.

Wirklich schlug die Kranke die Augen auf

und starrte durch das matterleuchtete, dichtverhängte Gemach geradaus ins Leere.

„Mama," flüsterte Dagmar, die eine leise und sie unbeschreiblich beglückende Hoffnung beschlich, mit zitternder Stimme. „Erkennst Du mich?"

Die Frau bewegte langsam und müde das Haupt. Und „Eduard! Eduard!" flüsterte sie dann sehnsüchtig.

Nun schlich Dagmar auf den Zehen ins Nebengemach und winkte ihrem Vater. „Ich bitte, lieber Papa, — komm!"

Jahn trat leise, fast furchtsam auf; dem Manne, dem sein Bestes auf der Welt hier ruhte, der sich so grenzenlos armselig fühlte, da er sie, sie verlieren sollte, rannen die Thränen aus den Augen. Mit sanfter Miene und Gebärde griff er nach ihrer matten Hand und fühlte einen leisen Druck — —

„Unser Sohn?" hauchte sie.

„Wir erwarten ihn jeden Augenblick — —"

Sie nickte kaum merkbar, dann fiel ihr Auge auf Minna, die fast besinnungslos vor Schmerz ihrem Vater gefolgt, und nun am Bettende niedergefallen war und weinte. „Mein — süßes Kind —" drang's aus dem Munde der Sterbenden. Aber ihr Blick traf auch Adler und Dagmar, die unter dem Halblicht dastand wie ein weißes Marmorbild.

Als die Kranke Dagmar so herzzerreißend anblickte, kam's plötzlich über den Doktor wie eine Eingebung von oben. Vielleicht vermochte er durch eine große Herzensfreude die gesunkenen Kräfte der Dulderin doch noch zu beleben, ihr die Fäden zu reichen, an denen sie ihren sterbenden Geist wieder emporrichtete. Rasch sich des Stadtrats Zustimmung versichernd, — für Sekunden trafen sich ihre Blicke, und sie verstanden sich in dem Augenblick der Gefahr blitzschnell, ohne Worte, — ergriff er der gramverzehrten, aber bei seiner Berührung glücklich zusammenzuckenden Dagmar Hand, zog sie, ihr leise und zärtlich einige Worte zuflüsternd, dichter ans Bett, kniete nieder und sprach, das Auge der Frau suchend: „O! leben Sie! Raffen Sie sich auf, und richten Sie Ihre Gedanken auf eine bessere Zeit! Sehen Sie! Dagmar will mein sein fürs ganze Leben. Ich bitte! Segnen Sie uns!"

Und da war es wirklich, als ob die Decke sich spalte, und neues Leben herabflute. Die Augen der Kranken wurden groß und weit, und selig beglückt nickte sie mit verklärtem Ausdruck, erhob die matte Hand und flüsterte:

„Ja! Ich segne — euch, meine Kinder. — Und nun — nun — möchte — ich — le—ben —"

Aber in demselben Augenblick, wo die Hoff-

nung auf Glück ihre Seele noch einmal belebte, schwanden die Kräfte gänzlich, das Auge brach. Noch wenige Sekunden, — dann war sie dahin — —.

Noch ahnten die Kinder nicht das Entsetzliche. Aber als nun Adler sich erschrocken emporrichtete, der Toten Hand ergriff, an ihrem Herzen horchte, ihr ins Auge schaute, und ihnen aus dem Zucken seines Angesichts offenbar wurde, was geschehen, da drang ein gellender Schrei aus dem Munde der Mädchen, und wie verzweifelt warfen sie sich über die Leiche — —

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Während sich dies in der Jahnschen Villa ereignete, herrschte in Toni Nests Wohnung das lustigste Leben. Fritz Stadtkassierer, der am Nachmittag getraut worden war, gab Hochzeit. Zweiundzwanzig Personen hatten sich zu der Feier eingefunden und fanden Mühe, all das Gebotene an Braten, Kuchen und sonstigen Speisen zu bewältigen. Es war eine eigentümlich zusammengesetzte Gesellschaft. Ein in den Föhrder Kreisen wenig angesehener homöopathischer Arzt, Doktor Mule, der wegen seiner impertinent großen Ohren Ohren-Mule genannt wurde, führte insbesondere das Wort und brachte zahlreiche Gesundheiten aus, die, je stärker er der Flasche zusprach, desto thörichter ausfielen. Als er am Ende gar Toni Nests Hund leben ließ, schüttelten sich zwar die übrigen vor Lachen, Fritz Stadt-

kassierer aber zog den Mund und machte, trotzdem er der Gastgeber war, ein mehr als mißvergnügtes Gesicht. Er mochte den Doktor besonders deshalb nicht, weil es in Föhrde hieß, Toni habe ihn bisher begünstigt. Aber letztere drückte ihrem Gemahl unter dem Tisch die Hand und flüsterte ihm besänftigende Worte zu, die seinen stummen Groll zu keinem Ausbruch gelangen ließen.

Kein einziges Mitglied des Kreises gehörte zu der guten Gesellschaft. Ein dem Trunk ergebener Zollbeamter mit Namen Piep, ein Winkelschreiber Spritzmaack, der Agent Karlsen, ein mit Schulden überlasteter und meist aus andrer Leute Tasche lebender Hauptmann a. D. von Magentort, der bei dieser Gelegenheit mehrere Lieder sehr zweideutigen Inhalts zum besten gab, ferner zwei nicht mehr junge, aber sehr vollgebaute Witwen und Spezialfreundinnen Tonis machten sich hauptsächlich bemerkbar. Die letzteren, die mit ihren kleinen Pensionen einen unbegreiflichen Aufwand trieben, benahmen sich außerordentlich frei und ließen, ohne Einwand zu erheben, einigemale Scherze an ihr Ohr klingen, die einem unverheirateten Wachtmeister die Röte in die Stirn getrieben haben würden.

Fritz und Toni fühlten auch sehr wohl, daß sie ihr Ansehen durch solchen Verkehr nicht hoben,

aber die Frau besaß keinen anderen Umgang, und Fritz, der zwar die ganze Stadt kannte, aber niemandem irgend wie nahe stand, hatte aus Mangel an Bekanntschaft vorläufig zu allem ja und amen gesagt, sich aber vorgenommen, nach der Hochzeit die ganze Gesellschaft zum Teufel zu jagen.

Während sich in den Vorderräumen die Hochzeitsgäste der Lust hingaben, hantierte draußen in der Küche die alte Stille neben einer Kochfrau, einem Mädchen und einem Lohndiener Eben war der letzte Gang mit Käse und Obst aufgetragen, und die Genannten schickten sich an, nunmehr auch ihren Magen zu ihrem Recht zu verhelfen. Aber bevor sie sich zurechtgesetzt und die Schüsseln ergriffen hatten, steckte der Gärtner und Hausbesitzer Kuhsewald den Kopf in die Thür und meldete, daß Frau Stadtrat Jahn soeben verschieden sei. Diese Nachricht rief unter dem Küchenpersonal eine außerordentliche Aufregung hervor.

Die alte Stille schüttelte in ehrlicher Teilnahme den Kopf, ließ bedauernd klingende Zungenlaute ertönen und wußte, gedrängt, sich über das Ereignis auszulassen, zu erzählen, daß die Stadträtin an „hochgradige Universität" gelitten hätte. Und als die übrigen von einer solchen Krankheit noch niemals gehört zu haben erklärten, beschrieb

sie den Zustand, indem sie auseinandersetzte, es wäre so was von „Swäche“ in die „Externitäten.“

Der Lohndiener Schierling fand alsbald Gelegenheit, die traurige Kunde dem Winkelschreiber Spritzmaack beim Einschenken des Champagners zuzuflüstern, und obgleich Spritzmaack es eigentlich rücksichtsvoller fand, die erschütternde Thatsache den Gästen vorzuenthalten, wußten es doch nach fünf Minuten bereits alle Tischgenossen bis auf Fritz Stadtkassierer. Als aber diesen das sonderbare Horchen, Zischeln und Nachfragen neugierig und mißtrauisch machte, konnte Toni, die mit ihren unheimlichen, schwarzen Augen wie ein lauernder Dämon dasaß, schon aus Schadenfreude gegen Eduard Jahn nicht mehr an sich halten.

Indem sie jedoch eben den Mund zum Sprechen öffnen wollte, wechselte Fritz Stadtkassierer plötzlich in unheimlicher Weise die Farbe, und ehe Toni es hindern konnte, verlor er das Gleichgewicht und fiel seiner Tischnachbarin wie tot in die Arme.

„Doktor, Doktor!“ schrie die Frau in tausend Ängsten. Mule sprang auch sofort hinzu, und die Gäste halfen den, wie der Doktor erklärte, vom Schlage getroffenen und der Sprache und Bewegung beraubten Mann aufs Sofa betten.

Das Weib hätte in ihrem Zorn den Himmel mit Fäusten packen und rütteln mögen. Sie dachte nicht an den Unglücklichen, der wie leblos

dalag, und um den Mule eifrig beschäftigt war; sie dachte nur an den Streich, den die Vorsehung ihr gespielt hatte. Nun sollte sie für den Rest ihres Lebens bei diesem stummen, gelähmten, verdrießlichen Misanthropen die Krankenpflegerin spielen! Wo blieben die herrlichen Aussichten auf Reisen, Vergnügungen und alle übrigen Lebensfreuden, die sich ihre Phantasie so verlockend ausgemalt hatte?

Ein „solches Malheur“ konnte doch auch nur ihr zustoßen! Wenige Stunden früher, und der Priester würde ihre Hände noch nicht ineinander gelegt haben! Nun aber war sie seine Gattin, hieß Toni Jahn und war gezwungen, all' die lästigen und ihre Freiheit und Unabhängigkeit lähmenden Pflichten zu üben!

Natürlich hatte es nun mit dem Fest ein Ende, und die Gäste, wie immer, vor dem Unglück wie vor einem Raubtier fliehend, zogen sich sobald wie möglich zurück. Der einzige, der noch zurückblieb, war Mule. Er befand sich aber in einem nichts weniger als nüchternen Zustande und erklärte, nachdem der Kranke im gemeinsamen Schlafzimmer der Ehegatten gebettet worden war, auf Tonis unruhige Frage, ob überhaupt Besserung zu erwarten sei, stotternd, daß jedenfalls viele, viele Monate darüber vergehen könnten, und daß bei Fritz Stadtkassierers Alter wohl noch längere

Lebensdauer, aber schwerlich je eine Heilung anzunehmen sei.

Für diese Auskunft hätte Toni ihrem früheren Günstling am liebsten einen Schlag in sein trunkenes Gesicht versetzen mögen. Und als auch er gegangen, und die Frau allein in dem erleuchteten Raume neben dem mit Wein begossenen und mit geleerten Flaschen, halbausgetrunkenen Gläsern, entblätterten Blumen, Brotkrumen und zerknitterten Servietten bedeckten Speisetische stand, da ballten sich ihre Hände, ihre weißen Zähne schoben sich knirschend zusammen, und ihre Wut kannte keine Grenzen. Wenn doch der Himmel einmal Fritz Jahns Ende beschlossen, weshalb hatte er dann sein Werk halb gemacht? Wozu solche elende Pfuscherarbeit? Der Tod sollte doch kommen und ihm den Rest geben. Was sollte eine solche Ruine noch auf der Welt?

Zuletzt riß Toni die Fenster auf, holte tief Atem und rief mit herrischer Stimme die Dienstboten herbei. Sie legte selbst Hand mit an beim Abdecken und Abräumen und wirtschaftete mit einem Eifer umher, als ob sie nur so die Gefühle der grenzenlosen Enttäuschung und des kochenden Unmuts über den Ausfall der Hochzeit in sich dämpfen könne.

Drinnen aber lag Fritz Stadtkassierer und stöhnte. Er wollte nicht allein sein, und namen-

lose Qualen zogen durch seine Brust bei der Vereinsamung, die ihm wurde, schon an diesem ersten Tage seiner Ehe. Und er würde in seiner gräßlichen Pein, Angst und Verzweiflung „Toni! Toni!“ gerufen, ja, geschrieen haben, — wenn er überhaupt einen Laut hervorzubringen vermocht hätte.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Die erste, die am Morgen nach dem Tode der Stadträtin das Jahnsche Haus betrat, war Frau Kartheuser.

„Dank, daß Sie gekommen sind, meine hochverehrte Frau Doktor!“ hub Jahn nach dem ersten Ausbruch des Schmerzes an, und die Freundin mit sich in sein Arbeitszimmer ziehend, ließ er sich neben ihr nieder. „Etwas Trostreicheres konnte mir nicht begegnen, als Ihr Erscheinen. Ich sehnte mich unbeschreiblich nach Ihrem Wort und Blick, und wenn Sie uns nicht besucht hätten, würde ich heute noch bei Ihnen vorgesprochen sein.“

Später führte der Mann die Freundin an das Bett der Toten und sagte:

„Zu gut war sie für diese Welt! Vor Gram brach ihr Herz, und da sie dahingegangen, habe

auch ich nichts, nichts mehr, was mich ans Leben fesselt."

Der Mann weinte wie ein Kind. So leer, so armselig lag das Leben vor ihm!

Die Doktorin aber schüttelte den Kopf und faßte seine Hand. „Ich weiß, unter dem Eindrucke des Schmerzes spricht mancher wie Sie, lieber Freund, und ich begreife nur zu gut, daß sich bei einem so ungeheuren Leid die Gedanken verirren. Aber Sie werden sich wieder finden! Der Anblick ihrer Kinder wird Sie emporrichten, die Pflicht wird lauter reden, als der Kummer." Und nach einer kleinen Pause: „Haben Sie bereits Nachrichten von Ihrem Sohn und Ihrer Schwiegertochter, lieber Stadtrat? Wann treffen sie ein?"

Jahn schloß die Augen unter dem Druck der ihn bestürmenden Gefühle und Gedanken und seufzte, ohne zunächst Worte zu finden, tief auf. „Nichts!" stieß er dann heraus. „Seit dem Fortgang der beiden erfuhren wir eigentlich nur von Boltens Näheres. Ich weiß zur Zeit nicht einmal, wo mein Sohn ist. Gleich nach dem Ableben meiner Frau sandte ich zu meiner Verwandten, um seine jetzige Adresse zu erfahren. Ahne ließ zurücksagen, daß sie sie bestimmt nicht anzugeben vermöge, es sei vermutlich die frühere in Paris. Boltens kamen dann auch noch in

später Abendstunde. Aber lieber hätte ich sie nicht gesehen!“ stieß der Stadtrat finster heraus: „Worte, Worte! Nichts als Worte! Ich las einmal:

Des höchsten Nordens eisiger Frost
Ist warmer Hauch, wenn sie mit ihren kalten Seelen reden!

Und so war's mir auch, als die beiden sprachen. Diese furchtbaren Egoisten kennen nur sich, und die Selbstsucht ist ihr alleiniger Gast von früh bis spät.“

„Sie sind unter Ihrer Stimmung doch etwas hart und ungerecht, lieber Stadtrat,“ besänftigte die Frau. „Gewiß, Boltens gehören nicht gerade zu den warmblütigen Personen. Aber was wollen Sie? Solche Leute repräsentieren den Durchschnitt der Menschheit, und daß der Postdirektor und Ahne in diesem Falle wirklich mit Ihnen fühlen, ist zweifellos. Wen sollte ein so furchtbares Schicksal nicht rühren?“

„Ah, Sie wissen nicht, liebe Freundin,“ zitterte es aus Jahns Munde, „was man alles erlebt, wenn das Unglück über einen gekommen. Solange ich im Glücke war, steckten die Leute mir gegenüber Masken vor; aber sobald das Schicksal über mich hereinbrach, erkannte ich ihre wahren Gesichter. Die Welt flieht das Unglück wie eine Krankheit. Aber Sie haben recht, liebe Frau

Doktorin. Ich darf nicht klagen, solange es Menschen giebt, die ein Herz besitzen, wie Sie und Ihr Mann."

Vordem sie die Villa verließ, begab sich die Doktorin zu den Kindern, und sprach liebevoll und tröstend auf die beiden Mädchen ein.

Aber als sie schon auf den Treppenstufen des Hauses stand, kam ihr Jahn noch einmal nachgeeilt.

„Ich vergaß unter den mich beherrschenden Eindrücken des Schmerzes, Ihnen, verehrte Frau Doktorin, eine Mitteilung zu machen, die Sie, ich weiß es, mit Freude erfüllen wird. Adler hat noch in den letzten Augenblicken ihres Lebens für sich und Dagmar um den Segen der Sterbenden gebeten. Sie haben sich im stillen verlobt und sind in ihrer Liebe unendlich glücklich. Unter diesem Eindruck verschied auch meine gute Frau. Doch bitte ich, nur mit Ihrem Manne davon zu sprechen. Selbst Boltens mache ich keine Mitteilung. Vorläufig bleibt die Verlobung ein Geheimnis."

„Sehen Sie! Sehen Sie!" rief die Doktorin fast stürmisch und mit der ihr eigenen Wärme der Überzeugung. „Da sandte Ihnen der Himmel gleich wieder Glück und Hoffnung für die Zukunft ins Haus. Und Sie wollten verzagen? Nein, mein Freund! Ihnen sind Prüfungen ge-

worden, aber, glauben Sie, aus diesen erwächst neues, freudiges Leben! Und noch eins —“ schloß die Frau, etwas verlegen und hastig sprechend: „Ich habe Ihnen von meinem Mann zu sagen, wenn Sie irgendwie — irgendwie — vielleicht in dieser schweren Zeit seiner — seiner — Kasse bedürften, — dann, dann —. Verzeihen Sie, lieber Freund. Ich bin recht ungeschickt —. Aber, nicht wahr? Sie sehen nicht auf die Form, Sie wissen, wie wir's meinen, und stellen ihre Freunde auf die Probe.“

Jahn sah der Trefflichen ins Auge. Zu sprechen vermochte er nicht.

Und doch kamen in der nächsten Zeit immer wieder Gram und Verzweiflung über den Mann. Mit jedem Tage empfand er mehr, was er an seiner Frau verloren. Sie war nicht mehr da und sah ihm mitfühlend ins Auge, sie legte nicht mehr mit sanftem Druck die Hand auf seine Schulter; ihr gutes, liebes Gesicht fehlte, wenn er vom Kontor nach Hause kam, wenn die Abende herannahten. Da, da hatte sie gesessen und war aufgesprungen, um es ihm bequem zu machen. Sie hatte still nach seinen Wünschen geforscht, geplaudert, wenn er es mochte, und geschwiegen, wenn er nicht reden wollte. Immer wußte Sie ihn zu besänftigen und aufzurichten. Wie ein Geist der Milde und Versöhnung hatte sie ihn umgeben.

Eduard kam zum Begräbnis, aber allein, und er blieb auch nur einen Tag, und zwischen ihm und seinem Vater wurden kaum fünf Sätze gewechselt. Ebba sei krank, habe deshalb zu ihrem Schmerz ihn nicht begleiten können, und ihres nicht unbedenklichen Zustandes halber müsse er so rasch wie möglich wieder zurückkehren. So wich Eduard Jahn am besten den lästigen Fragen aus, so verhüllte er am bequemsten das Angesicht vor der Not, so beschwichtigte er am leichtesten sein Gewissen, das noch nicht ganz erloschen war.

Von allem, was dem Stadtrat geschehen, traf ihn diese Herzlosigkeit am furchtbarsten. Sonst verwischte gemeinsames Leid alles andere; in den Menschen kam in solchem Fall allein das Gefühl zum Durchbruch, und was sie vordem etwa getrennt, trat als nebensächliches Geschehnis in den Hintergrund.

Wären jetzt warme Töne, solche des Mitgefühls und der Liebe aus Ebbas und Eduards Munde gedrungen, Jahn würde beide zärtlich umfaßt und alles, was vorgefallen, vergessen haben.

Aber Eduard fand kein Wort für seinen Vater. Sicher hatte er seine Mutter geliebt, aber sein gefangenes und eingeschnürtes Herz hatte nur Spannkraft für die Frau, die ihn jetzt beherrschte, welche die seinem Genuß dienenden Millionen in der Hand hatte. Und sie wollte

nicht kommen! Sie wünschte unter allen Umständen keine „Geldrelationen" mit ihrem Schwiegervater zu haben, und wo sie gekränkt war, da gab's auch kein Vergessen! —

Fritz Stadtkassierers trauriges Schicksal ging übrigens an Jahns trotz eigenen Leids keineswegs gleichgiltig vorüber. Namentlich Dagmar vergaß gegenüber solchem Schicksal alle Kränkungen, die ihr geworden. Sie besaß die Seele ihrer Mutter; wo das Unglück erschien, da erwachte ihr Mitgefühl.

Sie sandte mitten unter den Aufregungen zu Toni und ließ sich im Namen der Familie nach Fritz' Befinden erkundigen, und als Adler kam, zu dem Toni am nächsten Morgen gesandt hatte, forschte sie ihn voll Sorge aus, wie es stehe, und welchen Verlauf er vermute.

„Du edles Herz, Du gute Seele," flüsterte der Mann, Antwort erteilend, und schloß seinen Schatz in die Arme. —

Vierundzwanzigstes Kapitel.

An dem Todestage der Frau Jahn saß Felix Kartheuser spät abends in seinem kleinen, wohldurchwärmten und gemütlichen Arbeitszimmer. Eben hatte er seine Schularbeiten vollendet und griff nun nach den Blättern, die ihm seiner Zeit der Graf zum Durchlesen überlassen und neuerdings zurückgefordert hatte. Er wollte vor der Wiederablieferung nochmals einen Blick hineinwerfen. Er wurde jedoch bei der Lektüre durch Klopfen gestört, und als auf sein „Herein!" die Thür sich öffnete, stand zu seinem Erstaunen Karl Valentini vor ihm.

„Du — Du — Karl?" drang's aus Felix' Munde. „Und noch so spät?"

Seit dem Tanzschulball hatte er mit seinem Kameraden kein Wort wieder gewechselt und ward deshalb durch dessen unerwarteten Besuch aufs höchste überrascht.

„Ja — ich — komme, — um Dir etwas sehr Trauriges mitzuteilen,“ stieß Karl Valentini ernst und sichtlich erregt heraus. „Und dann will ich Dich auch bitten, mir nicht mehr bös zu sein! Ich war bei unserem Streit im Unrecht, aber Du wirst Dich niemals wieder über mich zu beklagen haben.“

Felix Kartheuser ward durch Inhalt und Ton dieser Anrede so gerührt, daß er nicht einen Augenblick wegen der Antwort schwankte. Er streckte die Hand gegen Karl aus, und als dieser sich ihm zum Versöhnungskuß näherte, umarmte er ihn stürmisch und erwiderte seine Zärtlichkeit.

Nun gestanden sich die Knaben, wie sehr in der Zwischenzeit die Entfremdung auf ihnen gelastet habe, wie jeder hätte das erste Wort geben mögen, und es doch nicht habe über die Lippen bringen können. Auseinandersetzungen über Geschehenes sollten nicht, durchaus nicht stattfinden, zudem erklärte Felix großmütig, daß auch er nicht ohne Schuld gewesen sei.

Als Karl Valentini dann mit der im Eingang seiner Rede angedeuteten Nachricht hervortrat und Felix mitteilte, Theodor, der seinen Ausgehetag gehabt, habe ganz bestimmt gehört, Frau Stadtrat Jahn sei — gestorben —, da war Felix’ gute Stimmung dahin. Der Knabe war gar nicht zu beruhigen, lief erregt im Zimmer auf

und ab und fiel zuletzt unter den Worten „O Mensch, Mensch. Die arme Minna!“ Karl um den Hals und weinte bitterlich. Und Karl weinte mit. War er doch gekommen, weil ihn selbst die Nachricht so tief erschüttert hatte, war sie es doch, die ihn veranlaßt, seinem Kameraden Felix zu sagen: „Komm, wir wollen die alten sein, denn unsere Minna hat ein so tiefer Kummer betroffen!“

In dem Schmerz der Knaben, die um das Leid einer dritten von ihnen geliebten Person ihre Fehde begruben, lag etwas Großes, und nichts konnte Karl Valentini mehr zieren, als der Entschluß, nun zu seinem Nebenbuhler zu gehen, ihn zu trösten und sich selbst Trost zu suchen.

Als er endlich Abschied nahm, sagte er mit vollkommenem Ernst und gehobener Stimme:

„Ich muß Dir noch etwas mitteilen, Felix, bevor wir heute auseinandergehen. Von heute an verzichte ich ganz auf Minna Jahn! Nie wirst Du in Zukunft bemerken, daß ich sie lieb hatte. Natürlich, jetzt trete ich ganz vor Dir zurück. Ihrem Vater geht es schlecht, und ihre Mutter hat sie verloren! Nun darfst Du sie nie und nimmer wieder verlassen! Nichtwahr, so denkst Du doch auch?“ fuhr der Knabe, vielleicht seinem schmerzlichen Verzicht durch diese Frage noch einmal einen leisen Hoffnungs-

schimmer zuführend, fort, und seinem Kameraden mit entschiedenem und gleichsam zum Entschluß zwingenden Blick ins Auge schauend.

„Ja," erwiderte Felix Kartheuser fest und durch des Freundes Ernst in seinen Entschlüssen nun noch mehr befestigt. „Ja, Karl! Ich will bloß Minna Jahn und keine andere lieb haben, und wenn ich erst groß bin und etwas vorstelle in der Welt, dann heirate ich sie."

Karl nickte mit dem Kopf, und in seinen Mienen stand geschrieben: „Ja, so handelt ein ehrlicher Junge, und so soll es sein, obgleich mir das Herz dabei blutet."

Und Felix Kartheuser empfand all' das Herrliche, was in seines Kameraden Seele sich rührte, und weil er es empfand, und weil es ihn mit Achtung und Bewunderung erfüllte, zog er Karl an sich und flüsterte:

„Du bist doch ein lieber, prächtiger Kerl, und soviel will ich Dir sagen, ich bleibe ewig Dein Freund, und wenn ich, wenn ich —" hier weinten sie beide nochmals bitterlich, — „sterben sollte, — dann, dann, Karl, mußt Du Minna heiraten!"

„Ja, das thue ich," rief der Knabe kühn und entschlossen und wischte sich über die Augen. „Das heißt," fuhr er leise und mit rührender Stimme fort, — „wenn, wenn Minna mich haben will — —"

Ja, wenn Minna ihn wollte!

Während so die Knaben Gebäude der Zukunft aufrichteten, lächelte das Schicksal mit einem schwermütigen Lächeln, sogar ein Anhauch mitleidigen Spottes mischte sich in die ernsten Züge der unsichtbaren Göttin.

In derselben Nacht aber dichtete Felix noch ein Poem. Er konnte nicht schlafen. Das Gedicht war anfänglich überschrieben:

Bei meiner Schwiegermutter Tod.

Das Wort „Schwiegermutter“ aber wurde später ausgestrichen, und Felix setzte statt dessen nur drei Kreuze hin. Die ersten Verse lauteten:

1.

„Es drücken kalt die rauhen Tage;
Der Winter ist's, der gegen meine Fenster schlägt!
Ich meinte schon, das sei ein Grund zur Klage,
Doch sieh! was nun das Schicksal mir entgegenträgt!

2.

Die beste Frau, sie ist verschieden!
O wein', Natur! schrei auf, mein armes Herz!
Was soll denn nun das Leben noch hienieden,
Wenn einer Minna Lächeln wandelt sich in Schmerz?

3.

Was soll's, wenn ihre Augen weinen!
Wenn meine eigene Lebenswage sinkt,
Und statt der Freude goldnen Schimmers
Das Leid aus schwermutvollen Quellen trinkt — —“

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Der Tod der Stadträtin Jahn hatte in Föhrde einen tiefen Eindruck hervorgerufen, und selten hatte in dem Städtchen ein Leichenbegängnis mit solcher Beteiligung aus allen Kreisen stattgefunden.

Dem Wort des Geistlichen, sie habe zu den Frauen gehört, die schon auf dieser Erde, einem Engel gleich, umherwandeln, war nun, da sie dahingegangen, von keiner Seite widersprochen worden, und das unerwartet harte Schicksal wendete auch die Gedanken der Menschen wieder mit freundlicheren Gefühlen zu dem so schwer betroffenen Gatten. Nun endlich war's ja auch erreicht! Stadtrat Jahn witzelte nicht mehr! Er hatte es gründlich verlernt! Wenn nur die Menschen freiwillig oder unfreiwillig ihre Nacken beugen, dann zieht eine sanfte Milde in die Brust der hadernden Pharisäer, dann werden diese zu nachsichtigen Richtern.

Niemand empfand außerhalb des engeren Kreises den Verlust der edlen Frau so sehr, wie Kartheusers. Sie legten Trauer an und nahmen in den ersten Wochen weder an der Geselligeit Teil, noch luden sie Gäste zu sich ins Haus. Wohl aber zogen sie die Jahnschen Kinder an sich, baten den Stadtrat, die einsamen Abende bei ihnen zuzubringen, und gaben Adler und Dagmar Gelegenheit, sich häufiger unauffällig zu sehen und zu sprechen.

Als Felix Kartheuser Minna zum erstenmal und zwar im Kartheuserschen Hause wiedersah, trat er auf sie zu und drückte ihr die Hand. „Minna!" drang's langgezogen aus seinem Munde, und sein teilnehmendes Auge suchte das ihre.

Das Kind nickte, allem Äußerlichen abgewendet, steif und ernst, und erst als er hinzufügte: „Es hat mir so furchtbar, furchtbar leid gethan, Minna. Immer dachte ich an Dich dabei," erhob sie mit raschem, innigem Aufblick die Augen, die sich aber jählings durch Thränen verdunkelten.

Und die Wochen und Monate gingen dahin. Schon wich der Winter bisweilen wärmeren Tagen. Noch immer war Jahn mit Liquidationsarbeiten beschäftigt, und noch immer verlautete — fast täglich ließ Dagmar nach seinem Befinden

fragen — nichts Gutes über Fritz Stadtkassierer. Allerlei seltsame Gerüchte durchschwirrten die Luft; man sagte, Toni solle von grausamer Härte gegen ihren Mann sein, und er breche stets in Thränen aus, wenn einmal — was freilich selten geschehe, — der eine oder der andere komme, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen.

Lange duldete auch Toni keine Besuche, sie ließ ihn nie mit Fremden allein.

Um den Anfang des März drängte sich der Winter nochmals ins Land. Es war eisig kalt und stürmisch, und die unfreundliche Witterung drückte auf die Seelen der Menschen. Auch Fritz Stadtkassierer empfand den Wechsel der Temperatur und sehnte sich nach Wärme und Sonnenschein. Einige wenige unverständliche Laute kamen bisweilen aus seinem Munde. Er war auf der linken Seite gänzlich gelähmt, und ohne Hülfe war's ihm kaum möglich, Nahrung zu sich zu nehmen. Neuerdings hatte er sich gewöhnt, seine Wünsche aufzuschreiben; Toni hatte ihm eine Tafel angeschafft, auf die er, sonderbarer Weise ebenso unzusammenhängend, wie die unartikulierten Laute aus seinem Munde drangen, die Worte kritzelte. Seit der Hochzeit, seit dem furchtbaren Ausgang des Festes brannte es der Frau auf den Lippen, ihrem Manne zu sagen:

„Nun, Fritz, wie wird's mit dem Testament?

Bist Du nun endlich entschlossen, dasselbe aufzusetzen? Ich will, daß die Sache in Ordnung kommt! Jeden Tag kannst Du dahingehen. Was wird dann aus mir? Ich hab' das Nachsehen —"

Aber jedesmal, wenn sie anheben wollte, schien er ihre Gedanken zu erraten. Mit demselben kalten Ausdruck, mit dem der Gesunde stets Menschen und auch Toni zurückgeschreckt, sah er sie dann an und bannte die Worte auf ihre Lippen. Und doch und dennoch mußte einmal mit der Sache ein Ende gemacht werden, und wenn's nicht anders war, wollte sie ihn zwingen. Sie hatte sich schon ausgedacht, daß sie ihn in die Kissen drücken und ihm zuschreien wollte: „Du weißt, was ich will, was Deine Pflicht ist, und was stillschweigend Dein Versprechen war, als ich auf Deine Werbung einging. Nun mach' ein Ende, oder ich lasse Dich hier liegen wie einen toten Hund."

Einmal abends, als er wiederholt Zeichen gemacht hatte, daß sie sich ihm nähern solle, und sie that, als ob sie's nicht bemerkte, vielmehr mit zusammengekniffenen Lippen, verdrossenem Ausdruck und unheimlich finsteren Augen da saß, eine Jacke auseinander trennte, und als die Nähte nicht nachgeben wollten, daran zerrte, als ob sie eine stählerne Zange auseinander reißen wollte, da wußte der Kranke genau, was in ihr vorging. Durch

sein Inneres zogen die Gedanken, und er wog mit kalter Ruhe ab, welchen Köder er auswerfen müsse, um für den Rest seiner sicherlich kurzgezählten Tage noch ein wenig Sonnenschein sich zu verschaffen. Aber obgleich er so hülflos wie ein im Ofen verglimmendes Scheit, erfüllt mit Angst vor neuen Anfällen, und zum erstenmal in seinem Leben liebebedürftig, aber ohne Liebe da lag, bäumte sich doch seine Seele dagegen auf, sich Wärme und Zärtlichkeit um Geld zu erkaufen.

Trotz, Eigensinn und Menschenverachtung, seine Grundfehler, waren aus dem gebrochenen Körper noch nicht geflohen Aber ein Gedanke kam ihm in dieser Stunde, als er das herzlose Weib vor sich sitzen sah, das er jetzt haßte mit der ganzen Kraft seiner Seele. Um der Ausführung dieses Vorhabens willen beschloß er zu heucheln. Um ihr den Todesstoß zu versetzen, wenn er selbst einging in die dunklen Länder, legte er er die Milde der Versöhnung äußerlich um seine Lippen, und er schrieb, nach seiner Tafel greifend:

„Liebe Toni, bestelle Kartheuser! — Testament —“

Nachdem er geschrieben, klopfte er mit dem gesunden Fuß auf den Erdboden und zwang sie, emporzusehen.

„Nun, was ist denn wieder?“ stieß das Weib, einen ‚seiner ewigen überflüssigen Wünsche‘

voraussetzend, heraus und sah mit finsterem, ungeduldigem Blick zu ihrem Manne hinüber.

Der Kranke erhob die Tafel und hielt sie ihr entgegen.

„Gutes," wollte er sagen; „Ku—ke" klang es.

Jetzt erhob sie sich langsam nnd mürrisch und nahm ihm das Geschriebene aus der Hand.

Nachdem sie gelesen, sah sie ihn, um den allzukrassen Übergang ihres Gesichtsausdruckes zu vermeiden, mit der alten, finsteren Miene an, aber als er nun so freundlich ihr zunickte und dadurch an den Tag legte, es sei um ihretwillen, daß er des Advokaten Anwesenheit wünsche, sprach sie alsbald in geläufiger Rede und in einem überaus liebenswürdigen und zutraulichen Ton auf ihn ein.

Ja, sie könne es nicht leugnen, es habe sie verstimmt, daß er seit der Hochzeit nur Gedanken für sich und keine für sie gehabt! Und um ihm den Glauben zu nehmen, sie fürchte seinen zu frühen Tod wegen der von ihr erwarteten und von ihm noch nicht herbeigeführten Erbverschreibung oder wünsche denselben herbei, um sich der Last der Pflege zu entledigen, warf sie hin, mit der Krankheit nehme er es allzu ängstlich. Doktor Adler prophezeihe schon in kürzester Zeit die völlige Wiederkehr der Kräfte, und bei seinem Alter und seiner Konstitution werde er noch

wieder so gesund werden wie kein Zweiter! Sie danke ihm, daß er ihr endlich an den Tag lege, daß sein Herz doch auch einmal wieder bei ihr sei. — Nicht um Geld und Gut sei es ihr zu thun, er möge das machen, wie er es wolle und für recht befinde, aber durch die von ihm ausgesprochene Absicht lege er doch an den Tag, daß sie nicht nur seine Krankenpflegerin sei, sondern seine ihm angetraute Frau.

Aber die Schmeichelreden, mit denen sie ihn einst bethört, verfingen nicht mehr! In den tieferen Winkeln seiner Seele war unabänderlich das Urteil über sie gesprochen, und nichts konnte des Mannes Entschluß mehr erschüttern. Es kam nun nur darauf an, die Sache so anzufangen, daß sie nichts merkte.

Zur Ausführung seiner Pläne bot sich ihm am folgenden Tage unerwartet Gelegenheit.

Toni war zu einem Kaffee ausgebeten und machte, wie bei ähnlichen Gelegenheiten, den Vorschlag, daß die alte Stille so lange um Fritz sein solle.

Fritz nickte, als ob er ganz einverstanden sei, und ermunterte seine Frau sogar, daß sie gehen und sich durch die Rücksicht auf ihn nicht abhalten lassen sollte, so lange wie sie möchte, fortzubleiben.

Freilich wurde dem alten Mann kurz nach

Tisch besonders schlecht zu mute, und die gewohnte Angst ergriff ihn. Aber er richtete sich doch mit aller Gewalt empor, entließ seine Frau und entbot die alte, freundliche Stille zu sich ins Wohnzimmer. Nachdem die gute Person eine Zeit lang geschwatzt und unter anderem geäußert hatte, daß, wenn er an Husten leide, er sich wie ihre Schwester in Husum gegen Zugluft einen „Pirator“ vor den Mund binden müsse, auch von einer Versicherungs-„Malice“ gesprochen hatte, die einem in Föhrde abgebrannten Bürger verkohlt sei, schrieb Fritz auf die Tafel, Ohlsen von nebenan solle kommen, und wenn er eintreffe, und noch jemand ihn besuche, solle sie seiner Frau nichts davon sagen.

„Niks erzählen, Herr Stadtkassierer? Dja, dja, ich verstehe. Auf meiner „Direktion“ können sich Herr Stadtkassierer gans verlassen!“

Ohlsen, der eben zum Kaffeetrinken nach Hause gegangen war, und den die alte Stille deshalb rasch hatte herbeirufen können, erschien alsbald, und Fritz schrieb auf die Tafel: „Will meinen Bruder sprechen; Eduard soll gleich kommen.“ Dem klugen Ohlsen ahnte etwas, er nickte, eilte rasch fort und lief auf den Stätteplatz ins Kontor.

Fritz, in Spannung ob des Kommenden, saß indessen unruhig da. Er schüttelte den Kopf, als die Stille mit Sprechen anheben wollte. Er mochte jetzt nichts hören. Er winkte ihr, fortzu-

gehen, und zeigte auf die Klingel. Aber sie verstand ihn nicht, blieb, strickte weiter an ihrem Strickstrumpf, holte ab und zu tief Atem oder sah nach dem erlöschenden Feuer im Ofen.

Zuletzt schrieb Fritz bei der von ihm beorderten und von der Alten herbeigeholten, kleinen Lampe:

„Wenn kommt, weggehen, nicht Zimmer bleiben."

Die alte Stille buchstabierte; in ihrem Gehirn dämmerte es auf, und sie sagte überlaut:

„Wenn Herr Stadtkassierer Besuch kriegen thun, soll ich mir so lange in der Küche applizieren?"

Ja, sie solle sich dann entfernen, und nun — Fritz Stadtkassierer überfiel ein förmliches Zittern — ertönte die Klingel, und Eduard Jahn erschien in der Thür.

Der Stadtrat fand vor Schrecken keine Worte, als er seinen Bruder wiedersah. So schlimm hatte er sich dessen Aussehen nicht gedacht, und weil er so tief erschüttert ward, eilte er auf den Leidenden zu, stellte sich neben ihn und strich ihm leise über das Haupt:

„Mein armer Fritz — —"

Und da brachen dem Kranken plötzlich die dicken, schweren Thränen wie einem Kinde aus den Augen und liefen über die Wangen. Es war ein herzzerreißender Anblick. Nun war der

schwer geprüfte Eduard doch so unendlich viel glücklicher als Fritz Stadtkassierer, der da lag wie ein kraft- und saftloses Nichts, ohne Sprache, ohne Bewegung, dessen Lippen zitterten, dessen Augen so schmerzlich umherirrten, der die gesunde Hand ausstrecken wollte, und dem sie, da er von Erregung und Schwäche überwältigt wurde, kraftlos herabsank — —

„Mein armer, lieber Fritz!“ wiederholte Eduard noch einmal. „Was willst Du? Was kann ich für Dich thun?“

Fritz bewegte den Kopf. „Rasch, rasch!“ wollte sein Mund sprechen, da er sich erinnerte, daß er ja kein freier Mann sei, daß das Schrecklichste seiner warten würde, wenn sie, Toni, erfuhr, daß sein Bruder bei ihm gewesen. So tastete er denn nach der Tafel und schrieb:

„Will Testament machen für Deine beiden Mädchen. Du Nutznießung bis zu Deinem Tode; Frau nichts, nur Pflichtteil; Kartheuser soll aufsetzen. Geheim halten. Wenn fertig, will unterschreiben. Meine Frau nichts wissen. Verzeihung, Eduard. — Wenn Toni immer noch schlechter gegen mich, Du mich holen, will bei Dir sterb— —“

Weiter kam er nicht. Das alles aufzuschreiben, kostete ihn eine ungeheure Anstrengung. Der Schweiß brach aus seiner Stirn, fast ohnmächtig fiel er zurück.

Nur seinem Bruder abzuwinken, hatte er noch Kraft, und eine Bewegung gegen die alte Stille zu machen, daß er trinken wolle. — Tief erschüttert, verließ Eduard Jahn das Haus. Draußen stürmte es und pfiff es um die Häuser und Giebel, und drinnen lag der Schwerkranke, dem keine Freude mehr auf der Welt winkte. Gegen den Stätteplatz aber wandte der Gesunde den Weg und warf einen unbeschreiblichen Blick gegen den dunklen, geheimnisvollen Himmel. Neue Hoffnung stieg neben ehrlicher Trauer in ihm auf. — —

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Es war Nachmittagszeit, und Adler befand sich, mit Arbeit beschäftigt, in seinem Zimmer. Die Sprechstunde war vorüber; eben hatte sich der letzte Patient entfernt, und Frau Meitzen war angewiesen worden, niemanden mehr vorzulassen.

Der Doktor erwartete noch einen Kranken, mit dem er ungestört sein wollte. Bevor dieser aber kam, nahm er seine Bücher vor und notierte Besuche und Konsultationen. Aus der Nachbarschaft hatten sich gerade heute zwei bekannte Persönlichkeiten eingefunden. Zuerst war Uz erschienen, hinter ihm Perle, der trotz Schelten und Abweisung mit ins Zimmer geschlüpft war. Uz hatte dem Doktor sein Leid vorgetragen; ein böses Magenübel mache ihn appetitlos, und selbst die Pfeife wolle nicht mehr munden.

Nachdem der Doktor ihn untersucht und ein Rezept aufgeschrieben, hatte Uz über Wetter und

schlechte Zeiten geklagt und zuletzt von einem älteren medizinischen Werke mit Illustrationen gesprochen, das er Adler zu einem billigen Preise überlassen wolle. Er schien dringend Geld zu bedürfen, und da der Doktor seine Verlegenheit herausfühlte, erwiderte er ihm auf seine Frage, wieviel er für den ärztlichen Rat schuldig sei, mit einem „Nichts“ und fügte hinzu, das Buch wolle er ihm abnehmen. — Das war einmal nicht anders; fast täglich gab Adler seinen Rat ohne Entgeld und öffnete seine Hand überdies. Aber das verdroß ihn nicht; anderen Gutes zu thun, schuf glückliche Empfindungen in ihm.

Nach Uz' Fortgang war Betty Truelsen erschienen und hatte Adler in sehr erregter Weise von ihrer Schwester gesprochen, die kurz vorher einen Ohnmachtsanfall gehabt hatte.

„Sie glauben nicht, mein lieber, guter Doktor, wie ich mich geängstigt habe. Eine Stunde nach dem Essen wurde ihr so schlecht. Sie klagte über Schmerzen, empfand Übelkeit und wurde plötzlich leichenblaß. Ja, meine gute, liebe Schwester macht mir viele, viele Sorgen. Wenn ich sie nur behalte! Oft ängstige ich mich sehr. Und wenn sie mal davongeht! Ach, ich mag gar nicht daran denken! Gern will ich alle Arbeit thun und sie pflegen, wenn der liebe Gott sie mir nur erhält! Meine teure, selige Mutter hatte dasselbe

Leiden. Freilich, sie ist ja alt damit geworden, und wenn sie wohl war, konnte sie mehr leisten, als irgend ein anderer. Ach ja, ach ja! — Nun, was meinen Sie, lieber Herr Doktor?

„Sie sagen, Ihr Fräulein Schwester wurde nach dem Essen unwohl? Hat sie vielleicht etwas genossen, was ihr nicht bekommen ist?“ fragte Adler, der Bettys Ängstlichkeit kannte und deshalb den Fall nicht so ernst nahm.

„Ja, möglich ist's schon, daß ihr das zweite Gericht nicht bekommen ist. Wir hatten gebratene Aal mit Pflaumenkompot.“

Adlers Mienen veränderten sich in sehr eigentümlicher Weise.

„Gebratene Aal mit Pflaumenkompot?“ warf er hin. „Nun, dann ist mir alles begreiflich.“

„Sie meinen, guter Herr Doktor?“

„Ich meine, daß dieses Essen selbst den Magen eines Elephanten angreifen könnte, liebes Fräulein. Nein, beruhigen Sie sich. Lassen Sie Ihr Fräulein Schwester etwas Natron nehmen und Diät halten, dann wird's morgen schon besser sein.“

„So? Meinen Sie, lieber, guter Herr Doktor? Na, Gott sei Dank, Sie befreien mich von einer großen Angst. Sie glauben nicht, wie meine liebe Schwester sich wand und krümmte.“

„Jawohl. Ich kann's mir denken!“ bestätigte Adler, und ein ironischer Zug legte sich um seinen

Mund. „Aber, wie gesagt, etwas Natron und Diät. Und morgen mittag spreche ich vor und sehe nach unserer Patientin.“

„Ach, danke, danke, lieber Herr Doktor. Verzeihen Sie nur, daß ich Sie so lange aufgehalten habe. Uz sagte es mir schon draußen, Sie hätten es eilig. Gott, der arme Uz! Wie sieht er vergrämt aus! Ich glaube, es geht ihm nicht besonders, er hat es schwer, durchzukommen.“

Adler nickte mit dem Kopfe, er sagte nichts. Alsdann entfernte sich Betty unter vielen überflüssigen, aber ihrer Gutherzigkeit entspringenden Reden.

Nachdem Adler seine Bücher in Ordnung gebracht hatte, sah er nach der Uhr. Noch fehlten 15 Minuten bis zum Eintreffen des von ihm erwarteten Besuches.

Nun griff er nach einem Blatt Papier, auf das die Verse eines Gedichtes niedergeschrieben waren.

Während der Doktor daran änderte, öffnete sich leise die Thür, und Dagmar, umweht von der eisigen Winterluft und mit kleinen, nun rasch zerfließenden Schnee-Diamanten auf der Stirn und den frisch geröteten Wangen, näherte sich Adler rasch, umfaßte ihn und drückte ihr kaltes, gesundes Antlitz auf seinen Mund.

„O, Du, Du,“ rief der Mann, umfaßte seinen Schatz und zog ihn stürmisch an sich.

„Bitte! Laß sehen!“ rief Dagmar dann und löste sich, neugierige Blicke auf das Papier werfend, aus seinen Armen.

„Nichts, nichts!“ gab Adler zurück. „Notizen: Krankenbesuche, Rezepte.“

„Ich weiß, wer mit kühner Stirn die Unwahrheit spricht,“ neckte das Mädchen. „Nimm den Arm fort. Ich will es lesen. Bitte, bitte! Laß mich sehen.“

Nun nahm Adler die Hand fort, und ihre Augen flogen über die Verse. Nachdem sie zu Ende gelesen, sank sie vor ihm nieder und zog ihn gleichsam mit ihren Augen zu sich herab.

„Wie heißt das süße Wort? Sag' Du's zuerst.“

„Ich liebe Dich!“ flüsterte der Mann.

Und da streckte sie die weichen Arme stürmisch aus und umfaßte des Herabgebeugten Nacken, hielt ihn lange und genoß die unbeschreibliche Wonne des Kusses.

Alsdann aber sprang sie empor, nahm Hut und Mantel ab und setzte sich plaudernd mit ihrem Verlobten aufs Sofa.

„Nun, was geht in Deiner lieben Seele vor, Dagmar? Wie steht's zu Hause?“

„Papa ist äußerlich etwas heiterer, aber seit Mutters Tode ist doch alles wie erstorben bei uns. Und was sonst werden soll, ich weiß es nicht —“

„Es geht alles; die Zeit besänftigt," tröstete Adler. „Sei nicht schwermütig, nicht sorgenvoll. Es kommen wieder frohe Zeiten."

„Ja, wenn ich erst Dein bin. Aber, wie lang ist die Zeit! Ach, was Du gedichtet, ist mir aus dem Herzen geschrieben. Bitte, schenk' mir die Verse."

„Sie sind doch nur für Dich! Sie sind Dein Eigentum. Also, Du freust Dich, daß Du mein wirst?"

Sie gab zunächst keine Antwort, bewegte nur den Kopf und sah den Mann mit ihren liebewarmen Augen an. Endlich sagte sie:

„Ich fürchte mich aber doch sehr, trotz aller Freude."

„Du fürchtest Dich? Und weshalb?"

„Du bist so klug, so erfahren, kannst alles, und ich bin —"

„Nun?"

„So unwissend und unvollkommen. Sieh, ich denke, ich werde Dir mit der Zeit nicht genügen. Du wirst finden, daß ich ein Kind, nichts weiter als ein Kind bin, und dann — dann — wirst Du meiner überdrüssig werden."

Plötzlich verschleierten Thränen des Mädchens Augen, und sprachlos umschlang sie den Mann und blieb an seinem Herzen ruhen. Er aber löste sie leise von seiner Brust, richtete sie empor und sprach:

„Es hat einmal jemand gesagt, daß die reine Seele eines Mädchens das Herrlichste sei, was Gott in der Welt geschaffen habe. Alle Schönheit der Erde und alle menschliche Vollkommenheit trete gegen den Wert echter Weiblichkeit zurück. Du, mein Kind, bist noch unberührt von dem zerfressenden Staub, der fast alles durchdringt; Dein Herz ist gut, Deine Seele ist rein, und Deine mädchenhafte Bescheidenheit könnte einen Engel beschämen. Deshalb bin ich Dir gut. Du hast nicht zu bitten, daß ich Dich immer lieb behalten möge, sondern ich habe Dir zu danken, daß Du mein werden willst.

Sieh, Dagmar, das meiste in dieser Welt ist mit Firnis überzogen. Es begründet sich dies aus dem Umstande, daß die Menschheit nicht ruht, ehe sie auch den letzten Rest Natürlichkeit von sich abgestreift hat.

Wie will man erkennen, ob ein Geschmeide echt oder unecht ist? Nur der Juwelier vermag's, und auch er kann's nicht einmal mit dem bloßen Auge. Begegnet der Welterfahrene einem Menschen, der sich noch die unbefangene Seele eines Kindes bewahrt hat, klug ist, und doch nur gut sein will, eine zärtlich anschmiegende Seele besitzt und die Tugend nicht übt aus spitzfindigen Grübeleien, sondern aus innerer Notwendigkeit, kurz, das Künstliche instinktiv als das Falsche von sich abweist, so

soll er ein solches Wesen halten wie ein Sonntagsgeschöpf, daß jede tausend Jahre einmal geboren wird.

Ein Mensch sein, menschlich fühlen und handeln, das ist ein Stück vom Gottesbegriff! Und ich will Dich gerade so, wie Du bist. Ich liebe Dich aus einem innern notwendigen Muß. Ein unsichtbares, unzerreißbares Band hält uns zusammen.

Und höre: Auch das Warten hat seine Freuden. Wir werden uns unserer Zusammengehörigkeit immer mehr bewußt werden, und eben sie allein schafft täglich und stündlich vieltausendfältige Freuden. Ich werde Dich lehren, was Du nicht weißt, und zur Läuterung unserer Herzen, zur Veredelung unserer Gemüter werden wir uns nicht nur an der Natur, sondern auch an den Schöpfungen der Menschen erfreuen. Sie sollen uns aber nicht verkünsteln, sondern veredeln. Sie sind zugleich bestimmt, uns die Stunden auszufüllen, in denen der Drang nach Abwechslung, nach Neuem, uns erfüllt."

Dagmar hatte ihren Kopf wieder an Adlers Brust geschmiegt und zugehört. Sie vernahm die süße Musik der Zukunft, und sie hatte ein Recht, sie gläubig an ihr Ohr klingen zu lassen, weil der Mann nicht leere Worte sprach, sondern tief

durchdrungen war von dem, was er sagte. Diese beiden Menschen gehörten noch zu denen, die nur einmal zu lieben vermögen, und die nur einmal ein Gebäude sich aufrichten, in dem das beste Gemach für den kleinen, geflügelten Gott eingerichtet ist, der dasselbe nie wieder verläßt, trotzdem es so viel Fenster und Thüren hat. —

Zwei Tage nach dieser Begegnung zwischen Adler und Dagmar nahm Ohlsen, als er wußte, daß Toni ihrer Gewohnheit gemäß auf den Markt gegangen war, im Auftrag des Stadtrats rasch die Gelegenheit wahr, zu Fritz Stadtkassierer zu laufen, und ihm in aller Eile mitzuteilen, daß Kartheuser das Testament nunmehr ausgefertigt habe. Derselbe frage an, wann er mit den Zeugen zur Unterschrift erscheinen könne.

Zufälligerweise hatte Toni schon am Abend vorher Fritz wieder von einer Einladung gesprochen, die sie von einer ihrer Freundinnen, Malchen Kraft, zum Thee erhalten habe, und sie waren übereingekommen, daß Toni wenigstens für einige Stunden an der Gesellschaft teilnehmen solle. Der Tag war also gerade ein günstiger, und Fritz, der sich schon in gewaltiger Aufregung befunden, schrieb, nachdem Ohlsen ihn seiner Verschwiegenheit versichert hatte, auf die Tafel: er bitte Herrn Doktor Kartheuser präzise um achteinhalb Uhr zu kommen; dann sei Toni sicher nicht anwesend.

Fritz verlebte trotz der großen Befriedigung, die er über das bisherige Gelingen seiner Pläne empfand, die kommenden Stunden in angstvoller Besorgnis. Immer wieder malte er sich aus, daß die unberechenbare Toni ihren Entschluß im letzten Augenblicke ändern, oder daß sonst etwas dazwischen kommen könne. Oft stieg dem ohne- hin durch die geringste Kleinigkeit in Unruhe geratenden Kranken die Angst bis an die Kehle, und dann saß er mit zitternden Gliedern, nach Luft ringend, in seinem Lehnstuhl.

„Ist Dir heute gerade wieder nicht gut, Fritz? Soll ich auch lieber zu Hause bleiben?“ hob Toni, die jetzt immer nur schöne Worte für ihren Mann hatte, an. „Sag's doch, ich bleibe wahr- haftig ebenso gern hier, ja, lieber, denn ich sitze dann doch nur unruhig da und sorge mich um Dich!“

Nun hatte zwar der Stadtkassierer durch Überlistung seiner Frau erreicht, daß sie sich aus einer herzlosen und mürrischen Pflegerin in eine liebenswürdige und aufmerksame Krankenwärterin verwandelt hatte; aber in Anbetracht der Gründe, welche diese Veränderung hervorgerufen, gab er nichts auf ihre gleißnerischen Reden, sondern seine Verachtung für sie steigerte sich vielmehr täglich. So schüttelte er denn, so energisch wie er es ver- mochte, den Kopf und schrieb auf die Tafel, daß

sie von halb acht bis zehn Uhr die Gesellschaft aufsuchen solle.

Ein einziges Mal befiel Toni, die sich schon im stillen darüber geärgert hatte, daß die Tage vergingen, ohne daß Fritz auf die Testamentsangelegenheit zurückgekommen, und sich mit dem Entschluß trug, ihn noch einmal an sein Versprechen zu erinnern, die Angst, dem Manne könne gerade heute während ihrer Abwesenheit etwas zustoßen, und wieder einandermal schoß ihr der Gedanke durch den Kopf, Fritz habe am Ende eine Absicht dabei, sie fortzuschicken. Ihr Spürsinn und ihre Klugheit machten sie plötzlich mißtrauisch. Aber als er, dergleichen ahnend und nach Mitteln suchend, sie sicher zu machen, nachmittags beim Überreichen der Kaffeetasse mit geschickter Verstellung einen liebevollen Blick auf sie warf und gar mit der gesunden Hand die ihrige streichelte, da verschwand, wenigstens vorübergehend, ihr Mißtrauen, und sie gab sich wieder ihrer Sorglosigkeit hin.

Der Nachmittag verlief ohne besondere Zwischenfälle. Gegen sieben Uhr begann Toni sich für die Gesellschaft zu rüsten. Fritz saß in fieberhafter Spannung da und mußte die ganze ihm zu Gebote stehende Willenskraft aufbieten, um sich nicht abermals zu verraten. Wenn die Hausthür geöffnet wurde, zitterte er; schon ein vorüberfahrender

Wagen versetzte ihn in Aufregung; und als die Frau immer noch an sich herumputzte und nicht vorwärts kam, übte die Schwäche seines Körpers doch solchen Einfluß auf seine bisherige Geisteskraft aus, daß er sich dazu fortreißen ließ, ihr unter sichtlich hervortretender Unruhe aufzuschreiben, sie komme ja zu spät, sie solle sich doch eilen! Dies Drängen aber machte Toni wieder sehr stutzig. Sie warf einen finsteren und mißtrauischen Blick auf das jammervolle Überbleibsel des Menschen, der da im Sorgenstuhl hockte und gestikulierte, und ihr Mißtrauen wuchs so sehr, daß sie überlegte, ob sie nicht gleißnerisch erklären sollte, sie könne es doch nicht über sich gewinnen, ihn zu verlassen. Ja, einige Sekunden später erhob sie diesen Gedanken aus doppelten Gründen zum festen Entschluß.

Sie wollte einerseits die Wirkung beobachten, die ihre Erklärung auf Fritz hervorrufen würde, und andrerseits die Einleitung zu einer denkbar frühsten Rückkehr aus der Gesellschaft treffen. Ihre Harmlosigkeit war jetzt dahin. Fritz Stadtkassierer war ihr in der Kunst der Komödie, die sie täglich beide spielten, doch nicht gewachsen.

Sie nahm demgemäß ihren mit zierlichen, schwarzen Spitzen umsäumten Hut plötzlich wieder vom Kopfe und sagte, vom Spiegel zurücktretend, in einem Ton, der halb entschieden war, halb

ihm die Entscheidung anheimgab: „Weißt Du, Fritz, ich habe doch keine rechte Lust, heute auszugehen. Ich schicke schnell das Mädchen und lasse eine Entschuldigung sagen. Was meinst Du dazu?“ Fritz schrak auf's heftigste zusammen und richtete die kranken, blöden Augen seines eingefallenen Gesichtes auf die alte, geschweifte Uhr, die hoch oben auf dem mit einem Spiegel versehenen Mahagonischrank stand. In einer Viertelstunde mußte Doktor Kartheuser bereits mit den Zeugen eintreffen. Was sollte werden, wenn die Herren erschienen, wenn Toni ihre erstaunt fragenden Blicke auf sie richten würde, Blicke, in denen nach Einsicht in das Dokument geschrieben stehen würde: Ah! Also das hast Du alles hinter meinem Rücken in Szene gesetzt, Du Schurke! Mit sanft freundlicher Miene hintergingst Du mich, Du gleißnerischer Betrüger!“ Und was stand ihm später bevor! Gewiß, sie würde sich über ihn werfen und ihn erdrosseln in ihrer Wut.

Aber trotz der ungeheuren Furcht vor dem Kommenden überwand sich Fritz Stadtkassierer doch noch einmal und schrieb, Klugheit mit List verbindend, auf die Tafel: „Ja, wenn Du denn durchaus nicht willst, Toni! Aber gehe dann lieber selbst hin, Dich bei Malchen Kraft zu entschuldigen, und dann komme gleich zurück!“

„Ja, das ist ein guter Gedanke!“ bestätigte Toni, nun wieder an ihm irre werdend. Am Ende hatte sie doch ein falsches Gefühl geleitet! Es war schwer, das Rechte zu finden, und in die Gesellschaft zu gehen, hatte sie doch eigentlich große Lust.

So setzte sie denn den Hut wieder auf, guckte sich mit ihrem Ordnungssinn noch einmal prüfend um, rief die in der Küche bereits wartende alte Stille ins Zimmer und nahm, äußerlich wenigstens entschlossen, den Abend fortzubleiben, von Fritz Abschied.

„Gott sei Dank!“ murmelte der Mann, von seiner furchtbaren Angst befreit, und holte tief, tief Atem. Wenn nun nur die Herren kommen möchten! In zehn Minuten konnte alles geschehen sein. Fritz schrieb schon jetzt vorbereitend auf die Tafel, daß das Testament nicht erst vorgelesen werden solle; er wünsche nur seinen Namen hinzuzufügen, und Kartheuser möge sich dann gleich mit dem Dokument entfernen.

Endlich tönte die Hausglocke; die alte Stille humpelte auf Fritz' Wink rasch hinaus, und Kartheuser, Ohlsen und ein zweiter Zeuge traten ins Zimmer.

Fritz bewegte auf des Advokaten teilnehmende Frage nach seiner Gesundheit kurz und hastig den Kopf, zeigte deutlich, daß zum Reden, Fragen und Komplimentieren keine Zeit sei, und verwies mit unruhigen Geberden auf die Tafel.

„Ich soll Ihnen den Inhalt des Testaments gar nicht vorlesen?“ fragte Kartheuser überrascht und mit so lauter Stimme, als ob Fritz Stadtkassierer taub sei. „Wäre das aber nicht doch besser?“

Fritz schüttelte den Kopf und richtete einen ungeduldigen und flehenden Blick auf den Doktor. „Nein, nein, vorwärts! stand in seinen angstvollen Mienen geschrieben. „Wohl! dann, bitte, unterschreiben Sie!“ sagte Kartheuser. Er schob mit Ohlsens Hülfe einen Tisch heran und breitete das Testament vor Fritz aus. Alsbald ergriff der Kranke die Feder und schrieb mit zitternder Hand, aber deutlich, seinen Namen. In wenigen Sekunden war's geschehen!

Aber in demselben Augenblick ward auch die Thür aufgerissen, und — in derselben erschien — Toni! „A—h—!“ ging's wie stöhnendes Röcheln aus des Mannes Brust. Er starrte seine Frau an, als ob ein Geist vor ihm erschiene, und klammerte sich mit der gesunden Hand an die Lehne des Armstuhls.

Toni aber, den erstaunten Rechtsanwalt und die verwirrt dreinschauenden Zeugen keines Grußes würdigend, packte rasch entschlossen das Schriftstück welches sie mit ihren Habichtsblicken erspäht, schob den ihr mit den Worten: „Ich muß sehr bitten, Frau Stadtkassierer“ entgegentretenden Kartheuser höhnisch beiseite, öffnete — dies alles

war das Werk eines Augenblicks — die Thür zum Gartenzimmer und schloß sie hinter sich ab. Sobald sie allein war, riß sie, um die Feuer, die durch ihren Körper und ihre Seele rasten, zu kühlen, Hut und Mantel vom Körper, warf sich in einen Stuhl und durchflog mit fieberhafter Hast und mit den Augen einer Tigerin den Inhalt des Testaments.

Nachdem sie gelesen, öffnete sie die Thür wieder, reckte ihre Gestalt hoch empor und sagte mit einem Gesicht, in dem keine Muskel sich rührte, und mit einer Stimme, vor der die Anwesenden unwillkürlich erbebten: „Hier ist das Schandwerk! Nur deshalb wollte ich Einsicht davon nehmen, um den Grad von Niedertracht des Mannes, der sich dort im Lehnstuhl windet, zu bemessen. Nicht das Geschehene treibt mir das Blut zum Herzen, sondern die Heuchelei, die Undankbarkeit und Lüge. Und nun, Herr Doktor, da Sie Ihre Geschäfte besorgt haben, darf ich wohl bitten, daß Sie und Ihre Helfershelfer das Zimmer verlassen."

Aber Kartheuser hatte längst seine Ruhe wiedergewonnen und sagte würdevoll abweisend: „Sie wissen in Ihrem Zorn nicht, was Sie reden, und ich will deshalb mit ihren Schlußworten nicht rechten, Frau Stadtkassierer. Aber ich werde erst dann gehen, wenn es Ihrem Manne beliebt!"

Und sich an Fritz Stadtkassierer wendend, fuhr er fort:

„Haben Sie noch irgend welche Wünsche, Herr Stadtkassierer? Ich stehe Ihnen als alter Freund Ihres Herrn Bruders ganz zur Verfügung.“ Fritz hörte, bewegte den Kopf, und griff auch rasch nach der Tafel. Er wollte schreiben, Eduard solle gleich kommen und ihn fortnehmen, und Ohlsen möge so lange dableiben. Er empfinde Furcht vor der schrecklichen Frau.

Aber Toni, deren Wut keine Grenzen mehr kannte, sprang, unbekümmert um die Folgen, mit einem Satz auf ihn zu und riß ihm die Tafel aus der Hand.

Sodann streckte sie mit gebietender Bewegung die Rechte aus und wies, die drei Männer mit sprühenden Augen anschauend, nach der Thür. Einen Augenblick zögerte Karthenser noch; er konnte es nicht über sich gewinnen, den wie im Todeskampf röchelnden Bruder seines Freundes ohne Schutz liegen zu lassen. Dann aber besann er sich des Besseren und ging.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Fritz Stadtkassierer war, zum zweitenmal vom Schlage gerührt, gestorben, und in Tonis Wohnung saßen sich die Frau und der Stadtrat gegenüber. Des Mannes Blick war finster. Die Augen lagen tief, als ob wache Nächte sie krank gemacht, und um die Mundwinkel zuckte ein verhaltener Schmerz.

Eben hatte Toni mit einem gezwungenen und kalten Verneigen, dem ein tonloses: „Wollen Sie nicht Platz nehmen?“ gefolgt war, dem Stadtrat einen Stuhl angeboten.

„Ich komme, Sie zu fragen, ob noch etwas zu besorgen ist, Frau Stadtkassierer.“

„Was geschehen muß,“ antwortete Toni, „habe ich bereits gestern nach Fritz's Tode angeordnet. Einiges hat mir Herr Doktor Adler abgenommen. Ich wüßte sonst nichts.“

Ihre Stimme klang so gefühllos und abweisend, daß der Stadtrat nach weiteren Worten suchen mußte.

Das Weib war ihm unaussprechlich unsympathisch, ja widerlich, und doch übte ihre durch die Trauerkleider gehobene äußere Erscheinung eine solche Wirkung auf ihn aus, daß er sie ansehen mußte. Tonis Schönheit hatte einmal etwas Dämonisches, dem die Menschen unterlagen, selbst wenn ihr Wesen sie aufs äußerste abstieß. Vielleicht machte gerade dieser Gegensatz die Gewalt erklärlich, die sie insbesondere auf die Männer ausübte.

„Den Inhalt des Testaments kennen Sie ja zur Genüge!" sagte sie sie dann höhnisch und zog mit einem gemeinen Ausdruck der Verachtung die Unterlippe. „Nachdem er mich des Gegenteils versichert hatte, erhärtet sich die ganze Niederträchtigkeit Ihres Bruders durch dasselbe, und —"

„Ich muß sehr bitten!" mahnte Jahn entschieden und wies die Frau durch einen Blick zurück, vor dem sie unwillkürlich das Auge senkte. Aber sonst gab sie äußerlich nicht nach, zuckte vielmehr verächtlich die Achseln und ließ sich auf einen der Stühle fallen.

„Es thut mir leid für Sie, Frau Stadtkassierer," hub Jahn mit einem Anflug ehrlichen

Bedauerns an. „Ich komme, um Ihnen meine aufrichtige Teilnahme auszudrücken. Ja, noch mehr! Ich will Ihnen einen Vorschlag machen, der Sie hoffentlich zufriedenstellen wird —“

Aber Toni wehrte mit einer hochmütigen Geberde ab, ehe der Stadtrat ausgesprochen, und ohne im geringsten ihren Empfindungen Zügel anzulegen, rief sie, während sie mit ihren langen, spitzen Fingern eine Strähne des auf die bleiche Stirn herabgefallenen Haares ungeduldig zurückschob:

„Ich muß dankend ablehnen, Herr Stadtrat. Von Ihnen und Ihrer Sippe will ich nichts, gar nichts! Nein, und ich kann Ihnen sogar sagen, daß ich nicht die geringste Enttäuschung empfinde! Welch' eine traurige, filzige Seele in dem Körper des Mannes steckte, der nun da drinnen von uns allen das beste Teil erwählt hat, weiß nur derjenige, welcher gezwungen war, täglich mit ihm zu leben. Und betrogen war ich doch nicht, als ich ihm meine Hand reichte, einen Teil der tieferen Zwecke, die ich damit verband, habe ich erreicht. Und damit Sie es wissen, Herr Stadtrat Jahn, hauptsächlich der unnennbare Haß gegen Sie ließ mich die Augen zudrücken und ihm das Jawort am Altar geben! Ich wußte, Sie würden einen grenzenlosen Ärger darüber empfinden!

„Ja, es soll einmal heraus,“ zitterte es aus dem Munde des Weibes, und ihre weißen Zähne gruben sich in die Lippen. „Es giebt nichts, was ich im Leben so gehaßt habe, wie die Bewohner der Villa unten am Hafen. Nein, bitte, ich will jetzt reden, und Sie sollen mich hören! Ich frage Sie, Herr Stadtrat Jahn, was habe ich Ihnen zuleide gethan? -- Als mein Vater noch lebte, empfingen Sie täglich Wohlthaten in unserem Hause. Er nahm Sie auf wie sein eigenes Kind, und wir waren Spielkameraden und einander zugethan, bis das Leben jedem von uns einen anderen Weg wies.

Nicht geboren, eine Magd zu werden, bediente ich mich der mir von Gott geschenkten Fähigkeiten und suchte mir einen Platz in der Welt zu erobern. Es ist doch auf keiner Gesetzestafel eingezeichnet, daß das nur ein Vorrecht der Männer ist! Ich hielt, nachdem mich die Verhältnisse hin- und hergeworfen, treu zu meinem Manne, pflegte ihn in zwei schweren Krankheiten, in denen er mit dem Tode rang, und kehrte endlich voll froher Erwartungen in meine Heimat zurück.

Aber weil ich ein Stück Selbständigkeit besaß, nicht zu heucheln und nicht zu schmeicheln verstand und es auch nicht wollte, weil ich mich gab, wie ich war, höben sie in dem Krähwinkel-

nest die Steine auf und hätten mich zu Tode gepeinigt, wenn ich mich nicht verschanzt hätte gegen alle die Unsummen von Bosheit, Gemeinheit und Niedertracht.

Und was thaten Sie? Sie waren der Anführer der Truppen, die auf mich als eine wehrlose Frau eindrangen. Sie grüßten mich nicht einmal, Herr Stadtrat Jahn, obgleich ich Sie nie auch nur mit einem Blick beleidigt, nie Ihnen etwas zuleide gethan habe.

Toni Nest sei ein leichtsinniges Frauenzimmer, riefen sie alle. Ja, habt Ihr mich nicht zuletzt in die Arme der minder Guten getrieben, habt Ihr mich nicht schlecht gemacht?

Hier, hier, sitzt auch ein Herz in der Brust, das weinen und sich quälen kann! Namenlos unglücklich, liebebedürftig war ich. Nichts reichtet Ihr mir als Äußerungen hochmütiger Geringschätzung und — noch Schlimmeres —

Noch einmal: Ich frage Sie," hier hob sich Tonis Gestalt und schien zu wachsen, und in die dunklen Augen trat ein Ausdruck fast mitleiderregenden Schmerzes, „was that ich, wodurch sich eine solche Haltung mir gegenüber rechtfertigte?

Nichts könnt Ihr mir nachsagen, nichts! — Und ich schwöre es bei dem Andenken meiner Eltern: Ich war ehrbar, als ich die Schwelle

des elterlichen Hauses verließ, und blieb es, bis ich hierher zurückkehrte.

Ja, Sie möchten jetzt, wo Sie bis an den Hals im Jammer stecken, Mitleid, Nachsicht und Hülfe haben! Sie finden es natürlich, daß man mit Ihren Schwächen und Ihrem Unglück sanft umgeht. Sie grollen, Sie wälzen finstere Gedanken in Ihrem Inneren hin und her. Nun, so können Sie empfinden, wie mir zu Mute war. Und ich, ich habe nicht die Spur von Teilnahme für Sie. — Ich wünsche von ganzem Herzen und von ganzer Seele, daß Ihnen die volle, furchtbare Qual wird, die ich selbst in all' den Jahren getragen habe."

Nach diesen letzten Worten wandte sich Toni keuchend vor Aufregung ab, trat ans Fenster und schaute auf die schneebedeckte, von des Winters Rauheit durchwehte, menschenverlassene Straße.

Der Stadtrat blieb nach Tonis Rede eine Weile unbeweglich sitzen. Er empfand im Augenblick keinen Zorn mehr gegen die Frau; mochte sie ehrlich empfinden und sprechen oder zur Hebung ihrer Tugend heucheln. Ein weiches Gefühl hatte sich seiner bemächtigt, und dieses rang nach Ausdruck. Aber, statt zu reden, starrte er auf die Theeserviette, die auf dem Tische lag, und zählte die in die Leinwand eingewebten Würfel.

Seine Gedanken gingen blitzschnell hin und her. Ja, sie hatte nicht unrecht! Er beklagte sich über die Welt, die ihn im Unglück mied, und er war nicht um ein Haar besser gewesen als diese Frau, über die er zu Gericht gesessen!

Und was sie über seinen Bruder geäußert, so schroff und lieblos es geklungen, es traf fast zu, und Schmerz und Kummer verhärteten die Herzen der Menschen.

Zuletzt stand er auf und trat Toni leise näher. Er legte seine Rechte auf ihre Schulter und sagte weich: „Ich gestehe zu, es liegt etwas Wahres in Ihren Worten. Ich handelte nicht recht gegen Sie. Verzeihen Sie mir. Möge die Einsicht in unsere Irrtümer für uns beide die Brücke sein, die uns wieder zu unserer besseren Natur verhilft.“

Mit einer raschen, fast erschrockenen Bewegung wandte sich die Frau um, und Mißtrauen und aufblitzende Hoffnung irrten in ihren dunklen Augen.

Aber als sie nun seinen ernsten Blick sah, als es ihr offenbar ward, daß er es ehrlich meinte, da zitterten ihre Wimpern und Lippen, und dem Sturm in ihrem Innern nachgebend, brach sie zusammen, fiel in den Stuhl nieder und weinte und schluchzte. Sie weinte über sich selbst. Der Gott in ihrer Brust nahm in diesem

Augenblick von ihr Besitz. Der schwarze Vogel Reue breitete seine Schwingen aus, und eine Stimme in ihrem Innern flüsterte, mahnte und rief ihr zu: sie möge Buße üben für das Verbrechen, dessen sie sich gegen Fritz schuldig gemacht. Ihre Bosheit und Hartherzigkeit hatten ihm allein — sie konnte es sich nicht verhehlen, — den Todesstoß gegeben! —

Nachdem Jahn Toni verlassen hatte, begab er sich langsamen Schrittes in sein Kontor und ließ sich hier in tiefster Bedrückung nieder. Sein ganzes Dasein mit allen Einzelheiten zog an ihm vorüber, und immer stolperte er beim Wägen von Recht und Unrecht über sich selbst.

Ein Fehler mache, hatte er kürzlich gelesen, oft alle guten Eigenschaften des Menschen zu Schanden. Eitelkeit, Hochmut und Überhebung mit ihrer ganzen Gefolgschaft waren die seinigen, und als er sich dessen bewußt wurde, löschten plötzlich alle Lichter aus, und finstere Nacht trat in die Seele des Mannes. Ein grenzenloser Lebensüberdruß überfiel ihn. Nichts, nichts hatte mehr Farbe, selbst der Gedanke an seine beiden Mädchen, an die Pflichten, die er gegen sie, gegen den Grafen hatte, vermochte ihn nicht aufzurichten und aufzurütteln; er sehnte sich, neben seiner Frau im Grabe zu ruhen, nichts mehr zu sehen und zu hören.

In diesem Augenblick ward die Thür vorsichtig aufgeklinkt, und der Kopf eines Knaben erschien. Sein Gesicht war bleich und verstört, und die Augen zeigten deutliche Spuren von Thränen.

„Herr Stadtrat!“ ging's unsicher aus des Kommenden, Felix Kartheusers, Munde. Aber das Haupt des Mannes erhob sich nicht. Schlief er? War er so tief versunken in seinen Schmerz, daß er von den Dingen, die um ihn her vorgingen, gar nichts vernahm?

Unschlüssig stand der Knabe da. Furcht und Grauen überkamen ihn. Auf dem Stätteplatz war's dunkel, der Wind pfiff und heulte über das Wasser und fegte den Schnee, der lose die Erde bedeckte, zu Haufen.

Endlich faßte der Junge Mut und rief noch einmal laut und entschlossen: „Herr Stadtrat, bitte!“

Nun erhob Jahn langsam den Kopf. Aber der Knabe erschrak so sehr, daß ihm die Kniee zitterten. Wie ein Irrsinniger starrte Jahn ihn an, und um viele Jahre schien er gealtert.

„Was willst Du, mein guter Junge? Was suchst Du?“

„Ich — ich —“ Aber da überkam's Felix Kartheuser wie Ahnung und dann wie Gewißheit. Eine innere Stimme raunte ihm zu,

Minnas Vater sei krank, verzweifelt, ja, gehe mit Todesgedanken um — —

Er eilte, von einem unbezwinglichen Drange erfaßt, auf ihn zu, stürzte neben ihm nieder und rief flehend:

„Bitte, bitte, Herr Stadtrat, seien Sie nicht traurig. Wir haben Sie alle so lieb, und es wird ganz gewiß noch alles gut werden!“

Der Mann hörte mit zitternden Augen und Lippen, hob den Knaben empor und drückte ihn lange und zärtlich an die Brust.

Während das Kind an seinem Herzen ruhte, flüsterte er:

„Was wolltest Du, mein Junge? Was trieb Dich hierher?“

Und da strömten dem Knaben heiße Thränen über die Wangen, und er stotterte:

„Vor — vor — einer — halben Stunde ist mein Fritjhoff gestorben! — Ich lief weg, weil ich es zu Hause nicht aushalten konnte, und — und — wollte —“

Er stockte.

„Was wolltest Du?“ fragte Jahn tief bewegt.

„Es — es — Minna erzählen, — und da eilte ich hierher.“

„Minna? Glaubst Du, daß sie Dich in Deinem Schmerze trösten kann?“

Statt zu antworten, schlug der Knabe seine

Arme noch einmal fest um des Mannes Hals und blieb daran liegen und schluchzte. Sprechen konnte er nicht.

Durch Jahns Brust zogen unbeschreibliche Gefühle, aber solche, die ihn läuterten. Gewiß, das Leben war noch lebenswert, wenn es Menschen, gar Unmündige gab, die um den Tod eines unvernünftigen Tieres solchen Schmerz empfinden, die so mit einem anderen Wesen fühlen konnten. Und die rührenden Klagen und der Drang, sich derjenigen mitzuteilen, die der Knabe — es war offenbar — mit seiner jungen Seele liebte, hatten etwas Heiliges, das mit mahnenden Worten sprach, das dem Manne die Sünde seiner Gedanken ins Gewissen rief. Reinheit und Unschuld errangen, wie so oft, den Sieg über eine große menschliche Verirrung.

Jahn erhob sich mit entschlossener Miene, reckte sich, als ob er durch eine Bewegung alles innere Leid abschütteln könne, und winkte Felix, ihm zu folgen.

„Komm!“ sagte er milde. „Wir gehen hinüber ins Haus. Du kannst uns dort erzählen, wie Du Deinen treuen Freund verloren hast, und Minna wird mit Dir fühlen!“

Mit einem Ausdruck sanfter Güte sah er nach diesen Worten den Knaben an und trat mit ihm in den sturmbewegten Abend hinaus.

Felix Kartheuser aber lief es heiß über den Körper, und in diesem Augenblicke schwur er in seinen kindlichen Vorsätzen, seiner Minna Vater ein rechter Freund und Helfer fürs Leben werden zu wollen.

Als sie in das Haus eingetreten waren, sich an den Theetisch gesetzt hatten, und nun der Stadtrat statt Felix das Wort nahm und von Fritjhoff sprach, sah Minna Felix erschrocken ins Auge und rief fast unter Thränen:

„O nein, wirklich, Du, Felix, der prachtvolle Fritjhoff?! — Bitte, bitte, wie kam das, erzähle! — — Und das Fell behaltet Ihr doch? — Wann wird er begraben?“

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Die Zeit war gegangen mit langsamen oder raschen Schritten, je nach der Menschen Hoffnungen, Thätigkeit und Vorstellung, und dem Winter war der Frühling gefolgt.

Eben hatte die Sonne zum erstenmal wieder mit wärmeren Strahlen geschienen; von den Dächern schmolz der letzte Schnee, und in jedem Tropfen spiegelte sich ein Abglanz ihrer Schönheit; eine warme, weiche Luft kämpfte mit dem eisigen, aber frischen Atem, welcher der lange erstarrt gewesenen Erdrinde noch entströmte. In weitester Ferne war alles hell, klar, golden, die Welt zeigte ein fröhliches Antlitz, aus den Kehlen der Vögel drang's vergnügt und lebensfroh; ja, schon klapperten die ersten Störche auf dem Hause der Marktapotheke in Föhrde. Das letzte Eis schwamm, von der drängenden Natur getrieben, eilend den Strom hinab, und der milde

West schloß an den Ufern des Baches die ersten Knospen der Frühlingsblumen auf.

Wohin das Auge sah, überall regte sich die Wiedergeburt der Erde. In kraftvollen Farben prangten bereits die Ackerfelder, zwischen deren dunklen Furchen die letzten Schneespuren zerschmolzen, die Gräser der Wiesen zeigten schon ein lebendiges Grün, auf den Gebüschen der Wälle setzten die ersten Knospen an, und in den Gärten lag's gar wie smaragdgrüner Staub auf den Hecken.

Ein eiliges Kommen, Gehen, Fragen, sich Begrüßen und fröhliches Necken schien die gesamte Natur zu durchdringen. Im Walde rauschten murmelnde Quellen, glitten über bunte Steine und Kiesel und rissen in fröhlichem Übermut fort, was noch keinen festen Standort gewählt hatte.

Von Zweig zu Zweig hüpften die kleinen Sänger; ein ruheloses Hin und Her, Zwitschern und Musizieren. Auch anderes Getier streckte die Köpfe aus dem Erdreich oder aus den Winterhöhlen hervor, und über dem im violetten Schimmer schweigsam ruhenden Walde breiteten Adler und Falken ihre Schwingen aus und verloren sich in der Ferne zu anderen sie lockenden Gefährten.

Auch die Möven, die mit dem Herbst ver-

zogen, waren nach Föhrde zurückgekehrt und umschwirrten mit ihrem den Bewohnern vertrauten Gesange die langgestreckte, grüne Insel, oder zogen, nach Nahrung suchend, an die dorfbekränzten Ufer, hockten tanzend auf leichten Wellen oder schossen auf die Fische herab, die vergnügten Sinnes ihre silbernen Leiber über die Oberfläche erhoben.

Dasselbe jährlich dem entzückten Blicke sich offenbarende Bild der neugeborenen Natur, und doch jedesmal ein neues; und dieselben empfänglichen Herzen und Gemüter, insbesondere in den beiden Kindern, die nun eben das Föhrder Gehölz durchstreiften, das erste junge Buchengrün abrissen und sich gegenseitig damit schmückten.

Es waren Felix und Minna, die sich hier zusammengefunden hatten, um sich noch einmal vorm Abschied die Hand zu reichen und sich den Schwur treuer Kameradschaft zu wiederholen.

Seit des Knaben Besuch bei Jahns an jenem Abend hatte sich vieles und für Minnas Vater insbesondere Wichtiges ereignet.

„Erzähle, Minna,“ hub Felix an und drängte sich an seine kleine Freundin, deren Angesicht durch den Ausdruck tiefen Ernstes, der in ihren Zügen ausgeprägt war, noch an Liebreiz gewonnen hatte. „Ich hörte von Papa, daß er Deinem Vater

eine Stellung als Direktor in Rendsburg verschafft habe, und daß Ihr aus Föhrde fortziehen würdet.

Und dann erklärte mir meine Mutter gestern, ich sollte zu meiner Schwester nach Kiel und fortan dort die Schule besuchen, und Du — Du — würdest — ach Minna, meine Minna!"

Der Knabe unterbrach seine Rede, suchte des Mädchens Auge und machte eine Bewegung, sie leise zu umfassen. Aber sie wehrte ihm sanft und sagte:

„Bitte, nicht, Felix! Deine Mutter sagt, es sei unrecht, und ich will nicht mehr so was thun. Sie nimmt mich als ihre Tochter ins Haus, und — deshalb — deshalb — sollst Du ja fort nach Kiel. Der Thorheit zwischen uns müsse ein Ende gemacht werden, hat sie zu Papa gesagt. Wenn wir älter und reifer seien, dann dürften wir wieder zusammenkommen."

„Es scheint Dir gar nicht nahe zu gehen —" flüsterte der Knabe weich. Er war so betrübt, daß er wie ein Verurteilter neben ihr herschritt.

„Doch!" betonte Minna in ihrer kurzen Weise.

Dem Knaben klang das Wort so herzlos, daß er tief davon betroffen ward.

„Doch!" wiederholte er. „Wie Du das sagst! Als ob es sich um einen Spaziergang, um ein

Nichts handelte. Thut's Dir denn gar nicht leid, daß sie uns auseinander reißen?"

Das letzte Wort hatte Felix neulich gelesen; er fand es sehr angebracht und sprach es mit tief bewegter Stimme.

„Muß doch!" stieß Minna halb ungeduldig, halb bedrückt heraus. „Was soll ich denn?"

Nun sagte der Junge nichts. So vieles wogte in seiner Knabenbrust auf und ab, daß er keine Worte fand; immer stärker staute sich das doch nach Ausdruck drängende Gefühl in ihm.

Zuletzt aber war er nicht mehr Herr seiner selbst. Er trat von ihr fort, lehnte sich gegen einen Buchenstamm, kratzte das Moos mit den Fingern ab und seufzte tief, tief auf.

„Oh — oh — oh!" drang aus seinem Munde.

Minna blieb stehen, und ihr Atem ging heftig. Sie kämpfte zwischen Mitleid, Zärtlichkeit und einem Anflug von Unbehagen.

Sie liebte an dem Knaben seinen frischen, natürlichen und dem Frohsinn zugeneigten Sinn. Schlich in sein Wesen etwas von Sentimalität, dann wurde sie leicht abgestoßen. Wäre er übermütig, trotzig gewesen, hätte er ihr gar einen abenteuerlichen Vorschlag gemacht, so würde sie ihn stürmisch umhalst haben, trotz der guten Vorsätze und der der Frau Doktor Kartheuser gegebenen Zusagen.

Und da Felix dies herausfühlte, raffte er sich plötzlich auf, und das Kräftige und Herrschsüchtige seiner Natur gewann die Oberhand. Von ihr fortschreitend, wie von einer Fremden, rief er:

„Ach, Du bist es gar nicht wert, daß ein rechtschaffener Junge sich um Dich grämt. Alles muß nach Deinem Kopfe gehen. Und so will ich auch jeden Gedanken an Dich aus meinem Herzen reißen und Dich ganz, ganz vergessen. Komm, wir wollen umkehren und nach Hause gehen."

Der Knabe sprach's in einem rauhen, befehlenden Ton und schlug einen sich durch dichtes Unterholz windenden, bergauf gehenden Pfad ein.

Minna erwiderte nichts. Felix hörte nur, daß sie ihm folgte, und vernahm ihren schweren Atem. War's, weil ihr Herz bedrückt war, oder strengte sie das Emporsteigen an? Er hoffte das erstere, und doch redete er sich ein, daß ja nun alles vorbei sei. Um seiner Gleichgültigkeit einen noch deutlicheren Ausdruck zu verleihen, stand er nach kurzer Weile still, bückte sich und schnitt mit seinem Taschenmesser einen Zweig ab, befreite ihn von den jungen Blättern bis auf das letzte an der Spitze und fuchtelte dann damit durch die Luft.

Er that, als ob Minna gar nicht mehr da sei;

nicht eines Blickes würdigte er sie. Und doch stand sie neben ihm mit traurigen, flehenden Augen, und doch hämmerte ihr Herz, und flog ihr Atem vor Erregung.

Als aber der Knabe gar zu pfeifen begann und ohne sich nach ihr umzuschauen, den Berg hinabstürmte, da brach sie zusammen, fiel nieder auf das blätterreiche Erdreich und — weinte bitterlich.

So grausam konnte er sein? War das derselbe Knabe, der stets so nachgiebig und ritterlich gegen sie gewesen, der sich jedem kleinsten Wunsch von ihrer Seite gefügt und keinen anderen Gedanken gehabt hatte, als ihr zu gefallen? — Er wollte also wirklich nichts von ihr wissen, denn sonst konnte er ihr doch nicht in solcher Weise begegnen!

Das kleine Mädchen litt unsagbar. Auf den Knieen wollte sie liegen bleiben und bitten, daß er ihr wieder gut sein möge. Ob er wohl zurückkehren, sie aufheben und ihr vergeben würde, daß sie sich so herzlos, so gleichgültig betragen? Sie bereute, was sie gethan, und doch war sie sich keines Unrechts bewußt. Sie konnte sich einmal nicht verstellen; ganz wie es in ihr aussah, so gab sie sich.

„Na, willst Du nicht mitgehen?“ ertönte nun plötzlich eine Stimme hinter ihr. Felix

war seitwärts den Berg wieder hinaufgeeilt, nachdem er bemerkt, daß sie ihm nicht gefolgt war.

„Ja!“ sagte sie leise, trocknete die verweinten Augen und erhob sich demütig, als sei sie eine Dienende. Nun aber hielt's den Knaben nicht mehr. Der Zorn, die eingebildete Empörung waren verraucht. Da er seine Minna weinen, um sich weinen sah, schmolz sein Herz. Er stürzte vor ihr nieder, ergriff ihre Hände und küßte sie.

Und da umschlang Minna mit stürmischer Heftigkeit ihren Kameraden, preßte ihn an sich, fest und fester, und flüsterte:

„Du sollst nicht mit mir böse sein. Ich mag, ich will es nicht! Sei gut, — sei gut, — ich will niemanden als Dich und — und — und —“

„Und?“ fragte der Knabe drängend und glückberauscht und wagte für Sekunden seine Wange an die ihrige zu schmiegen. „Minna, Minna! — Willst Du mir treu bleiben, bis — bis — bis —“

Er brauchte nicht mehr zu sagen. Sie löste sich von ihm und flüsterte: „Ja, ja, Du weißt doch, Du bist mein Felix!“

Eben zwitscherten neben ihnen zwei kleine, bewegliche Meisen in den Zweigen. Sonst war's still geworden im Walde.

Die Kinder gingen stumm und selig neben ein-

ander nach Hause, den Schwur im Herzen, und auch gewillt, ihn zu halten für's ganze Leben.

Was Felix und Minna übrigens sich erzählt hatten, bestätigte sich im ganzen Umfange. Als Doktor Kartheuser eines Morgens unter seinen Geschäftsbriefen auch ein Schreiben fand, in dem er um Mithülfe zur Gewinnung eines kaufmännisch geschulten Direktors für eine Eisengießerei in Rendsburg ersucht wurde, machte er nach Beratung mit seiner Frau dem Stadtrat sogleich Mitteilung, und nach einigen hierauf folgenden Unterredungen, zu denen auch der Graf Caffaroni und Doktor Adler hinzugezogen wurden, entschloß sich Jahn, um die Stellung einzukommen.

„Und wir behalten Minna, bis Sie sie von uns zurückfordern, lieber Freund!“ hatte die Doktorin Kartheuser erklärt. „Ich will sie halten wie meine Tochter und habe sie schon immer lieb gehabt, als sei sie mein Eigentum!“

Am Tage vorher hatte Adler den Vorschlag gemacht, daß Dagmar gleich nach der Konfirmation zu einer Verwandten von ihm nach Altona gehen möge. Er wollte einerseits Jahn Erleichterung schaffen, andererseits seine Braut dem bereits aufgekommenen Gerede entziehen. Es war bemerkt worden, daß Dagmar ihn einigemal besucht hatte, und er fand selbst, daß man im Leben auch den Schein meiden müsse!

Jahn war seit jenem Abend, an dem ihn die Verzweiflung fast übermannt hatte, ein völlig anderer Mensch geworden. Er richtete sich empor, erinnerte sich der Pflichten gegen seine Familie, des Versprechens, das er einst dem Grafen gegeben, und beschloß, alles, was gewesen, hinter sich zu werfen, wieder zu arbeiten und des Lebens in bester Weise froh zu werden.

Die Gelegenheit, Föhrde zu verlassen, ergriff er mit einem begreiflichen Eifer, und wirklich gelang es ihm nach persönlicher Verhandlung, die Stelle in Rendsburg zu erhalten.

Die Villa und der Stätteplatz wurden veräußert, Dagmar und Minna gaben einen Teil des ihnen von Fritz Stadtkassierer vermachten, nicht unerheblichen Erbes her, und so wurden sämtliche Restschulden der Firma beglichen. Nachdem dieselbe liquidiert war, ging Eisberg mit nach Rendsburg; Christian Ohlsen aber, der sich von seinem geliebten Föhrde nicht trennen konnte, bat Adler, ihm einen Dienst bei sich zu geben.

„Ich kann mir von die Familie Djahn einmal nicht trennen. Geben mich Herr Doktor, was Sie für gut finden!“

Toni Nest siedelte nach Cappeln über, wohin Doktor Muhle bald nach Fritz Stadtkassierers Tode seine Wirksamkeit verlegte.

Einen Menschen mußte sie haben, der sich ihr

unterordnete, und Muhle fügte sich ihrem überlegenen Willen.

Sechs Wochen nach Ostern schrieb Felix seinen Eltern aus Kiel, wohin sie ihn in das Haus seiner Schwester gebracht, den nachfolgenden Brief:

„Meine lieben Eltern!

Vielen Dank für die neuliche Sendung. Auch die Hosen waren dabei. Es war nur gut, denn die täglichen sind hinten schon so durchgescheuert. — Na! —

Es geht mir sehr gut, auch in der Schule. Unter dem letzten Aufsatz „Welchen Eindruck erhalten wir von dem Volkscharakter der Schweizer nach Schillers Tell?“ habe ich freilich ‚Sehr ungenügend‘. Ich hatte aus Versehen den Landvogt Geßler immer Keßler genannt. So heißt nämlich der Theaterdirektor hier in Kiel. Dr. Zenker meinte sogar, es wäre Absicht gewesen. Keine Ahnung!

Neulich machten wir einen Ausflug nach der Schleuse. Schwager Professor schenkte mir acht Schillinge. Das kam sehr gelegen; ich hatte gar nichts mehr. Aber das soll keine Anspielung sein — —

Vielen Dank für die verschiedenen Nachrichten. Also Bettys Gurli und Urli sind verschieden? Das ist ja furchtbar traurig für das arme Mädchen.

Und keine Nachkommenschaft! Daß ihr die Tiere auch das noch angethan! Ich meinte doch, daß sie wieder gelegt hätten, und etwas Kleines erwartet würde, nachdem die Eier im vorigen Jahre so wenig hielten, was sie zu versprechen schienen!

Daß Paulsen ausgezogen ist, thut mir sehr leid. Es roch auf dem Flur immer so kiebig nach Tabak. Geht er ganz aus Föhrde weg? Und Papa verliert die Miete? Hier wurde erzählt, er hätte Betty einen Heiratsantrag gemacht; sie aber hätte abgelehnt, weil sie doch noch nicht recht im heiratsfähigen Alter sei.

Also Marie im Laden und Theodor haben sich verlobt und wollen eine Konditorei anfangen? Das wird Valentinis nicht angenehm sein. Keiner kann solche Pasteten backen, wie er. Ich weiß es! O ja, ich weiß es und sehne mich nach den Fleischtöpfen Egyptens.

Von Karl hatte ich neulich einen sehr, sehr netten Brief, und auch vom Grafen einen in französischer Sprache. Er schreibt mir sehr viel Freundliches. Oft sehne ich mich so sehr nach Euch allen.

Daß Doktor Adler so großartige Kuren macht, Ohlsen neulich mit solchem Erfolge einen Finger operiert hat und überhaupt so geschätzt und verehrt wird, wird ja Dagmar Jahn sehr angenehm

sein. Sie kann ihn ja nicht sehen und ist nur deshalb nach Altona gegangen!!!

Agnes von Rosen und Emma von Thünen sollen nun nach der Konfirmation von Hause? Wohin? Wie gerne wäre ich bei Minnas Einsegnung gewesen. Einmal könnte mir Minna doch schreiben. Ist sie noch immer so unausstehlich? Das heißt — hm — hm! —

Daß es Herrn Stadtrat in Rendsburg so gut gefällt, freut mich riesig. Was macht Rahns Bello, und wie geht's Uz? Er hat noch immer Schillers Gedichte zum Einbinden von mir. Ob ich die wohl vorm jüngsten Gericht wieder kriege? Glaube nicht!

Bitte, grüßt alle, alle, auch Boltens.

So, nun will ich schließen. Es wird zum Essen geklingelt. Vergeßt ja nicht, Minna zu grüßen, und daß sie mal schreibt, das alte, faulpelzige Göhr bei Kartheusers. Es umarmt Euch Euer stets dankbarer Sohn Felix.

Zum Geburtstage wünsche ich mir Shakespeare, Heines Gedichte, eine Litteraturgeschichte, einen neuen Anzug und ein Taschenmesser. Gar nicht so unbescheiden? Wie? D. O."

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Eine Reihe von Jahren war nach diesen Ereignissen verflossen. In der kleinen Stadt Föhrde hatte, wie anderswo, die Sonne geschienen, und hatten Regenwolken den Himmel bedeckt; wie überall waren auch hier die Menschen von dem Wechsel der Dinge berührt worden, hatten sich mit Hoffnungen getragen, um die sie betrogen, und hatten Wünsche kaum aufkommen lassen, die ihnen unversehens erfüllt worden waren.

Föhrde hatte sich in seinem äußern Aussehen nicht verändert. Nirgends dampfte ein hoher Schornstein; kein Arbeitervolk drängte sich um die frühe Morgenstunde in die Fabriken; die Straßen zeigten dieselbe Einsamkeit wie früher; auf dem Marktplatz wuchs das Gras, und entweder trieb der Wind die Wellen des Wassers hinaus in die offene See, oder ein stürmischer Ost bewirkte, wie vordem, ein Überfluten der Stromwiesen.

Die Zeitungen hatten im Laufe der Jahre die Geburt kleiner Weltbürger verkündet, und Hinterbliebene hatten in ihnen trauernd gemeldet, daß das Familienoberhaupt hingegangen, wo es kein Erwachen mehr giebt. In den Spalten der Föhrder Tageblätter spiegelte sich, wie überall, das Bild der Zeitereignisse wieder, meist ernst und trübe, bisweilen auch freudig; immer aber brachten sie Neues, das doch ein altes, und Altes, das wieder nur ein neues Angesicht und andere Farben angelegt hatte. — —

Es war wieder Frühjahr, und goldener Sonnenschein lag über Stadt und Land. Soeben hatten die Einwohner einen ihrer Mitbürger zu Grabe getragen, einen, den sie alle von Ansehen gekannt, hatten, und mit dem doch fast niemand in nähere Berührung getreten war.

Graf Caffaroni hatte nach kurzer Krankheit — ein rheumatisches Leiden war ihm ans Herz gestiegen — das Zeitliche mit der ewigen Ruhe vertauscht, und die Vögel, die er noch jüngst an die Fensterbank gelockt, oder die zwitschernd und schwatzend das von ihm auf die weißen Marmorfliesen des Hofes gestreute Futter aufgepickt hatten, konnten nun sein Grab umschwirren, oder sich in den Zweigen der Trauerweide niederlassen, die von Kartheusers auf sein Grab gepflanzt war. —

Doktor Kartheuser saß neben seiner Gattin,

die nachmittags mit Minna einer alten Frau im Präsidentenkloster einen Krankenbesuch abgestattet hatte, im Wohnzimmer. Eben war der Theetisch abgedeckt, und Minna hatte, „totmüde", aber im Aussehen frisch wie eine Pfirsichblüte, Gute Nacht gesagt.

„Nun, lieber Kartheuser," hub die Frau Doktor an, „nun lass' mal hören, was in des Grafen Testament steht. Jetzt ist's doch kein Geheimnis mehr!"

Der Doktor schmunzelte in eigener, fast schelmischer Weise.

„Der Inhalt wird Dich freuen —" sagte er, lehnte sich behaglich zurück und weidete sich an der sichtlichen Neugierde seiner Frau.

„Na ja, umsomehr!" drängte die Doktorin und nahm ein Prieschen aus der Dose. „Wer ist der Erbe?"

„Die Stadt, Jahn und — Dein Sohn Felix!" sagte nun der Doktor in einem Ton, als ob's gar nichts Besonderes sei. „Felix?" rief die Doktorin in höchstem Erstaunen. „Berichte, weiter, weiter!" Der Doktor aber trat in sein Arbeitszimmer, schloß seinen Aktenschrank auf und holte eine Kopie des Caffaronischen Testaments hervor. Auch nahm er ein versiegeltes Kouvert, das mit den Worten: „Herrn Doktor Kartheuser. Vertraulich! Nach meinem Tode zu öffnen!" über-

schrieben war, an sich. Hierauf trat er ins Zimmer zurück, hieß seine Frau draußen in der Küche sagen, daß sie nicht gestört werden wollten, und las ihr dann den letzten Willen und die Aufzeichnungen des Grafen vor. Diese letzteren nahmen das Interesse beider so sehr in Anspruch und enthielten so Überraschendes, daß der Doktor beim Lesen mehrmals inne hielt, um einem Erstaunen Ausdruck zu verleihen, das sich auch in den Zügen der Doktorin wiederspiegelte. Der Inhalt des Schriftstückes aber lautete wie folgt:

„Ich heiße mit meinem wahren Namen Graf Alfred de Courdière, und bin in Nantes im Jahre * * geboren. Mein Vater war dort Präsident des höchsten Gerichtshofes und zeugte mit seiner Gattin, einer geborenen Baronin Louise von Devaille, außer mir noch eine Tochter, die aber sehr früh starb. Ihr folgten, als ich eben als Militär-Zögling nach St. Cyr gesandt worden war, in kurzer Zeit beide Eltern, und es fand sich in deren Nachlaß nur so viel Vermögen, daß außer meinem Unterhalt bis zum regulären Eintritt in die Armee lediglich dasjenige davon bestritten werden konnte, was ich für einige weitere Jahre neben meinem Offiziersgehalt notwendig gebrauchte. In St. Cyr lernte ich unter den Zöglingen den Grafen von Rossambeau kennen,

der sich ebenso zu mir hingezogen fühlte, wie ich zu ihm. Wir schwuren uns nach Art junger Menschen, die sich noch ihren Lebenshimmel vergolden ewige Treue und blieben auch wirklich und auch dann in gleicher Innigkeit als Freunde mit einander verbunden, als er später auf Wunsch seines sehr vermögenden und einflußreichen Onkels, welcher ihn, da Rossambeau in der Welt ohne Eltern und irgend welche Verwandte dastand, erzogen und adoptiert hatte, eine andere Karriere einschlug und den Offiziersrock gegen den Frack des Diplomaten vertauschte.

Unser Briefwechsel war ein so regelmäßiger, daß ich stets über alles, was den Freund anging, unterrichtet war, und auch ich verschwieg ihm nichts, was irgend der Mitteilung wert erschien.

Eines Tages nun meldete er mir aus Stockholm, wohin er als Gesandtschafts-Attaché gesandt war, daß er sich in ein bürgerliches Mädchen des dortigen Landes verliebt habe und die Erwartung hege, seinen Onkel, trotz dessen Standesvorurteilen und trotz anderer Pläne, die jener mit ihm vorhabe, zur Genehmigung dieser Verbindung bewegen zu können. Später teilte er mir dann mit, daß er bei seinem Onkel auf entschiedenen Widerstand gestoßen sei, daß er aber die Hoffnung nicht aufgebe, denselben durch persönliche

Unterredungen, die er gelegentlich seiner bevorstehenden Versetzung herbeiführen wolle, doch noch günstig zu stimmen. Freilich erlitt er in dieser Voraussetzung eine starke Enttäuschung. Sein Onkel war ein Aristokrat der alten Schule und fand weder die Partie mit der Demoiselle Ahne Guldang standesgemäß, noch vermochten die Züge der jungen Schwedin, deren Bild sein Neffe mitgebracht hatte, seine Sinnesart zu ändern. Die Folge davon war, daß mein Freund nach schwerem Kampfe dem jungen Mädchen schrieb, er könne sie jetzt nicht heiraten; die Dankbarkeit gegen seinen Verwandten, der Vaterstelle an ihm vertreten, hindere ihn daran; er müsse warten, bis er selbständig sei; da darüber aber noch längere Zeit hingehen könne, so wolle er seine Braut nicht binden, sondern lasse ihr freie Hand, auf ihn zu warten oder nicht. Er werde seiner Zeit wieder bei ihr anfragen, ob ihre Gesinnung gegen ihn noch unverändert sei.

Inzwischen verstrichen die Jahre. Ich rückte langsam in der Armee auf und genoß bei meinen bescheidenen Mitteln wenig vom Leben, während Rossambeau, der nach einander an verschiedene Höfe versetzt ward, die Vergnügungen der Welt bis zur Neige auskostete. Dieses angreifende Leben aber bewirkte bei ihm die Föderung eines Herzleidens, welches ihn allmählich so sehr her=

abstimmte, daß er, zumal da er eines Tages die Nachricht von dem Tode seines Onkels erhielt, den Abschied nahm.

Aber statt daß mein Freund nun in Erfahrung zu bringen suchte, ob Demoiselle Guldang noch ledig sei und seiner warte, schrieb er mir, er wolle auf sie verzichten, da er es bei seinem Leiden nicht verantworten könne, ein Mädchen an sich zu binden.

In jedem seiner Briefe kam er zudem auf die Bitte zurück, daß ich ihn auf seinem Gute besuchen möge, um endlich ein Wiedersehen zu feiern, nach dem uns beide so sehr verlangte. Dasselbe erfolgte denn auch bald darauf und trug den denkbar herzlichsten Charakter. Wir verkehrten mit einander wie Brüder, und als ich mich nach längerem Aufenthalt bei ihm zum Abschied rüsten wollte, erklärte mir Rossambeau, daß er mich überhaupt nicht mehr von sich lassen wolle. Die Gefühle, die er von jeher für mich gehegt habe, hätten sich durch unser Wiedersehen so sehr verstärkt, daß er nicht mehr ohne meinen täglichen Umgang sein könne. Er mache mir deshalb den Vorschlag, aus der Armee zu treten, ganz zu ihm überzusiedeln und mit ihm gemeinsam seine Besitzungen zu verwalten.

Schon damals betonte er zur Zerstreuung meiner Bedenken, daß er mich als seinen Erben

ansehe. Verwandte besitze er nicht, und der Wunsch, jemanden, den er so sehr liebe, einst im Genuß seines Hab und Gut's zu wissen, sei ebenso natürlich, wie es seinem Gefühle widerstrebe, dem Staat nach seinem Tode das Vermögen zufließen zu sehen.

Endlich stimmte ich zu, nahm meine Entlassung und richtete mich bei Rossambeau ein. Ich sah indessen bald, daß nicht nur sein allerdings zu starken Bedenken Anlaß gebender körperlicher Zustand ihn die Gedanken an das junge Mädchen in Stockholm hatte aufgeben lassen, sondern daß auch eine innere Abkühlung ihr gegenüber eingetreten war. Er empfand keine Sehnsucht mehr nach ihr; durch die langen Jahre war ihr Andenken verwischt, und wiederholter Einblick in unglückliche Ehen hatten ihn bedenklich gemacht, sich überhaupt zu vermählen.

Wir lebten die kommenden Jahre in glücklicher Eintracht zusammen, nichts störte unser Einvernehmen, und nur meines Freundes Krankheit gab zeitweilig Anlaß zu Sorge und Kummer. Da die Verwaltung größerer Besitzungen stets mit Mißhelligkeiten und Mühe verbunden ist, beschloß Rossambeau seine gesamten Güter zu veräußern und sein Vermögen in französischer Rente anzulegen. Nur das Schloß des Hauptgutes mit dem angrenzenden Garten und Park

mit einem herrlichen Gehölz und einem großen See blieb in seinem Besitz und ward zur Instandhaltung einem Manne Namens Terrier übergeben, der schon in des verstorbenen Onkels Diensten gestanden hatte, und den auch Rossambeau wegen seiner trefflichen Eigenschaften wie einen Freund schätzte.

Eines Tages hatte er Terrier mit ungewöhnlich großer Förmlichkeit zu Tisch eingeladen, und dies geschah, obgleich oder weil Rossambeau sich wieder einmal einer Melancholie hingab, die mit seinem Leiden eng zusammen hing. Seine Absicht trat bald zu tage, denn gegen Ende der Tafel erhob er sein Glas und sagte, uns beide mit seinen guten, träumerischen Augen anschauend:

„Damit Ihr es wißt, meine Freunde, alles was ich an Geld und Papieren besitze, soll nach meinem Tode Courdière gehören. Ihnen aber, lieber Terrier, vermache ich hiermit das Schloß mit allem Zubehör. Einer kann für den anderen zeugen, wenn ich sterbe; doch will ich der größeren Sicherheit wegen nun auch endlich mein Testament machen.“

Wir erwiderten darauf, was unsere dankbaren Herzen uns eingaben, aber drangen auch in unseren Freund, sich der trüben Gedanken zu entschlagen. Das Schicksal gehe seine eigene Wege; vielleicht überlebe er uns noch; menschliche Vor-

aussetzungen würden oft schon durch die nächste Stunde zerstört.

Acht Tage später erhielten wir zu unserer Überraschung vom Provinzial-Militär-Kommando die Anfrage, ob wir als frühere Offiziere bereit seien, gegebenen falls wieder in die Armee einzutreten. Es schwirrte zu jener Zeit etwas Bedeutsames in der Luft. Das Verhältnis zwischen Frankreich und einem benachbarten Großstaat war ein sehr gespanntes, und man wünschte sich auf den äußersten Notfall vorzubereiten.

Wir erwiderten nach gepflogener Beratung, daß wir uns für die freiwillige Krankenpflege zur Verfügung stellen wollten und näherer Mitteilung entgegensähen. Wir empfingen aber keine Antwort; schon aus dem Grunde blieb eine Nachricht aus, weil die Wolken am politischen Himmel sich wieder verteilt hatten.

Einige Monate später jedoch beschloß die französische Kammer eine Expedition nach Afrika, und nun waren wir es selbst, die, von dem Drange, unser zurückgezogenes Leben einmal wieder gegen ein anderes zu vertauschen, getrieben, uns meldeten, indem wir erklärten die Kosten unserer Ausrüstung selbst übernehmen zu wollen.

Ich stehe, um nicht zu ermüden, und um den Zweck im Auge zu behalten, der mich bei diesen Aufzeichnungen leitet, von der Schilderung aller

Einzelheiten der nun eintretenden Ereignisse ab, und erwähne nur, daß mein teurer Freund, Graf Rossambeau, bevor wir den afrikanischen Boden betraten, ja, noch bevor wir uns den Militärbehörden, die unser Anerbieten angenommen, vorgestellt hatten, in einem spanischen Städtchen einem Herzschlag erlag, und daß kurz nach unserer Abreise auch Terrier durch einen Unfall beim Baden in unserem stillen Gutssee verstarb. Tief erschüttert durch diese zwiefache Katastrophe überlegte ich, was nun geschehen solle. Im letzten Augenblick, vordem er die Augen für immer geschlossen, hatte Rossambeau mich noch seinen Erben genannt und mangels eines Testaments, dessen Anfertigung er, wie das ja häufig so geht, trotz des gefaßten Vorsatzes noch immer hinausgeschoben hatte, auf eine vor Jahresfrist einmal für mich ausgestellte Vollmacht hingewiesen, durch die ich ermächtigt worden war, über Gelder in jeglicher Höhe für ihn zu verfügen und ihn überhaupt in allen Angelegenheiten, welchen Namen sie immer haben mochten, zu vertreten. Aber wenn ich auch moralisch berechtigt war, von dieser Vollmacht zufolge seiner ausdrücklichen Bestimmung nach seinem Ableben Gebrauch zu machen, so erübrigte doch noch die gesetzliche Bestätigung der Erbschaft, und daß mir letztere auf meine bloße Aussage hin, ohne Terriers Zeug-

nis, zugesprochen werden würde, erschien mir wenigstens damals so zweifelhaft, daß ich mir wie ein Durstender und Hungernder erschien, der mit gebundenen Händen vor einer reich besetzten Tafel sitzt.

Endlich, nach tagelangem Kampfe, beschloß ich doch in dem Sinne des Verstorbenen zu handeln und die Erbschaft ohne behördliche Zustimmung anzutreten.

Zu dem Zwecke löste ich unter Vorschützung verschiedener Hindernisse, vor allen Dingen mein Verhältnis zur Militärbehörde wieder und begab mich sodann nach Italien, von wo aus ich, den Tod Rossambeaus verschweigend, angeblich in seinem Namen und für seine Rechnung, sein ganzes Vermögens von dem Pariser Bankhause welches dasselbe verwaltete, einzog. Da ich früher oft im Namen meines Freundes an das Haus geschrieben hatte, und dasselbe die mir seiner Zeit von ihm erteilte Vollmacht kannte, so stieß ich hierbei auf keinerlei Schwierigkeiten. Der Witwe Terriers übermachte ich, ebenfalls in Rossambeaus Namen, das Schloß mit allem Zubehör und siedelte nach Erledigung dieser Angelegenheiten in die Schweiz über.

Später unternahm ich zahlreiche Reisen und kam auch nach Schweden, wo ich mich nach Fräulein Ahne Guldang, der dereinstigen Geliebten

Rossambeaus, erkundigte. Als ich die Nachricht erhielt, daß sie nach der Stadt Föhrde in den Elbherzogtümern übergesiedelt sei, beschloß ich, mich ebenfalls daselbst niederzulassen. Mein leitender Gedanke dabei war, meines Freundes Unrecht gegen seine Braut gut zu machen. Fräulein Guldang oder ihrer Familie wollte ich das eingezogene Vermögen dermaleinst überweisen.

In dieser Absicht fand mein Gewissen, das nie aufgehört hatte, mich zu mahnen, und das noch spricht, während ich diese Bekenntnisse niederschreibe, wesentlich Beruhigung. Ich würde aber doch meines Lebens nicht froh geworden sein, wenn nicht eine andere Stimme mich immer wieder von Schuld freigesprochen hätte.

Es gab eben keinen anderen, sicheren Weg, um in Besitz dessen zu gelangen, was, dem Willen des verstorbenen Freundes gemäß, mein rechtliches Eigentum war, und ich schlug ihn ein, teils allerdings beherrscht von dem natürlichen Triebe, etwas mein eigen zu nennen, zugleich aber, weil ich von vornherein beschlossen hatte, mit dem Gelde unausgesetzt Gutes zu thun. Diesen Vorsatz habe ich auch gehalten. Wenn ich Sie und ihre edle Frau bitte, ein Dritteil des Vermögens, welches ich, entgegen meiner ursprünglichen Absicht, der Baronin Bolten nicht vermacht habe, weil sie bereits hinreichend mit Glücksgütern

gesegnet ist, für Ihren Sohn Felix annehmen zu wollen, so drängt es mich gleichzeitig, Ihnen alles offen zu enthüllen. Entscheiden Sie, ob ich zu verdammen bin, oder ob ich richtig gehandelt habe. Ich hoffe, daß Sie sich keinen Bedenken über die Verteilung meines Nachlasses hingeben und keine Einsprache bei den Gerichten erheben werden. Entziehen Sie den Armen der Stadt nicht die Wohlthat, die ich ihnen angedeihen lasse, und gestatten Sie dem Stadtrat Jahn durch mein Vermächtnis wieder in die Lage zu kommen, in seiner Heimat thätig und glücklich zu sein. Verwalten und nutznießen Sie das letzte Drittel für ihren Sohn, bis er mündig oder verständig genug ist, weise damit umzugehen. Bewahren Sie und Ihre Frau Gemahlin, ich bitte, ein freundliches Andenken Ihrem ergebenen Diener

Alfred de Courdière
genannt Graf Caffaroni.

Nachschrift. Damit neben dem Schwur, den ich vor dem Allerheiligsten leiste, daß alles in diesen Blättern Verzeichnete lautere Wahrheit ist, keinerlei Zweifel über das Verhältnis aufkommen können, welches mich mit dem Grafen Rossambeau verknüpfte, lege ich unsere gesamte Korrespondenz seit den Tagen von St. Cyr und auch das Original der mir seiner Zeit erteilten Vollmacht bei.

Und nun leben Sie nochmals wohl. Gott

schenke mir Gnade vor seinem höchsten Richterstuhl. Amen."

„Nun?" hub Frau Doktor Kartheuser an, nachdem ihr Mann seine Vorlesung beendet und beim Schluß die Stirn in sehr bedenklicher Weise in Falten gezogen hatte. „Du hegst doch keine Zweifel bezüglich der Rechtmäßigkeit Eurer Ansprüche? Du willst doch wohl nicht gar dem französischen Staat das große Kapital ausliefern? Es kann, scheint mir, keiner Frage unterliegen, daß Caffaroni zur Einziehung des Rossambeauschen Vermögens berechtigt gewesen ist, und daß Ihr jedenfalls ohne Skrupel die Erbschaft antreten könnt! Er vermachte Euch seinen Besitz testamentarisch; kann dagegen jemand einen Einspruch erheben!"

„Vielleicht doch unser Gewissen, Blanca!" entgegnete der Doktor ernst. „Ich glaube, auch Dir würde es eine Beruhigung gewähren, wenn wir den Konsens der französischen Behörden zum Antritt der Erbschaft in Händen hielten, den der Verstorbene einzuziehen unterließ. Welche Folgen mit einer ungesetzmäßigen Handlungsweise verbunden sind, welche Wirkungen diese hervorruft, ersiehst Du am besten aus der Schilderung, die der Graf von seinem Seelenzustand entwirft. Sein Gewissen mahnte ihn bis zum letzten Augenblick; ein ungeteiltes Glück ist ihm aus dem Besitz nicht geworden."

„Ach, Ihr Juristen mit Euren peinlichen Bedenken!“ rief die Doktorin lebhaft. „Hat er nicht das Vermögen zum besten seiner Mitmenschen verwandt? Im Gutesthun fand er seine Befriedigung, erblickte er seine Lebensaufgabe; diese Gesichtspunkte leiteten ihn sicherlich auch mehr, als er das Rossambeau’sche Vermögen einzog, als die Aussicht auf Wohlleben. Caffaroni war ein edler Mensch, man sah’s in seinen ernsten, milden Zügen, sie konnten nicht täuschen. Er teilte meinen Wahlspruch: „Schulter an Schulter“ und übte praktisches Christentum. Glaube mir, dem Gott über den Wolken, dem, welcher in die Herzen schaut, war er ein Wohlgefallen. Und bist Du denn überhaupt berechtigt, vertraulich gegebene Mitteilungen an die große Glocke zu hängen? Sicher verband der Graf mit seinen Enthüllungen nicht die Absicht, daß man ihn nach seinem Tode als einen Betrüger ansehe! Ihm war’s Bedürfnis, einem Ehrenmanne, einem Freunde, sein Herz auszuschütten. Was sollte ihn sonst zu seinen Aufzeichnungen bewogen haben? Konnte er nicht sein Geheimnis mit ins Grab nehmen? Wurde durch sein Geständnis das Geschehene entschuldbarer, erwies er Dir einen Dienst damit? Die Wahrheit enthüllte er aus dem Drange nach Wahrheit. Wenn er sich durch die Unterlassung einer Formalität bedrückt fühlte, so verstehe ich

das sehr wohl. Aber was ihm sein Freund mit warmer Hand schenkte, gehörte ihm doch von Gottes- und Rechtswegen, und somit stand ihm auch die Verfügung an Euch zu.“

Aber diese der freien Auffassung der Doktorin entspringenden Auseinandersetzungen entlockten doch Kartheuser nur ein Lächeln und überzeugten ihn nicht.

„Du nimmst, weil Du nach Deinem Gefühl urteilst, immer von den Menschen das beste an, liebe Blanca,“ entgegnete er. „Ich aber könnte, vorsichtiger veranlagt, sagen: Kann nicht jemand, der sich einer solchen Umgehung der Gesetze schuldig machte, — als eine Umgehung bezeichnet doch Caffaroni seine Handlungsweise selbst, — ebensowohl imstande sein, die Unwahrheit zu reden? Wenn nun trotz der Vollmacht, welche allerdings die Wahrscheinlichkeit seiner Aussagen erhärten mag, dieselben ganz aus der Luft gegriffen sind? Caffaroni war vielleicht ein Betrüger, obgleich er des Grafen Rossambeau Freund gewesen ist! Und wer war Rossambeau? Wir wissen über ihn nur, was der Verstorbene uns sagt. Nein! ich will thun, was ich für recht halte. Ich mag für unsern Sohn kein Geld, das nicht auf legalem Wege erworben ist.“

„Wie, Du hälst Caffaroni für einen Betrüger, Kartheuser? Unmöglich! Und war er wirklich ein

zweiter Eugen Aram, hat er seine Schuld nicht redlich gesühnt? Denke an das Begräbnis. Sah man je dergleichen? Hunderte folgten dem Sarge ihres Wohlthäters. Und höre, wie die Armen von ihm reden, und erwäge, was sich alles nach seinem Tode herausgestellt hat! Du sagst doch selbst, daß nach seinem Kassabuch fast kein Tag vergangen ist, an welchem er nicht hier und auswärts Wohlthaten geübt hat!"

Kartheuser bewegte mit zweifelndem Ausdruck in den Mienen den Kopf. „Nein, für einen Betrüger halte ich ihn nicht, und gern möchte ich glauben, daß die Dinge sich so verhalten, wie er sie darstellt. Aber da ich keine absoluten Beweise habe, widerstrebt es mir, die Erbschaft anzutreten."

„Wirst Du die Volten benachrichtigen?"

„Nein! Wem würde damit gedient? Wir werden überhaupt mit keinem Unbeikommenden über diese Aufzeichnungen reden. Kein Makel soll auf sein Andenken fallen!"

Hier wurden die Ehegatten unterbrochen, da eins der Mädchen die Thür öffnete und hineinrief: „Eben kommt Male von nebenan von Valentinis, Frau Doktor, und erzählt, daß Baron von Volten vor einer halben Stunde gestorben ist."

Kartheusers sahen sich erschrocken an.

Wie das Schicksal seltsam spielte! Vor acht

Tagen hatte sich der alte Herr ins Bett gelegt, weil er über starke Schmerzen in der Seite geklagt, aber niemand hatte die Sache ernst genommen. Jetzt war auch Ahnes Leben und Dasein zerstört, sie stand einsamer da, als vordem. Was sie einmal ersehnt, das war ihr nicht geworden, und nun schien es, als habe ihr das Schicksal nur deshalb noch in späten Jahren ein unerwartetes Glück zuwenden wollen, damit sie die Härten des Alleinseins und der Verlassenheit um so mehr empfinden solle!

Ohne ihren Gedanken Ausdruck zu verleihen überdachte die Doktorin, auf wie verschiedene Weise die Menschen sich ihr Glück zu zimmern versuchen. Caffaroni war, — vielleicht durch einen Betrug veranlaßt, — ein Wohlthäter für viele geworden. Ahne hatte, schon in Ihrer Jugend durch Enttäuschungen verhärtet, den entgegengesetzten Weg eingeschlagen und war so wenig glücklich geworden wie jener. —

Einige Tage nach diesem, durch Vorlesung der vertraulichen Mitteilungen Rossambeaus hervorgerufenen Gespräch, dessen Inhalt Kartheusers begreiflicher Weise fortdauernd beschäftigt und schließlich in dem Doktor einen unumstößlichen Entschluß gereift hatte, brachte die Post den Ehegatten morgens beim Frühstück mehrere Briefe. Der eine derselben enthielt eine Ein-

ladung von Adlers zu der demnächstigen Taufe ihres Erstgeborenen; ein zweiter kam vom Stadtrat aus Rendsburg; in ihm gab dieser seiner freudigen Überraschung über die Erbschaft Ausdruck und kündigte seinen bevorstehenden Besuch in Föhrde an; ein dritter Brief endlich brachte die Meldung von Felix, daß er sein Examen glücklich bestanden habe.

„Ah! wird das Minna freuen!“ stieß die Doktorin neben anderen Ausdrücken der Freude, froh bewegt heraus und fügte hinzu, indem sie ihrem nicht minder in gehobene Stimmung versetzten, und dies durch ein stilles, glückliches Kopfneigen an den Tag legenden Manne die zweite Tasse Kaffe einschenkte: „Na, nun sag' mal, wie denkst Du, Kartheuser, denn eigentlich über die Erbschaftsangelegenheit? Bist Du zu einem Entschluß gelangt? Ich habe inzwischen auch noch darüber nachgedacht und glaube, daß mein Plan Dir gefallen wird.“

„Ja,“ entgegnete der Doktor ziemlich ernst und mit der Absicht, seine Frau auf das Kommende vorzubereiten. „Ich weiß, was ich will! Aber bevor ich rede, laß einmal hören, was Du ausgesonnen hast!“

Bevor die Doktorin antwortete, nahm sie, und zwar etwas versteckt, ein kleines Prieschen

und sagte dann aufstehend und ihrem Mann näher tretend:

„Erstens, die ganze Angelegenheit bleibt lediglich zwischen uns beiden. Selbst Jahn erfährt nichts von den vertraulichen Aufzeichnungen.“

Der Doktor nickte befriedigt.

„Zweitens, Du trittst die Erbschaft für Felix an —“

Nun schüttelte der Doktor enttäuscht und fast etwas unwillig den Kopf.

„Na na! Höre doch erst, gestrenger Gebieter. Du trittst die Erbschaft für Felix an, trittst sie jedoch sogleich wieder ab, indem Du auch dessen Drittel den Armen, und zwar „den verschämten Armen“ unserer Heimat mit dem Motto des Spenders: ‚Schulter an Schulter‘ über —“

Aber die Doktorin sprach nicht aus. Im Nu umfaßte der Mann sein Weib mit den Armen, zog sie fast stürmisch zu sich herab und flüsterte, seine guten, freundlichen Augen mit einem Blick inniger Liebe auf sie richtend:

„O Du! Immer bleibst Du Dir doch gleich, edle, liebe Seele. Ja, so soll es sein. Habe Dank, und wisse, so wollte ich es auch!“

Doch schnellten sie fast wie ein beim Kuß ertapptes Brautpaar auseinander, als nun Minna die auch heute, wie immer, etwas spät zum Früh-

stück erschien, die Thür mit einem freundlichen, hellklingenden „Guten Morgen, liebe Tante, lieber Onkel“ öffnete. „Guten Morgen, guten Morgen!“ gab der Doktor zurück und zog das schöne, blühende Mädchen an sich. „Gute Nachrichten Minna: Dein Papa kommt zum Besuch, und auch Felix meldet sein eben gut bestandenes Examen und seine baldige Ankunft.“

„Ah, ah!“ rief Minna Jahn glückstrahlend; wundervolle Farben ergossen sich über ihre Wangen, und ihre Augen leuchteten.

Die Doktorin aber sagte schelmisch lächelnd, während sie Minna die eben für sie eingeschenkte Tasse hinüberschob:

„Sag, Kind, welcher Besuch freut Dich nun mehr, der Deines Vaters oder —“

Das letzte Wort erstarb der Doktorin im Munde, denn in stummseliger Verlegenheit verbarg Minna Jahn ihr Köpfchen an der Brust ihrer Pflegemutter und ließ es dort ruhen, während diese gerührt flüsterte:

„Mein liebes, mein gutes Kind! — Und höre! Heute ist ein Glückstag für uns alle! Laß Dir von Onkel erzählen, was Deinem Papa geworden. Er hat ein großes Vermögen geerbt, und — und Minna —“ hier löste sich die Angeredete aus den Armen der Doktorin, und ihre großen Augen richteten sich erstaunt

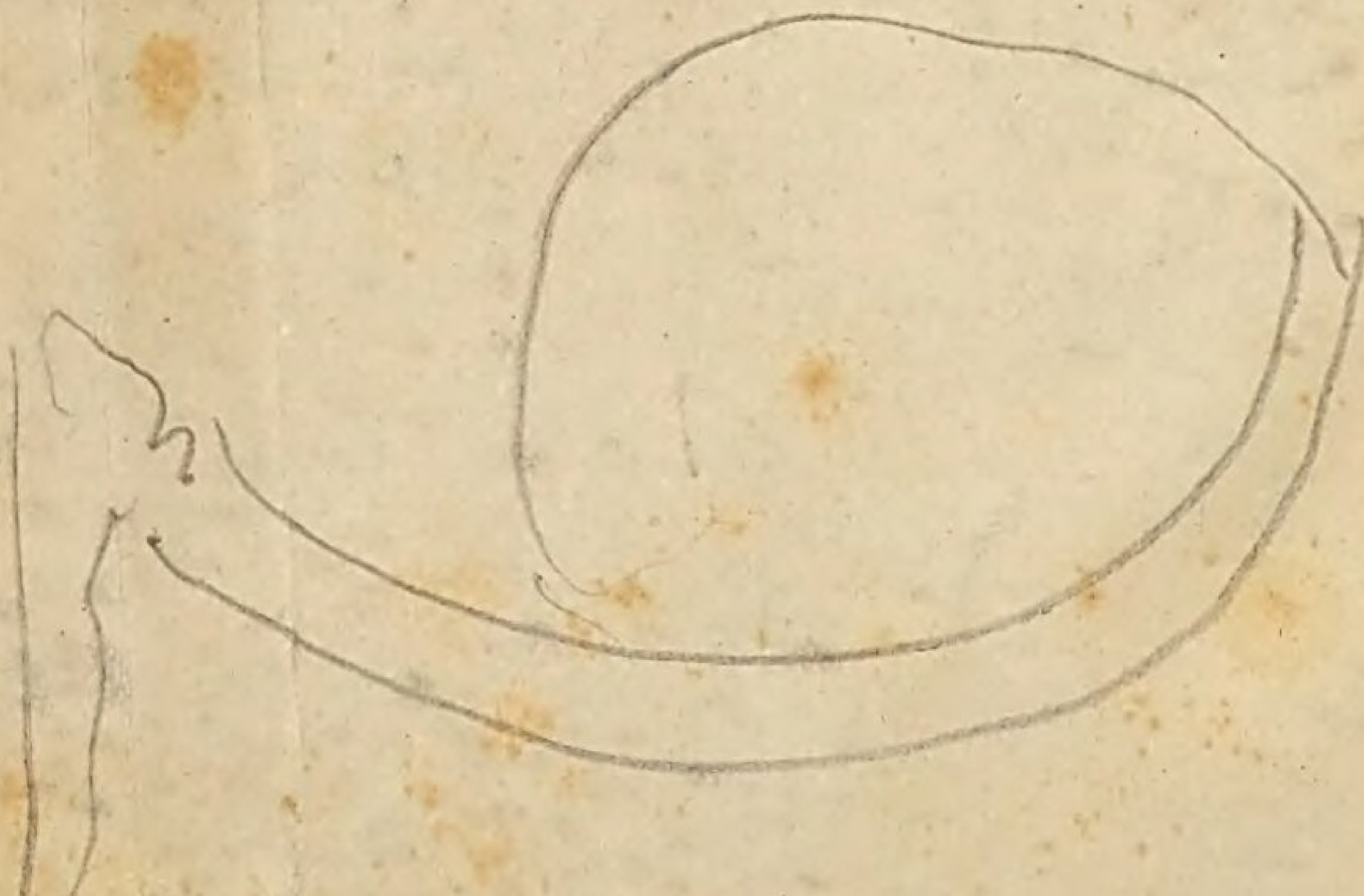
forschend auf das Gesicht ihrer Pflegemutter, — „ich denke sicher, nun kehrt er wieder in seine alte Heimat, in unsere geliebte Stadt Föhrde zurück und freut sich seines und seiner Kinder Glück!“

„Amen,“ bestätigte der Doktor, und ein silbernes Pünktchen glänzte in seinen guten, ehrlichen Augen. —

Ende.

Druck von Oswald Schmidt, Leipzig-Reudnitz.







Schulter an Schulter

Bd.: Zweiter Band

[1889]